Eine handvoll erde

Clara Viebig



Eine Handvoll Erde

Achte Auflage

Von C. Viebig erschienen ferner folgende Werke im Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W

Romane: Rheinlandstöchter / Dilettanten des Lebens / Es lebe die Kunst / Das tägliche Brot / Das Weiberdorf / Die Wacht am Rhein / Vom Müller-Hannes / Das schlafende Heer / Absolvo te / Das Kreuz im Venn / Die vor den Toren / Das Eisen im Feuer / Eine Handvoll Erde. **Novellen:** Kinder der Eifel / Vor Tau und Tag / Die Rosenkranzjungfer / Naturgewalten / Die heilige Einfalt / Heimat / Drei Erzählungen. **Theater:** Barbara Holzer. Schauspiel / Pharisäer. Komödie / Der Kampf um den Mann. Dramenzyklus / Das letzte Glück. Schauspiel. / **Ausgewählte Werke.** Sechs Bände. Inhalt: Rheinlandstöchter / Kinder der Eifel — Vom Müller-Hannes / Es lebe die Kunst / Die Wacht am Rhein / Das schlafende Heer / Einer Mutter Sohn.

Luxusausgaben

auf Büttenpapier gedruckt und von der Verfasserin gezeichnet, sind noch von folgenden Werken vorhanden: Naturgewalten / Einer Mutter Sohn / Absolvo te / Das Kreuz im Venn / Die heilige Einfalt / Die vor den Toren / Heimat / Eine Handvoll Erde.

Eine Handvoll Erde

Roman

von

C. Viebig



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1915



Erstes Kapitel

Reschkes saßen in ihrer Küche. Sie hatten eben gegessen, Mittag und Abendbrot gleich zusammen, denn er kam erst gegen Sieben aus der Kartonnagenfabrik, und sie wartete mit ihrer Mahlzeit auf ihn. Nun hatte er das letzte Stückchen Hammelfleisch aus der Gemüsebrühe herausgefischt und legte die Gabel hin, während sie sich noch den Rest der Tunke, der in der Schüssel zurückgeblieben war, in ihren Löffel goß. Das bißchen Fleisch ließ sie ihm immer, denn wenn es auch nicht mehr so knapp zuging wie in früheren Jahren, als die Kinder noch klein waren, es war doch alles sehr teuer.

Der Mann lehnte sich in seinen Stuhl zurück, streckte die Beine lang unter den Küchentisch und gähnte: „Ich wer' nachher mal rüber gehn, 'ne Partie spielen. Nimm's nich übel, Alte," — er sah ihre gerunzelte Stirn und lachte — „aber es is mir zu langweilig bei dir."

„Spielste Billjard?" fragte sie und sah ihn forschend an.

„Weiß nich!" Er zuckte die Achseln. „Kommt drauf an, wer grade da is." Er steckte die Hände in die Hosentaschen und kippte mit seinem Stuhl hin und her. „Hier unsre Küche kenn ich nu in- und auswen-

dig und drin die Stube auch — man sehnt sich doch mal nach 'n bißchen was andrem. Abwechslung muß der Mensch haben, sonst geht er ein." Er seufzte auf.

„Biste denn krank?" fragte sie fast ängstlich. Man sah es ihrem Blick an, daß sie ihn noch lieb hatte, daß sie in ihm immer noch den sah, dem sie in ihrer Jugend willig das hingegeben hatte, was ihr einziges Besitztum war.

„Krank? I bewahre! So 'ne Knochen wie du wer' ich freilich nie kriegen" — er zog sie mit einer etwas spöttischen Miene zu sich heran — „was, Alte?! Dafür bist du aber auch vom Land und ich aus der Stadt."

Sie hielt geduldig still, ließ ihn ihre starken Arme befühlen und ihn auf ihren breiten Rücken klopfen. Sie war größer als er und sah auf seine schmächtige Gestalt herab. Gutmütig lachend gab sie zu: „Ja ja, Knochen hab ich — Gott sei dank!" Sie sah auf ihre verarbeiteten Hände, und ihr Gesicht wurde nachdenklich: was hätte sie denn wohl anfangen sollen ohne die Knochen?! Denen hatte es nichts ausgemacht, wenn die Last auch einmal schwer war; sehr schwer.

„Na, warum denn so ernsthaft? Du machst ja 'n Gesicht auf einmal — na ich danke! Bist wohl beleidigt?"

Sie sah ihn freundlich an. „O nee, so dumm bin ich nich. Aber weißte, Arthur, 's wär' mer doch lieber, wenn de nich drüben nach 's Kaffee Amor tätst gehn. Da gibste immer viel aus, du verlierst bei die Karten. Un denn haste morgen Kopfweh. Bleib doch hier — um Neune kommt ja ooch Fridchen!"

„Wenn schon!“ Die Lockung mit der Tochter verfing nicht bei ihm, er lachte kurz auf. Die Frida war ja gewiß ein braves Mädel, aber genau so wie die Mutter. Und drüben die freundliche Bedienung von jungen ‚schicken‘ Damen war amüsanter. Aber er traute sich nicht recht, jetzt zu gehen, wenn Mine so ein Gesicht machte.

Verdrossen saß er am Küchentisch und betrachtete seine Nägel.

Die Frau fing an, das Geschirr abzuwaschen, verstohlen blickte sie dabei nach ihrem Mann. Er saß gelangweilt da, ach ja, sie wußte es ja selber, sie war nicht sehr unterhaltend, dazu hatte sie zu viele Sorgen gehabt in ihrem Leben. Und sie hatte auch die Bildung nicht, die er verlangen konnte; denn er war mal drei Jahre aufs Gymnasium gegangen. Die Schwiegermutter hatte noch auf dem Totenbett gejammert: warum ihr Arthur bloß nicht ein studierter Herr Doktor geworden war?!

Mine Reschke machte ein ernstes Gesicht, sie sah ein, für Arthur war es wirklich nichts, hier immer nur bei ihr in der Küche zu sitzen. Aber war's denn drüben was für ihn? Abspenstig machen würde ihn ihr wohl keine — die Zeiten waren vorbei — aber sie wollte es nicht, nein, sie mochte es durchaus nicht, daß ihr Mann, ihr Arthur, Fridchens Vater, da drüben saß. Sie zog die Stirn nachdenkend in Falten. Wenn sie nur etwas Besseres wüßte für ihn! Wo man auch zum Vergnügen hingehen konnte, es kostete alles sündhaftes Geld, das Café drüben war am Ende doch noch das Billigste; und er hatte es so nah gegenüber. Und

rechts so eines, und links so eines, und ein Haus weiter eines, und zwei Häuser weiter auch. Überall Restaurants; Haus bei Haus, die ganze Straße. Im ersten Stock Hotel, im zweiten Stock Pension, im dritten Stock Privatlogis, im vierten möbliertes Zimmer mit Separateingang; und unten in jedem Parterre das Restaurant mit freundlicher Damenbedienung.

Mine ließ mutlos die Hände herunterhängen. „Wären wer bloß nich hergezogen!" Sie wußte nicht, daß sie es laut herausstieß mit einem Seufzer.

„Ja, schön is anders!" Er empfand besonders die schlechte Luft. Da war es doch im Westen, als sie noch Portiers waren, besser gewesen. Jetzt mochte freilich auch alles zugebaut sein. Mutter und Vater Reschke und der kleine Willi und dann das Lieschen, die sie dagelassen hatten auf dem Schöneberger Kirchhof, würden sich auch wundern, wenn sie heraussehen könnten aus ihren Gräbern. Berlin war eben eine große Stadt, wurde alle Tage noch größer.

Mine nickte: „Ach je!" Nun waren sie schon viel herumgekommen in den zwanzig Jahren, von der Göbenstraße nach der Neuen Winterfeldtstraße in Schöneberg, von da nach dem Kreuzberg, dann Blücherplatz, von da wieder in eine funkelnagelneue Straße nach Wilmersdorf; und da hatte es ein Ende genommen mit dem Portiersein. Arthur wollte nicht länger das Haus mehr reinmachen: nur ein Weibsbild könnte sich so etwas gefallen lassen. Und Mine mußte doch auf Waschstellen gehen.

So hatte denn die große Wanderung angefangen. Immer dahin, wo man gerade Verdienst fand. Für

Arthur durfte es nur leichte Beschäftigung sein, und die traf sich selten. Sie waren gezogen fast rund um Berlin. Vom Westen in die Gegend am Urban, vom Urban nach der Frankfurter Allee, von da bis nach Moabit in die Togostraße, und dann wieder tief hinein ins Herz von Berlin. Mine konnte von einer Hofwohnung fünf Treppen hoch in der Mulackstraße erzählen und von ein paar verwanzten Stübchen am Arconaplatz. Aber am wenigsten gern wohnte sie doch jetzt hier. Wenn der Tag hell war, sah die Straße gar nicht so unangenehm aus: hohe Häuser wie überall, Grünkramkeller und Schlächter und Kaufmannsläden. Die Häuser zwar altmodisch und verwohnt, an mancher Fassade sogar der Putz abgeblättert, innen hölzerne Treppen, winklige Gänge, viele Türen und Türchen, Höfe drei, vier hintereinander; aber morgens gingen fleißige Männer zur täglichen Arbeit heraus und Kinder zur Schule, und Frauen, die Markttasche am Arm, holten ein. Doch wenn es dämmerte, der Abend sank —?!

Die Mutter sah unruhig nach der Uhr: noch kam Fridchen nicht!

Der Mann hatte das Fenster aufgemacht, aber man sah gegen eine graugelbe, verstaubte, rissige Hinterwand. Und daß Luft ins geöffnete Fenster kam, merkte man auch nicht. Die war genau so verbraucht, von allerlei Gerüchen dick, wie die Luft der Küche. Arthur hatte den Arm ums Fensterkreuz geschlungen, den Oberkörper vorgeneigt und blickte da hinauf, wo man den Himmel vermuten konnte.

„Du, ich glaube, ich seh 'nen Stern!“

„Ach nee!“ Mine sagte es traurig. „Wo soll wohl hier 'n Stern herkommen!“

„Na, erlaube mal!“ Arthur ärgerte sich: wenn sie nur was auf Berlin sagen konnte. „Als ob hier nich ebenso gut Sterne am Himmel stehen könnten wie draußen auf 'm Feld.“

„Ja, aber mer sieht se nich! Mach's Fenster zu, Arthur, es stinkt rauf.“

Er schlug das Fenster zu: nicht mal Luft konnte man schöpfen. Pfui Teufel! „Wir hätten doch lieber nach vorne raus ziehn sollen, da hätten sie wenigstens nichts rausgießen können. Heut is 's ganz toll. Oder merk ich's heute nur so?“

„'s wird Regen geben. Nötig tät der schon lange sein. Sonst wird's nischte mit die Frühkartoffeln.“

„Was gehn mich Frühkartoffeln an!“ Ungeduldig ging er hin und her. „Ich bin kein Bauer — wo heut nur die Zeitung bleibt! — aber besser hat's so einer doch. Wenn er Stunk riecht, riecht er wenigstens nur seinen eigenen!“

Es raschelte. Jemand versuchte, von außen eine Zeitung durch die Tür zu schieben. Nun klopfte es.

„Siehste, da is se schon!“ Mine öffnete. Draußen stand das kleine Mädchen von gegenüber. Sechs Parteien, allein hier im Haus, nahmen teil an der Zeitung, die der Budiker gegenüber hielt. Es wurde meist Abend, bis Reschkes die ‚Morgenpost‘ bekamen.

Arthur verfehlte nicht, zu sagen: „Nanu, ich dachte schon, ihr lerntet se auswendig!“

Die Kleine machte einen Knix; das bleiche Gesichtchen, von auffällig frisierten, in langen Locken ge-

drehten Haaren umwogt, errötete. „Ich kann wirklich nichts dafür,“ sagte sie ängstlich.

„'s macht ja auch nischte.“ Die gutmütige Mine wußte selber nicht, warum ihr dieses Kind so leid tat. Es schien doch so weit ganz ordentlich drüben zuzugehen, man hörte kein Gezänk; und das hätte man hören müssen, die Wände waren ja so dünn. „Was se für schöne Locken hat,“ sagte sie bewundernd, „un so 'ne feine blauseidene Schleife übers Ohr!“

Die Kleine duckte sich, der rauhen Hand ausweichend, die ihr übers Haar streichen wollte. Mit einem verschüchterten „Guten Abend!“ knixte sie und lief hinüber zu ihrer Küchentür.

„Warum die bloß drüben so zusperren, man kuckt ihnen doch nischte ab!“ Mine schüttelte den Kopf.

„Na, wer weiß auch!“

Mine wurde neugierig: was dachte Arthur denn? Oder wußte er was? Aber Arthur hörte gar nicht hin, er studierte die Zeitung.

Plötzlich legte er die Hand auf den Tisch, so kräftig, daß die kleine Küchenlampe, die er sich nahe herangezogen hatte, wackelte. „Was die jetzt billig Land anbieten! Einer, der gar nichts hat, kann sich jetzt schon 'n Haus bauen!“ Er schob ihr das Zeitungsblatt über den Tisch hin: „Da, lies mal!“

„Les du lieber!“ Mine war ein wenig verlegen. „Les du vor, du kannst besser!“

„Baustellen, Baustellen, mit und ohne Baugeld. — Kleine Anzahlung, Vorortgrundstück, Zehnpfennig-Tour. — Berliner Laubenkolonisten, pachtet kein Stück Land zu teuren Pachtpreisen, sondern kauft Par-

zellen zu ein bis fünf Morgen, nur dreihundert Mark Anzahlung! — Achtung! Baugrundstück, gelegen inmitten herrlicher Wälder. — Eigenheim! Jedermann kann sich heutzutage ein eigenes Heim schaffen.

Glücklich und heiter, froh und gesund,
Lebt man nur auf eigenem Grund!"

Arthur hatte mit steigendem Ausdruck gelesen; jetzt ließ er das Blatt sinken. Durchs Fenster jagte ein plötzlicher Zugwind einen Dunst herein, der einem fast den Atem benahm, und aus dem unteren Stockwerk tönte ein jämmerliches Weibergekreisch und dann ein schimpfender Männerbaß.

„Da gibt's wieder irgendwo Krach!"

Mine nickte: das war man ja gewohnt, aber jedesmal war es aufs neue gräßlich; besonders jetzt, wenn Arthur vorlas von Wald und Wasser und Eigenheim. Sie seufzte und schob das Zeitungsblatt weit von sich ab: „Das 's ja nischte for uns."

„Warum denn nich?!" Arthur ereiferte sich: das sah er gar nicht ein, daß sie allein leben sollten wie die Galeerensklaven, die angeschmiedet waren an der Ruderbank. Er stemmte beide Ellbogen auf den Tisch und stierte, den Kopf zwischen die Hände gestützt, auf die Zeitung, deren letztes Blatt ganz angefüllt war mit fettgedruckten, in die Augen fallenden Annoncen des Grundstück- und Hypothekenmarktes. Landhaus, Waldheim, Villa, Seegrundstück, Unter den Eichen, Laubenkolonie, Gartenland, Eigenheim — immer wieder Eigenheim! Die Ansiedlerbank gab bereitwillig jede Auskunft. Und da war auch ein Pächter, der wollte billig abverpachten: kleine Stücke, ganz in

der Nähe von Berlin, seltenstes Angebot, Sommerlauben in schönstem Garten!

Arthur Reschke atmete tief. Er, der immer nur das Pflaster Berlins getreten hatte und den Asphalt, der in der Hitze klebt, fühlte plötzlich einen Ekel. Im Keller geboren, im Keller aufgewachsen, dann viele Treppen heraufgeklommen, dann viele wieder heruntergeklettert — herauf, herunter und herunter, herauf — sollte er denn immer nur ein klägliches Stückchen Himmel suchen? Den nie sehen ohne dies angerauchte Grau? Über dem Feld aber stand der Himmel wie eine Glocke, reinblau wie die Blume des Flachses, von der Mine erzählte. Schön mußte es sein, wenn man sich hinausflüchten konnte auf ein stilles grünes Plätzchen, das einem allein, ganz allein gehörte. Bis hier in den Hof, vier Treppen hoch, hörte man das Rollen der Elektrischen, es ging durch die Straßen wie ein dumpfes Donnern; und Geschäftswagen polterten vom Stettiner Bahnhof her, es tönten die Hupen der Autos wie Schreie, sie gingen einem durch Mark und Bein.

Arthur Reschke hielt sich die Ohren zu: ja, so über vierzig Jahre Berlin nehmen mit. So lange man jung ist, macht es Spaß, aber wenn die Ohren nicht mehr so scharf sind, die Beine nicht mehr so geschwind, wenn die Lunge zu viel eingeatmet hat von dem Staub und dem Dunst, dann braucht der Mensch ein Plätzchen, wo er frei atmen kann. Er hüstelte.

„Du wirst doch nich wieder deinen Husten kriegen?“ Die Frau sah besorgt nach ihm hin.

„Hör mal!“ Und er las mit erhobener Stimme

die Verse vor, die sein auf die Landangebote stierendes Auge eben entdeckt hatte:

„Mein Heim, mein liebes kleines,
Voll Sonne und voll Ruh,
Wie eil ich deinem Frieden
Am Feierabend zu!“

„'s scheene,“ sagte sie und machte ein ganz andächtiges Gesicht. Wie der Prediger in der Kirche las er's. Ach ja, da draußen, sie wußte es ja so genau, wie schön es da draußen war! Ihre Jugend auf dem Lande hatte sie nie, nie vergessen. Aber daß der Arthur sich so danach sehnte?! Sie ahnte es nicht, daß ihre eigenen Erzählungen es gewesen waren, diese nie endenden Erzählungen von Luft und Sonne, von grünender Saat und duftendem Klee, von wogendem Korn und von Himmelsbläue — Erzählungen, die wie Märchen klangen — daß die den ersten Keim der Sehnsucht in seine Brust gepflanzt hatten. Sie faltete die Hände: „Ach ja, wenn man mal wieder raus könnte!“

Da schrie er sie unwirsch an: „Mach nich so 'n dämliches Gesichte,“ knüllte die Zeitung zusammen und schleuderte sie in eine Ecke. „Wozu 's erst lesen, wenn man's doch nich kriegt. Ich geh jetzt rüber — ich hab's satt.“ Er nahm seinen Hut und lief die Treppen hinunter.

Sie hörte ihn poltern und leuchtete mit der Küchenlampe übers Geländer nach: auf den Treppen war es ja so finster, der Wirt ließ das Gas immer nur halb aufdrehen. Ach, und die Miete war trotzdem so hoch!

Mit einem Seufzer ging die Frau in ihre Küche zurück. Da saß sie nun und stopfte Strümpfe und hörte die stetige Unruhe des eingepferchten Hofes, die beständige Unrast des vollgepfropften Hauses, den immerwährenden Umtrieb der immer vollen Stadt; all den Lärm, von dem das einzelne nicht erkennbar ist, der aber wie ein ewig wogendes, dumpfes Brausen das Ohr belästigt. Endlich flaute er ab und wurde leiser.

Durchs Fenster kam jetzt ein nächtliches Wehen, ein Luftzug, der sich irgendwo eine Ahnung von Reinheit aufgesammelt hatte, und der nun seinen Atem schlafbringend in die kleine Küche hauchte.

Der Frau war der Kopf herabgesunken. Das vergebliche Warten auf die Tochter hatte sie abgespannt: mein Gott, warum Fridchen heut nur so besonders lange ausblieb? Sie hatte gegähnt, nach der Uhr geblickt — halb zehn, — nun schlief sie, die Stirn auf dem Tischrand. Plötzlich schreckte sie auf, ein unterdrückter Aufschrei hatte sie geweckt. Unten aus dem Flur kam er.

Die Mutter riß die Küchentür auf: auf den Treppen war es schon stockdunkel. Nun kam es die Stufen heraufgelaufen, ganz eilig, wie verfolgt, in die Küche stürzte es hinein, und Frida Reschke sagte ganz atemlos: „Mutter, mach zu, mach zu!“

* * *

Frida Reschke war Schneiderin; keine perfekte, sie schneiderte für Kinder Schulkleider, für Hausmädchen

Servierkleider, für die Damen besserte sie nur aus. Sie hatte ihre feste Kundschaft, und wenn die Arbeitswoche sieben Tage statt sechs gehabt hätte, so hätte sie auch die besetzt gehabt. Aber auf den Sonntag hielt sie, schon der Mutter wegen. Frau Reschke hätte es nicht zugegeben, daß ihr Fridchen an diesem geheiligten Tage wie an allen anderen Tagen frühmorgens um acht mit der Tasche, darin Schere, Nadelbüchse, Zentimetermaß, Fingerhut und das sorgfältig zusammengerollte Modenblatt, zur Kundschaft ausgezogen wäre. Denn Gott sprach: ‚Sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten sollst du ruhen von allen deinen Werken' — das wußte Mine noch von der Dorfschule her.

Heute hatte Frida einen weiten Weg gehabt. Ganz oben in der Wilhelmstraße, dicht am Belleallianceplatz, schneiderte sie für die Hausdame von Doktor Hirsekorn einen Morgenrock. Früh langte die Zeit manchmal nicht, aber abends ging sie immer zu Fuß, auch diesen weiten Weg. Es tat ihr gut, daß sie sich Bewegung machte, sie hatte eine üppige Figur, eine volle Brust, und doch zeigte ihr rundes Gesicht das weiche Wachsblaß der Bleichsüchtigen.

Jetzt stand sie in der Küche und rang nach Luft.

„Na, was denne?" Mine war ein bißchen ängstlich, nicht weil es so spät war — es wurde schon ab und zu einmal halb elf — aber weil Frida so nach Luft schnappte. Sie sollte sich doch nicht so abjagen. „Warum biste denne so gerannt? Hast du unten so ufgequiekt?"

Unter des Mädchens blasse Haut schoß eine Blutwelle, sie schüttelte stumm den Kopf.

„Nu möcht ich bloß wissen, wer'sch denne war! Is dir niemand begegnet?"

„Nein," sagte Frida, aber ihr Gesicht wurde noch röter. Mit einem gewissen Mißmut zog sie die Jacke aus und nahm den Hut ab. Hübsch war sie eigentlich nicht, aber im Dunkeln konnte sie wohl locken mit der üppigen Brust und dem mächtigen Knoten der starkblonden Haare.

„Ist das heut abend noch warm, schrecklich warm! Machs Fenster weiter auf, Mutter! Zum Ersticken!"

Was war denn die Frida heute so aufgeregt? Mine sah stillschweigend zu, wie die Tochter die Taille, die sie einzwängte, auszog, hinter die Gardine an der Wand hing und in ihre Nachtjacke schlüpfte. Sie saß dann auf dem Küchenschemel, schlang die Hände um die Kniee, beugte den Oberkörper vor und blieb so wie in Gedanken.

„Haste Verdruß gehabt?" fragte die Mutter. Sie sah es der Tochter doch an.

Frida nickte. Und dann lösten sich plötzlich zwei Tränen aus ihren starrenden Augen und fielen ihr in den Schoß.

„Haste was verschnitten?" Nun war Mine ernstlich beunruhigt. „Sag doch, Fridchen, was haste denne?"

„Meine beste Kundschaft, meine allerbeste Kundschaft — ach Mutter, der Doktor zieht von Berlin weg!"

„Na, für d e n machste doch nich de Kleider!" Mine war etwas verdutzt; dann tröstete sie: „Du wirst wieder 'ne andere gute Stelle kriegen. Zieht denn seine

Mamsell, das Fräulein Zimmer, auch mit weg von Berlin?"

„Sie sagt: ‚Nein, auf keinen Fall'. Aber —" das Mädchen konnte sich gar nicht beruhigen — „ich bin doch so traurig, so traurig!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das war doch kein Grund gewesen, um zu weinen! Die Mutter hatte die Tür der Stube nach der Küche zu aufgelassen. Sie hörte, wie die Tochter sich dort im Bette warf. Arthur war noch nicht da, sie waren beide ganz allein. „Fridchen," rief die Mutter, „schläffte noch nich?" Aber die Tochter antwortete nicht.

Frida Reschke schlief nicht. Sie lag ganz still auf dem Rücken und sah nach dem Fenster, dessen unverhängte Scheiben ein mattes, trübes Gelbgrau durchließen. Kein Mond, kein Stern warf Silberlicht herein. Das war alles so traurig, wie der ganze Tag heute gewesen war. Fröhlich war sie heut morgen zur Arbeit gegangen, das heißt, so fröhlich wie man sein kann, wenn man Tag für Tag immer dasselbe tun muß: nähen, immer nähen und flicken und stopfen. Jede Stunde am Tag gehört der Kundschaft, jede Minute; gerade daß man aussetzt, wenn einem das Essen gebracht wird. Wer doch einmal aufhören könnte zu nähen, immer zu nähen! Aber das würde nie aufhören, man nähte sein ganzes Leben lang. Man blieb sitzen in dieser Nähstube, hinten am langen Gang, durch den die Mägde trappeln, wenn es vorne schellt, in dieser Nähstube, die so voll ist von Schränken, daß gerade die Maschine noch Platz hat und ein

Tisch. Wenn die Kinder aus der Schule kommen, rufen sie herein: ‚Frida, machen Sie doch meiner Puppe ein neues Kleid, ja?!‘ Und der Kleinste tippt auf die Maschine: ‚Laß mich auch mal drehen — rrrrrr — rrrrrr!‘ Das war die einzige Abwechslung — und ein ganzes Leben so?!

Frida stieß mit einem heftigen Ruck die Füße unten gegen die Eisenbettstatt. Da hatten es die Mädchen bei Wertheim doch besser, oder in irgend einem anderen großen Geschäft, wo die Käufer ein und aus fluten und man etwas sieht von der Welt. Nein, die hatten es auch nicht besser! Nein, alle Mädchen, die im Trott gehen müssen einen Tag wie den andern, haben's nicht besser! Frida schloß die Augen, sie schämte sich vor sich selber: was war ihr doch nur angeflogen, daß sie heute solche Gedanken hatte?

Das kam von dem lauen Abend, an dem es einen förmlich heraus aus den Straßen trieb. Wer doch Zeit genug hätte, spazieren zu gehen! Denn das war kein Spazierengehen, dieses Laufen durch die Straßen. Ja, die Mutter, die hatte es gut gehabt, die war aufgewachsen auf dem Lande, darum war sie auch jetzt noch stark und fast jugendlich, trotzdem sie ein so schweres Leben gehabt hatte. Sie, die Näherin, würde nicht so lange jung bleiben. Bleichsüchtig — bleichsüchtig. Der Herr Doktor war heut einmal in die Nähstube gekommen — der gestreifte Morgenrock lag auf der Maschine, dieses ewige Gestreift-Sehen machte ganz schwindelig — er sagte: ‚Sie sehen blaß aus, mein Kind, Sie müssen diesen Sommer mal ein bißchen heraus!‘

Ja wohl, heraus! Wovon denn? Wohin denn?! Sie mußte doch sparen. Die Mutter sparte, die Tochter sparte — die Mutter wusch und wusch, sie nähte und nähte — die Mutter sparte für das kommende Alter, die Tochter sparte für den künftigen Hausstand. O Gott nein, nur nicht! Nur nicht so heiraten, wie die Mutter geheiratet hatte!

Frida schauderte. Sie konnte sich gut erinnern an ihre Kinderzeit. Da war es ihnen sehr schlecht gegangen. Sie war oftmals hungrig ins Bett gekrochen, sie hatte oftmals gefroren. Nur die Liebe der Mutter hatte ihr weggeholfen über Hunger und Frost.

Wie war es heiß und beklemmend hier! Frida warf die Decke ab. Wäre sie doch heut abend nur nicht zu Fuß nach Hause gegangen! Sie war schon verstimmt gewesen, es konnte ihr doch nicht einerlei sein, daß der Doktor, der immer so freundlich zu ihr war, in dessen Haus ihre beste Stelle war, daß der nun ganz fortzog von Berlin.

Er könnte es nicht mehr aushalten hier, sagte Fräulein Zimmer. Die begriff das nicht. Gerade in der Wohnung, in der er mit seiner Frau so glücklich gelebt hatte und in der sie ihm gestorben war, müßte er doch wohnen bleiben. Nicht, daß er immer zu ihr nach dem Kirchhof zu laufen brauchte, wie das übrigens eigentlich zu begreifen wäre, wie sie es wenigstens tun würde, sagte Fräulein Zimmer, wenn sie einen Mann da begraben hätte — aber es wäre eine fixe Idee von ihm, daß er sich draußen besser fühlen würde, daß er da auch leichter wegkäme über den Verlust.

Frida richtete sich halb auf, ihre Augen wurden

groß. Wenn sie nun heute mit dem Herrn gegangen wäre, der sie verfolgt hatte von der Friedrichstraße an —?! Wie sie nur plötzlich darauf kam, sie war doch bei ganz anderen Gedanken gewesen?! Jetzt fühlte sie es: dieser Gedanke hatte auf sie gelauert die ganze Zeit.

In der Friedrichstraße hatte er sich ihr angeschlossen; er war wohl schon eine Weile hinter ihr her gewesen, sie hatte es nur nicht bemerkt, nun aber, da sie an einem Schaufenster stand, sprach er sie an. Sie wurde öfters abends angeredet; das passiert allen Mädchen, aber dieser Mann zog den Hut dabei. Und wenn sie ihm auch gar nicht antwortete, ihn nicht einmal ansah, er blieb immer hinter ihr. Die ganze Friedrichstraße hinunter, über die Weidendammer Brücke, die Chausseestraße entlang. Sie wurde ganz verwirrt: hatte der eine Ausdauer!

Es gingen viele Füße hinter ihr. Aber diesen Tritt hörte sie ganz genau heraus. Sie ging rascher, da wurde der auch rascher — sie ging langsamer, da verlangsamte sich der auch. Und je weiter sie in die Chausseestraße hineinging, desto näher kam er ihr; er war ihr dicht auf den Fersen. Als sie in die Tieckstraße einbog, wo es schon anfängt mit den Hotels, mit den Türen, darüber auf den matterleuchteten Milchglasscheiben zu lesen steht: ‚Zimmer zu 1 M. 50' sprach er sie wieder an. Es war, als ob er hier doppelt dreist wäre. Und er drückte sich an ihren Arm und drängte sie dicht an so ein Haus heran.

Lange genug hatte sie hier in der Gegend gewohnt, die hatte keine Geheimnisse mehr für sie. Aber was

dieser Mann sich eigentlich dachte! Sie war doch ein anständiges Mädchen! Sie beeilte sich immer mehr, sie mußte machen, daß sie nach Hause kam — ach, morgen früh ging's wieder los, nähen, immer nähen, alle Tage nähen!

Ein plötzlicher Ekel hatte sie überkommen; ein Ekel an ihrer Arbeit, ein Ekel am Leben überhaupt.

Er hatte sie unablässig bedrängt. Er sollte sie in Ruhe lassen — sofort! Nein, nie würde sie sich in solch einen Eingang drängen lassen, niemals so eine Treppe hinauf, die leise knarrt, wenn man sie betritt, nie dann hinein in den winkligen Flur nach dem verschlossenen Eingang hin, wo beim Porzellanknopf der Schelle das Schildchen hängt: Hotelglocke.

Aber der Freche hatte sie weiter verfolgt bis an ihr Haus, sich mit hineingedrängt, als sie das Tor aufschloß. Hinter ihr her war er im Durchgang zum Hof, hatte sie im gähnenden Dunkel des Hintergebäudes umgefaßt, daß sie aufschrie aus gepreßter Brust. Er war erst zurückgeblieben, als die Mutter oben die Tür aufmachte und herunterleuchtete.

Ach, es war etwas Schreckliches, arm zu sein und dann in Berlin zu wohnen! Warum es so schrecklich war, darüber war Frida sich nicht klar, aber sie weinte heiße Tränen. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Herr Reschke kam spät, vielmehr früh nach Haus; es wurde ihm immer schwer, sich drüben loszureißen. Als er leise die Treppe hinaufschlich und dann versuchte, ganz unhörbar den Schlüssel ins Schloß seiner Küchentür zu stecken, wurde gerade drüben bei Riedels die Tür

des Separateingangs zugedrückt. Sie schloß sich hinter der Gestalt einer Dame in Herrnbegleitung. War das nicht die älteste Riedel gewesen? Arthur lächelte befriedigt in sich hinein: die da drüben hatte er doch richtig taxiert!

Mine schlief ganz fest, sie blies durch die Nase, daß es hauchte und fauchte. Der so spät Heimgekommene durfte es sogar wagen, die Kerze anzuzünden: friedlich lag sie da, die Hände auf der Brust gefaltet. Er betrachtete sie mit einer gewissen Rührung: seine gute Alte, die merkte von gar nichts!

Aber Mine schlief nicht; sie ließ es sich nur nicht merken, daß sie wachte. Sonst hätte sie doch sagen müssen: ‚Aber Arthur, so spät, wie kannste bloß?!‘ Und das wollte sie nicht, denn dann wurde er verdrießlich und sie verdrießlich, ein Wort gab das andere — nein, nützen tat das Reden über das lange Ausbleiben doch nichts.

Sie hatte die ganze Zeit darüber nachgedacht, wie sie ihm wohl etwas verschaffen könnte, das ihm so viel Vergnügen machte, daß er Café Amor drüber vergaß. Und da fiel ihr auf einmal ein, was er heute aus der Zeitung vorgelesen hatte. Und sie sah ihn wieder am Küchenfenster stehen, den Arm ums Fensterkreuz geschlungen, den Oberkörper weit hinausgebeugt: ‚Ich glaube, ich seh 'nen Stern!‘

Ach, was konnte man für Sterne zu sehen kriegen draußen auf freiem Feld! Da standen sie groß und leuchtend über der dunklen Erde; man sah sie blitzen und funkeln an den stillen Abenden, als wären sie neupoliert. Sonne, Mond und Sterne — die großen

Lichter bei Tag und bei Nacht — wenn man sie immer hat, achtet man ihrer gar nicht mehr so; wenn man sie aber nie mehr sieht in ihrem vollen Glanz, nie ganz ungetrübt, dann freut man sich sehr darüber. Was waren alle Gaslampen, all das elektrische Licht hier in der Stadt dagegen?! Die waren von Menschenhänden angezündet. Aber Gottes Hände steckten die Sonne an, daß die alles hell beschien und wachsen ließ: Gras und Klee, Roggen und Weizen, Rüben und Kartoffeln. Und den Mond ließ der liebe Gott aufgehen wie ein gutes, rundes Gesicht, das über den Acker guckt und aufs Dorf: ist auch alles hübsch in Ordnung? Und die Sterne sind die Augen von den vielen Engeln. Ach! Mine hatte aufgeseufzt, halb froh, halb zag — ein Gedanke zog wie erleuchtend durch ihren Kopf — wenn sie ihrem Arthur das schaffen könnte!

Aber wie nur, wie? Sie hatten doch nicht Geld genug, um sich draußen gleich ein Häuschen zu kaufen und ein Stück Acker dazu, und eine Kuh und ein Schwein — ach Gott, wenn es zu s o viel langte?!

Sie überschlug in Gedanken, was sie sich erspart hatte die letzten acht Jahre. So lange die Kinder klein waren, hatte sie keinen Pfennig zurücklegen können, nun aber verdiente Fridchen doch schon seit ihrem sechzehnten Jahre, und Max, der jetzt bei den Soldaten war, hatte auch schon für Kost und Logis sein Teil beigetragen. Ob sie wohl schon die tausend Mark voll hatte, die sie sich gesetzt hatte als höchstes Ziel? Sie wußte es nicht; Frida hatte es nicht anders getan, sie hatte ihr eigenes und der Mutter erspartes Geld immer auf die Sparkasse getragen. Mine hätte es

viel lieber selber verwahrt: da — da! Sie drehte im Dunkeln den Kopf nach der Seite, wo die Kommode an der Wand stand mit der weißen Häkeldecke und den Photographierähmchen darauf. Wenn sie es doch da hätte, ganz zu unterst unter ihrer Wäsche! Sehnsüchtig seufzte sie.

Aber sie konnte ja nachsehen im Sparkassenbuch; da stand es drin. Doch das war nicht dasselbe. Fühlen muß man's, mit den Fingern halten, was man sich erarbeitet hat, dann weiß man erst, daß man's wirklich hat.

Sollte sie aufstehen, Licht machen, nachsehen, was im Buche stand? Nein, Frida würde aufwachen darüber. Und Arthur könnte ihr auch drüber zukommen. Es war besser, sie ließ das Sparkassenbuch, wo es war. Sie bezähmte ihre Ungeduld, aber sie konnte nicht einschlafen.

Stunde um Stunde verstrich. Sie drückte die Augen zu, es war alles ganz dunkel um sie, und doch sah sie immer ein helles Feld. Und auf dem Feld stand ein Häuschen mit einem Fenster rechts von der Tür und einem links von der Tür, und hinter dem Häuschen war ein Gärtchen, da stand sie selber und pflanzte Kohl. Und Arthur stand in der Tür und guckte ihr zu und rauchte. Die Sonne blendete. O so hell, so hell! Tränen schossen ihr in die Augen. Sang nicht ein Vogel? Quakte nicht ein Frosch?

Und sie hörte ein immerwährendes Rauschen. Ha, das war der Somerwind, der strich durchs reifende Korn! Sie lächelte im Finstern ganz entzückt: ja, ja,

Sommer, Sonne, Wind und Korn. Und wie das duftete: nahrhaft und frisch!

In der Stube war es dumpf und schwül, sie merkte es nicht; all ihre Sinne waren wie benommen und ihre Gedanken auch. Wenn sie doch das Geld dazu hätte! Wenigstens ein Stückchen, ein winziges Stückchen von der großen Erde, auf das sie treten könnte und sprechen: ‚du bist mein!' Auf dem sie aussäen könnte und pflanzen, zu eigener Ernte. Sollte es denn wirklich nicht möglich sein, wirklich nicht?! Ihr Kopf war heiß.

Der Wunsch, dem Arthur nachgegangen war in einer plötzlichen Laune, wurde ihr zu einer himmlischen Eingebung. Die alternde Frau faltete die Hände wie ein junges Kind und betete zum Vater im Himmel, daß er doch so gut sein möchte und ihr helfen. Was würde das ein Segen für Arthur sein, dann ließ er das Wirtshausgehen, dann ging er nur noch auf sein Land. Dann wurde ihm Café Amor das, was es wirklich war: eine eklige, dunstige Stube, in der Leute zusammengepfercht saßen und qualmten und Karten spielten und tranken und Witze rissen und Weibsbilder pussierten und gröhlten und lachten; Leute, deren Seele doch so weit von Freude war, wie der fruchtbare Acker von der dürren Asphaltstraße ist.

Es kostete Mine eine große Überwindung, sich schlafend zu stellen, als Arthur kam. Sowie er sich aber niedergelegt hatte und sie ihn schnarchen hörte im tiefen Bierschlaf, stand sie auf. Es litt sie nicht länger. Sie tappte auf bloßen Füßen hin zur Kommode. Leise zog sie das Schubfach auf. Licht anzuzünden ge-

traute sie sich nicht; aber sie fand auch das Buch im Dunkeln. Es lag hier unter dem Hemd, das Fridchen genäht als Meisterstück, als sie ausgelernt hatte. Die Mutter hob es auf wie ein Heiligtum: darein sollte man sie kleiden, wenn's mit ihr zu Ende war.

Mine trat mit dem Büchelchen dicht ans Fenster; schon graute der Tag, über den Hof zog ein bleichrötliches, schmutziges Dämmern. Und sie las mit erschrockenen Augen, daß sie erst vierhundertundzwanzig Mark auf der Sparkasse hatte. Mehr war's wirklich nicht?! Gewiß, das war ja schon was — ganz viel — aber sicherlich, sicherlich lange nicht genug! Manchen Monat hatte sie eben nichts beiseite legen können.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Frau, sie hätte weinen mögen vor plötzlicher Enttäuschung. Was war ihr denn beigekommen, daß sie gedacht hatte, sie wäre so reich? Sie schlug sich vor die Stirn: so dumm! Es war eben nichts mit der Hoffnung, die war vorbei; sie hatte geträumt, einmal schön geträumt.

Mine Reschke duckte den Kopf, wie eine, die wieder ihre Last auf den Buckel nimmt, und seufzte ergeben — da legte sich Fridas Arm um sie.

„Mutter, kannst du auch nicht schlafen? Warum schläfst d u denn nicht?"

Zweites Kapitel

Doktor Hirsekorn, bei dem Frida Reschke nähte, rüstete zum Umzug. Noch immer hatte die Hausdame gehofft, es würde nichts daraus werden, denn manchmal schien es dem alten Mann doch bange zu sein, sich so zu verändern. Dann war er ja auch noch so viel weiter weg von seiner Frau, das sagte Fräulein Zimmer ihm alle Tage. Hier oben von der Wilhelmstraße brauchte er nur eine Viertelstunde bis hinters Hallesche Tor, oder er konnte mit der Elektrischen fahren — ein paar Minuten, dann war er bei ihr.

Aber der Doktor sah sie mit seinen Augen, die noch immer scharf waren, halb spöttisch, halb traurig an. Als wenn ein Leib, der da im Kirchhofsgrund verwest, das einzige wäre, was an Geliebtes bindet! Die Sehnsucht nach der geistigen Gegenwart des geliebten Menschen ist überall, und gerade am Grabe wird sie übermächtig, peinvoll. Lieber draußen in Wald und Wiese, in Heide und Acker der Dahingegangenen nachspüren. „Ich hoffe, die Natur steht mir bei!"

Wie der Doktor doch so merkwürdig redete! Es wurde dem Fräulein ganz unheimlich. Sie sprach sich auch bei der Näherin darüber aus: und wie komisch er überhaupt war! Abends, wenn es ganz still wurde in der Wohnung, und sie noch einmal an seiner Stube vorbeiging, hörte sie ihn drinnen sprechen: ‚Gute Nacht, geliebtes Herz, schlaf wohl!' Das ging einem dann ordentlich durch und durch, ein Frösteln kroch über den Rücken. Der arme Mann! Sie mußte aber auch wirklich nett gewesen sein, die Frau Doktor!

Fräulein Zimmer war erst nach dem Tode der Frau ins Haus gekommen, bis zu ihrem letzten Tag hatte Frau Marianne die Wirtschaft selber geführt, obgleich sie schon ein paar Jahre gekränkelt hatte; nicht innerlich, da war sie gesund, aber mit den Füßen war es nicht mehr voran gegangen, sie war zu stark geworden. Der Herr hatte sie die letzte Zeit immer draußen im Rollstuhl gefahren. Und die Treppe hinauf hatte er sie mit dem Portier getragen. Sie hatte dann immer gelacht und ihm das Gesicht gestreichelt: ‚Bin ich dir auch wirklich nicht zu schwer, mein guter Mann?!‘ Wirklich, die Frau Doktor war nicht wie eine gewesen, die so viel Geld hat. Die ‚Millionenwitwe‘ hieß sie, als der Doktor sie geholt hatte vor den Toren, draußen aus Britz. Sie stammte aus Tempelhof, da waren ihre Eltern noch simple Bauern gewesen, und ihr erster Mann auch nur ein Landmann, aber alle schwer reich durch den Verkauf ihrer Äcker. Sie aber hatte nichts Protziges an sich gehabt, sie sollte sehr bescheiden gewesen sein, eine liebe Frau. Und immer heiter. Eigentlich kein Wunder, daß der Doktor noch heute, nach zwei Jahren, so tat, als lebte er fort mit ihr. Oder ob er an Geister glaubte? An das Erscheinen der abgeschiedenen Seele in einem Astralleib?

Des Fräuleins Augen wurden ganz starr und groß. Julie Zimmer schwor darauf, daß es etwas Übernatürliches gäbe, aber die Näherin lachte sie aus: an so etwas glaubt kein Berliner Kind. Was war denn auch Wunderbares dabei, daß der Herr Doktor noch an seiner Frau hing? Sie waren doch so lange ver-

heiratet gewesen, ihre Kinder waren erwachsen und nicht mehr im Haus, die beiden waren allein geblieben, immer zusammen Tag und Nacht; es war doch ganz natürlich, daß er manchmal glaubte, sie wäre noch da. Nur daß er sagte: ‚Mein geliebtes Herz', so wie ein Verliebter spricht, das war etwas Wunderbares — so alte Leute!

„Oh," sagte Fräulein Zimmer, „alte Männer können auch noch verliebt sein — überhaupt sich auch noch mal verlieben." So alt war der Doktor ja doch eigentlich gar nicht! Sie hatte sich nun entschlossen, so weit sie auch anfänglich diese Zumutung von sich gewiesen hatte, mit dem armen einsamen Mann hinauszuziehen nach der Gartenstadt. — —

In der Gartenstadt, die im Norden von Berlin nach einer halben Stunde Fahrt vom Stettiner Bahnhof aus zu erreichen ist, hatte Hirsekorn sich ein Haus gekauft. Die Terraingesellschaft hatte es gerade fertig gehabt, als er es sah, und es gefiel ihm. Es lag tief in den Kiefern, ein gutes Stück vom Bahnhof ab und von der Post und dem Kaufladen. Aber das war ihm gerade recht.

Seine alte Liebe für das Land war wieder erwacht. Er hatte ja auch nichts mehr in der Stadt zu tun. Seine Praxis hatte er aufgegeben, schon die letzten Jahre vorm Tode seiner Frau, denn wer sonst sollte Marianne stützen, im Rollstuhl fahren, sie hinauf- und hinuntertragen? Und nun sie tot war, war es ihm, als sei er zu gar nichts mehr nütze auf der Welt. Die Wochen, die Monate, die geflogen waren an ihrer Seite — Stunden wie Minuten — Jahre wie

Tage — die waren nun endlos. Sie dehnten sich zur quälenden Ewigkeit.

Es trieb ihn in die Straßen hinein, es trieb ihn wieder aus den Straßen heraus. Aber nicht in jene Gegend trieb es ihn, woher er sich einst die geliebte Frau geholt hatte: das Tempelhof von heute war nicht mehr der Rahmen für ihr liebes Bild. Da bauten sie Häuser wie die Kasernen, von dem einstigen Dorf war so gut wie nichts mehr da, die alten Linden kümmerten, städtische Blumenparterres wurden angelegt, Elektrische blitzten, Bahnzüge donnerten, es raste und ratterte, rollte und rasselte — für ihr blondes Haupt mit dem Flechtenkranz, für ihre weiche Gestalt mit der behaglichen Fülle war das keine Umgebung. Das weite Feld, über das er einst mit ihr geschritten war Hand in Hand in einer ernsten und doch hoffnungsreichen Stunde — Marianne hatte ihre Mutter begraben, und sie selbst sollte bald Mutter werden — war jetzt eine Wüste. Und alle waren schon hingegangen, die damals mitgelebt hatten. Er allein war übrig geblieben von dieser Generation, und er hatte das Gefühl: geh auch du aus der vieltausendköpfigen Menge heraus, in der du doch so einsam bist, und suche dir für deinen Abend einen Fleck Erde, dem du noch etwas sein kannst, und der dir noch etwas ist: einen Garten, der dir blühend seine Dankbarkeit zeigt, der dankbarer ist, als ein Kind es je sein kann. Richte dir da ein Haus auf, so fern von dem Lärmen und Treiben, daß deine Marianne dir aufersteht in der Stille, so wie du sie einstmals gefunden hast!

Fräulein Zimmer hatte ganz recht, der Doktor war

etwas merkwürdig geworden. Das fanden auch seine Kinder. Die Tochter war in Magdeburg verheiratet; ihr Mann war Großkaufmann und sehr wohlhabend. Und sie hatte drei allerliebste blonde Kinder.

Hanna besuchte den Vater öfters, fast alle Vierteljahr, aber sie fand, daß er sich eigentlich nicht genug darüber freute. „Vater ist doch auf einmal recht alt geworden," sagte sie zu ihrem Bruder Wilhelm, dem Regierungsrat. „Er kann sich gar nicht mehr so mit einem freuen, und wenn man wieder fortgeht, ist es ihm auch ziemlich gleichgültig. Das ist aber wohl nicht anders bei alten Leuten; die Empfindungen stumpfen sich ab."

Der Sohn, der, obgleich er weit im Westen wohnte, doch alle paar Tage nach dem Vater sah, gab ihr recht. Hätte man nicht annehmen können, daß der alte Herr, nun die Mutter tot war, ganz aufgehen würde in Kindern und Enkeln?! Beide Kinder waren sich darüber einig, was sie beim Vater vermißten.

Und was vermißte der Vater bei ihnen? Hirsekorn sagte es seinen Kindern nicht. Nicht alle ihre Interessen konnten seine Interessen sein. Ja, Marianne, ach die, die hatte es verstanden, mit den Kindern jung zu sein oder wenigstens zu scheinen! Sie war eine Mutter — eine Großmutter — und was vermöchte die nicht? Es war ihr gewiß manchmal zu viel geworden, wenn die Tochter aus Magdeburg Besorgungen auf Besorgungen schickte, die immer alle so rasch als möglich erledigt sein sollten; es war auch wenig nach ihrem Herzen, daß Wilhelms Frau von Schneiderin und Putzmacherin erzählte, als seien das

die wichtigsten Personen in ihrem Leben; es griff sie sicher oft an, wenn die Enkel um ihren Sessel tobten. Aber sie war immer voller Verstehen gewesen. Wilhelms Frau war eine schöne junge Frau, es war natürlich, daß sie Wert auf ihre Kleidung legte — und Hanna bekam in Berlin alles besser und auch billiger — und wenn die Enkelkinder sie auch heute müde gemacht hatten, sie konnte ja morgen ausruhen, es war doch eine Freude, daß die Kinder so gesund und lebhaft waren.

Der Mann senkte den Kopf: ja, seine Marianne, die war eine Frau wie sie sein soll: die kann sich selber verleugnen, die kann lächeln, wenn es ihr auch zum Weinen ist, die kann Interesse zeigen, Geduld, Teilnahme auch in der größten Ermattung — aber er, er als Mann? Nein, so alt war er denn doch noch nicht, daß ihn jeder persönliche Wunsch verlassen hätte, noch nicht so ohne allen Egoismus, daß er jedes Recht seines Ichs einfach aufgab, sich den Kindern anpaßte, als hätte er nicht bereits vor ihnen ein Leben geführt. Er wollte auch jetzt noch sein eigenes Leben haben.

Das war der Hauptgrund, weshalb Doktor Hirsekorn sich das Haus unter den Kiefern zum Wohnplatz aussuchte. Da war er weit ab.

Seine Kinder waren durch diesen Entschluß unangenehm überrascht, die Tochter war fast beleidigt. Sie schrieb an Fräulein Zimmer: konnte die es denn nicht möglich machen und den Vater bewegen, diese unglückselige Idee aufzugeben, wenn er denn schon so wenig auf seine Kinder gab? Der Regierungsrat redete

aufs ernsthafteste ab, er fühlte sich verpflichtet: der alte Mann so weit draußen und so ganz allein?!

Es schien ein gewisser Eigensinn, mit dem der Doktor auf seinem Willen bestand: „Ihr tut ja, als zöge ich in eine Einöde. Laßt mich nur!"

„Du wirst aber sehr allein sein. Man kann dich beim besten Willen dann nicht so häufig besuchen. Schon allein diese Reise bis zum Stettiner Bahnhof!"

Da lächelte der Vater; es war ein feiner Spott in seinem Lächeln und zugleich etwas wie Gram: „Wenn ihr mich brauchen werdet, werdet ihr mich auch da schon zu finden wissen. Im übrigen bin ich ja nicht allein." Er sagte das so, daß keine Erwiderung mehr am Platze war. —

Die Zimmer war sehr schlechter Laune. Beide Dienstmädchen, die noch von Frau Doktors Zeiten her im Hause waren, kündigten; zwar mit Tränen, denn es wurde ihnen wirklich schwer, die gute Stelle zu verlassen. Aber die Köchin hatte einen Bräutigam, mit dem sie alle Abend unten auf und ab spazierte, und das Hausmädchen amüsierte sich gern. Beides war da draußen ausgeschlossen. „Sehen Sie, Herr Doktor," sagte die Hausdame fast weinend, „das ist nun schon das erste!"

Es kostete viel Geld, Herumlaufen und Zureden, zwei neue Mädchen zu finden. Wenn die Mietsfrau denen auch versicherte: „Sie denken sich det draußen viel schlimmer als det in Wirklichkeit is, feine Filla, jesunde Luft, Se kriejen da schöne rote Backen" — die meisten Mädchen waren von auswärts zugezogen, und nun wollten sie erst einmal Berlin auskosten.

Fräulein Zimmer mußte sich mit einem siebzehnjährigen Hausmädchen, das noch nichts verstand, und mit einer Köchin, die nur ein Auge hatte — das andere war ein Glasauge — begnügen. Das würde ein schöner Zustand werden! Aber ihre Klagen verhallten ungehört. Sie hörte auch bald auf zu klagen, denn der Doktor sagte ihr eines Mittags, als sie wieder jammerte, ganz ruhig und sah sie dabei, von seinem Teller aufblickend, voll an: „Liebes Fräulein, ich will niemanden zwingen. Wenn Sie denn durchaus nicht draußen sein mögen —!“

* * *

Doktor Hirsekorns Haus, Kieferngrund Nummer zwölf, kehrte seinen Giebel der Straße zu. Der war mit blauen Schiefern ausgekleidet, und das braunrote Ziegeldach darüber und der zartrötliche Verputz des Hauses und die grünen Fensterläden gaben dem Ganzen etwas Heiteres zwischen dem Dunkel der Kiefern, die mit ihren langen Stangen wie ernste Wächter standen. Ein niedliches Haus in einem großen Garten, das mußte selbst der Regierungsrat zugestehen. Aber dahinter war der Wald: hohes Gras, Wachholderstauden, und immer dies eintönige Kieferngrün. Und die ganze, mit kleinen Kastanienbäumchen eben angepflanzte Straße zeigte nur noch ein einziges fertig bebautes und bewohntes Grundstück.

Nebenan in Nummer elf wohnte der Rentier Hippelt. Er war als erster herausgezogen; noch verlangte

die Gartenstadt keine Gemeindeabgaben, keine Kommunal-, keine Wertzuwachs- und Umsatzsteuer. Das Haus war nicht groß, ein kräftiger Bursche, in eine Art Livree gesteckt, hielt es rein; außer ihm war kein Dienstbote da.

Frau Hippelt kochte selber; sie war das gewohnt, noch von der Zeit her, als sie dem Junggesellen die Wirtschaft geführt hatte. Kinder hatten sie nicht, und man sah nie jemanden zum Besuch kommen. Nur der Schlächter auf seinem Rad kam von Hermsdorf angesaust und läutete an der Glocke des hochummauerten Garteneingangs. Wütend fuhr da der große Hund, der tagsüber dicht bei der Treppenstufe der Haustür an der Kette lag, auf und bellte mit einem wilden heulenden Bellen. Der Diener ging dann hinaus zur Straße und nahm dem Schlächter das Fleisch ab; es wurde keiner hereingelassen. Für die Nachtstunden wurde die Dogge losgemacht. Bis zu seinem Fenster herauf hörte Doktor Hirsekorn ihr heiseres Schnaufen; sie schnupperte den Zaun entlang, der die Grundstücke trennte.

Fräulein Zimmer hatte sich bitter beklagt über das unheimliche Schnaufen und das ab und zu ganz kurz herausgestoßene grimmige Knurren; das nahm ihr die Nachtruhe. Aber war es denn ein Wunder, daß das Tier so böse war? Immer an der Kette, und dazu Hunger! Die Dienstmädchen erzählten, der Freßnapf wäre immer leer.

Hirsekorn ging eines Abends noch in den Garten hinab; das Bellen war heute schier unerträglich gewesen weniger böse, als verzweifelt: Hunger, Hunger.

Er trug einen Teller mit Überresten und einen großen Kalbsknochen. „Komm — da — da!“ sagte er und hielt dem heranschnaufenden Tier den Knochen über den Zaun. Die rote Zunge leckte aus dem dampfenden Rachen, der Geifer lief, der Hund schnappte gierig zu. Plötzlich ließ er winselnd ab.

„Sie füttern meinen Hund? Sehr freundlich, Herr Nachbar,“ sagte Rentier Hippelt. Er war herangekommen, ohne daß der Doktor ihn bemerkt hatte. Nun stand er dicht am Zaun, in dem geflickten Schlafrock mit den roten Aufschlägen, in dem man ihn tagsüber auch immer sehen konnte; keiner der Flicken paßte zu dem Mausgrau des Rockes. Rasiert schien der Mann sich auch lange nicht zu haben. Der Doktor sah mit einer gewissen Verwunderung in das graubestoppelte magere Gesicht: wie ein reicher Mann sah der nicht aus. Er würde ja wohl nicht ganz so reich sein, kein zehnfacher Millionär, wie die Zimmer sagte, aber jedenfalls doch reich genug, um sich und seinen Hund anders zu halten.

Die Dogge hatte den Knochen fahren lassen, nun hob ihr Herr ihn selber auf: „So 'n schöner Knochen! Da, friß, mein Junge, wenn der Herr Nachbar denn so freundlich ist!“ Und mit einem Lächeln, das verbindlich sein sollte, das sein Gesicht aber nur in viele Falten zog, streckte er dann die Hand über den Zaun und machte eine Art Verbeugung: „Hippelt. Bin sehr erfreut, Herr Doktor, Sie kennen zu lernen. Na, wie gefällt's Ihnen hier?“ —

Wollte der Mann die Nacht zum Tage machen? Der Doktor kam nicht los, der Nachbar verwickelte ihn

in ein längeres Gespräch, als wenn er nur darauf gelauert hätte, sich einmal auszusprechen. Er erzählte, ganz vertraulich werdend und in einem kläglichen Ton, unter dem sich aber doch ein schlecht verhehlter Stolz barg, wie sehr er es jetzt bei den schlechten Zeiten bedauere, daß ihm fast die ganze Straße hier gehöre. Seine Backen plusterten sich auf: sämtliche Bauplätze. „Links von mir — eins bis elf — alles! Wenn Sie da gekauft hätten, anstatt rechts von mir bei der Terraingesellschaft, hätten Sie besser getan. Die Quadratrute haben Sie mit hundertundsiebzig Mark bezahlt — ich hätte Sie Ihnen mit hundertundfünfzig gegeben. Ich mache ja kein Geschäft daraus. Und die Lage links von mir ist besser, viel besser, näher zum Bahnhof. Und der Kiefernbestand ist schöner!"

„Ich bin zufrieden mit meinem Grundstück," sagte der Doktor kurz.

„Na, mir ist's auch so recht!" Hippelt versuchte wieder das verbindliche Lächeln. „Wissen Sie, ich habe noch so viele Grundstücke in Berlin, — am Wedding, Gesundbrunnen, am Oranienburger Tor — wenn ich mir darüber immer den Kopf verkeilen wollte! Die Hauptsache ist und bleibt mir die schöne Natur. Und die haben wir ja hier, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Ja wohl." Jetzt kam Hirsekorn endlich los. Sie reichten sich die Hände über den Zaun, Hirsekorn fühlte, wie kalt die Hand des Mannes war. Und er fühlte diese Hand immer noch, als er schon im Bette lag.

Was der Mann wohl früher gewesen sein mochte? ‚Rentier' stand in der Einwohnerliste der Garten-

stadt. Der Doktor hatte sich bis jetzt wenig um diese Nachbarschaft gekümmert; die Tauben, die auf seinem Dach gurrten, die weißen hübschen Tiere, die sich vom Braunrot der Ziegeln und vom Dunkelgrün der Kiefern, sonnenbestrahlt, wie Vögel des Lichts abhoben, und die buntgefiederte Schar der Hühner hinten im Hühnerhof, waren ihm interessanter gewesen, als der Nachbar im mausgrauen Schlafrock. Herr Hippelt hatte eine dürftige Figur und ein alltägliches Gesicht, und doch war auf der gelblichen Stirn, in den spähenden Augen, die tief unter buschigen Brauen lagen, ein so entschlossener kalter Wille, daß der kleine Mann dadurch größer erschien. Und wenn er auch freundlich zu sein sich mühte, das kalte Blau der Augen bekam keinen wärmeren Glanz.

Der Doktor träumte in dieser Nacht von dem Mann nebenan. Der hatte eine ganz kleine Frau, und die duckte sich, wenn er etwas sagte. Alles duckte sich: Gesundbrunnen, Wedding, Oranienburger Tor. Das waren jetzt keine Stadtgegenden mehr — nicht hohe Häuser — dem unruhig Träumenden erschienen sie Personen. Menschen, die sich duckten, Menschen, die ihre Hände zu Fäusten ballten, Menschen, welche schrieen, verzweifelt schrieen — —

Von einem unangenehmen Geräusch gestört, wachte Hirsekorn auf. Nebenan bellte der Hund entsetzlich; er mochte wohl eine Katze aufgestöbert haben oder ein wildes Kaninchen. Nun aber hörte man klatschende Schläge, ein jämmerliches Winseln, und dann Herrn Hippelts zornige Stimme: „Willste gleich 's Maul halten, Lausejunge!“ — — —

„Wissen Sie's schon, Herr Doktor," sagte Fräulein Zimmer, als sie am anderen Morgen beim Frühstück in der Veranda, die den Blick auf das Nebengrundstück hatte, saßen, „unser Nachbar ist ja gar nicht Rentier. Er ist ein" — sie fuhr sich nach der Kehle und machte eine sehr anschauliche Gebärde. Ihre Miene drückte den größten Abscheu aus. „Nicht weit vom Stettiner Bahnhof soll er sein Bureau haben; da stehen lauter eiserne Geldschränke drin. Der Bursche, der Albert, war gestern in unserer Küche; er ist auch froh, wenn er mal mit einem Menschen reden kann. Und hier hat der Alte auch einen Geldschrank stehen, sagt er. Im Schlafzimmer, dicht neben seinem Bett."

Drittes Kapitel

Pacht-Vertrag.

Zwischen dem Verpächter Landmann Philipp Wolter, wohnhaft zu Hohenfelde, und Herrn Arthur Reschke, Berlin, Novalisstraße 25, Hof 2, Quergebäude IV. Stock, ist unter Heutigem folgender Vertrag geschlossen worden:

‚Wolter verpachtet von seinem am Pechpfuhl, seitlich der Chaussee Hohenfelde-Briesewerder gelegenem Ackerland, vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 Herrn Arthur Reschke fünfundzwanzig Quadratruten, pro Rute neunzig Pfennige, für den Gesamtbetrag von zweiundzwanzig Mark fünfzig Pfennige jährlich. Der Pachtbetrag ist im voraus zu zahlen.'

Er war bezahlt! Mine Reschke starrte auf das unterzeichnete Formular in ihrer Hand. Das hatte Arthur eben vor sie hingelegt. Aber sie buchstabierte nichts heraus, vor ihren Augen verschwamm alles. Also nun war's wirklich wahr, daß sie draußen ein Land hatten, auf dem sie säen und pflanzen konnten, und ernten, ganz wie sie wollten?! Sie schlug die Hände zusammen und stieß einen Ton aus, wie ihn ihre vier Wände noch nie von ihr gehört hatten — Jubel.

Arthur lachte. „Na, du tust ja, als hättste 's große Los gewonnen. Was denkste dir denn eigentlich? Man bloß 'n kleines Stückchen!"

Was tat das?! Und wäre es drei Schuh breit und drei Schuh lang, nur eine Handvoll Erde, es war ihr Land, ihr eigenes Land! Darauf konnte sie schaffen wie sie wollte, darüber hatte kein Mensch, nur Gott im Himmel ein Wort zu sprechen!

„Na ja, na ja," sagte Arthur. „Haste denn aber auch gelesen, was da noch steht?" Er tippte auf den Vertrag: „P a c h t = Vertrag. Und ‚bei Handlungen gegen die Bestimmungen des Vertrages ist derselbe aufgehoben und hat Pächter das Land innerhalb acht Tagen zu räumen'."

Sie war unruhig geworden, beängstigt sah sie ihn an.

Er klopfte sie. „Na, na, so schlimm is es ja nich. So lange wir die paar Groschen Pacht zahlen — die spielen ja gar keine Rolle — is es so gut wie unser. Es i s t unser!"

„Mutter," sagte Frida, und sah von der Näh=

maschine, die sie sich dicht ans Fenster gerückt hatte, zu ihnen hin, „nimm doch mein Geld. Ich brauch es ja nicht. Wenn du das noch zu hast, denn kannste ja gleich fest kaufen!“

„Nee, oh nee!“ Mit beiden Händen wies die Mutter das Anerbieten ab. „Das, was mein Kind sich erspart hat, wer' ich ihm doch nich verbrauchen!“

Arthur war anderer Meinung. „Haben wir uns denn nich für Frida'n genug quälen müssen? Es is ganz in der Ordnung, wenn sie nu für ihre Eltern was tut. Haben wir nich für sie gearbeitet Tag und Nacht?“

Es war eine etwas erstaunte Frage in dem Blick, mit dem Frida Reschke ihren Vater maß: der für sie gearbeitet Tag und Nacht? Aber dann fiel ihr Blick auf die Mutter, und es schimmerte feucht unter ihren blonden Wimpern. Sie stand auf, ging nach der ernüchtert dastehenden Frau hin und legte ihr den Arm um die Schultern: „Mutter, ja darin hat Vater recht: du hast dich für mich gequält, gearbeitet Tag und Nacht. Nimm doch mein Geld, ich bitte dich, was soll ich denn damit?!“

„Sie borgt's uns ja nur,“ sagte Arthur.

„Nee.“ Mine blieb fest. „Dein Geld gebrauchste mal for deine Ausstattung, Fridchen. Wenn wer nich kaufen können, pachten wer eben. Un 's tut auch ganz gutt so sein. Aber ich dank der scheene, du bist mein guttes Mädel! Immer mein braves Mädel!“ Sie strich der Tochter mit der rauhen Hand ganz zart übers Haar.

Arthur räusperte sich. Das wußte er ja, die zwei

hielten immer zusammen, gerade darum hätte Mine das Geld ruhig nehmen können. Zu dumm! Lächerlich! Na, wenn sie denn nicht wollte! Er fing an zu pfeifen. Heute war Sonntag, das Wetter wunderschön. „Denn zieht euch man fix an. Denn woll'n wir gleich nach 'm Essen mal rausfahren nach Hohenfelde. Denn sollt ihr aber mal sehn!“ — — — — — —

Arthur hatte die Sache in die Hand genommen gehabt. Er allein hatte bisher sich draußen umgesehen und auch den Platz ausgesucht. Ein Bekannter von ihm, ein gewisser Bernhard, der öfters im Café Amor saß, hatte ihn darauf aufmerksam gemacht. Der hatte gesprochen: ‚Was, Ihre Frau möchte draußen was haben? Nu, recht hat se. Kommt ja sonst gar nicht raus, nich 'ne Viertelstunde!‘ Und er war mit Arthur losgefahren vom Stettiner Bahnhof. In Hohenfelde hatten sie erst einmal im Restaurant an der Bahnhaltestelle verschiedene Weißen und verschiedene Schnäpse getrunken, und dann hatte Bernhard den Reschke überall herumgeführt.

‚Schöne Gegend, aufstrebende Gegend, idyllische Lage, großartige Verbindung!‘ In der Stadt arbeiten, auf dem Lande wohnen, das war das einzig Wahre. Und wenn's zum Kaufen denn noch nicht langte, dann wenigstens vorderhand sich was pachten. Aber schnell, die Preise stiegen mit jedem Tag. Wochentags in der Stadt arbeiten, Sonntags sich draußen erholen, das war das Wahre, das einzig Richtige!

Bernhard hatte zuletzt den bereits Todmüden, der gar keine Lust hatte, noch weiter in Sand und Staub

herumzustapfen, zwischen Chaussee und Bahndamm hingeführt, wo ein guter Bekannter von ihm Land zu verpachten hatte. Es ging alles so schnell, Arthur wußte selber nicht wie; schon morgen sollte ihm der Kontrakt zugeschickt werden.

Im Dämmern waren sie dann nach der Stadt zurückgefahren; Reschke wie im Traum. Nur das war ihm klar: Mine würde sich freuen, seine gute Alte!

* * *

Es war ziemlich weit. Sie gingen nun schon eine halbe Stunde, seitdem sie ausgestiegen waren. Arthur mußte sich verlaufen haben. Es kam ihm selber so vor, er war doch damals mit Bernhard viel näher gegangen. „Aber wenn du den Weg erst 'n paarmal gemacht hast, denn kommt er dir wie gar nischt mehr vor," sagte er zu seiner Frau. „Und übrigens, 'ne Haltestelle von der Bahn kommt, diesen Sommer noch, dichte bei uns hin. ‚Alles bereits vorgesehen', sagt Bernhard."

Mine eilte, sie war Mann und Tochter immer voraus, sie war zu neugierig. Von Häusern war rings nichts mehr zu erblicken, kein Schornstein, kein Dach; auch kein Wald, den sah man nur von ferne. Eine lichte Reihe Birken stand im Sand, darunter wateten sie.

Frida blieb ab und zu stehen, zog ihre Schuhe aus und schüttelte den Sand heraus; ihre Augen blickten unsicher: wo führte der Vater sie nur hin?

Arthur machte sich selber Mut: nur ein paar

Schritte noch! Da, links hinein, und dann durch die Kusseln!

Durch das niedrige Gestrüpp verkommener Kiefern stapften sie, durch die Wachholderstäudchen, durch die gelben Katzenpfötchen und die blauen Sandnelken. Dürre Blumen, wie sie wachsen an dürrem Strand. Frida fing an, einen Strauß zu pflücken — es waren doch Blumen! — aber es war ihr etwas bänglich dabei ums Herz, und müde war sie auch. Der Sand, der Sand, wenn nur der leidige Sand nicht wäre!

„Siehste," sagte Arthur aufatmend, „endlich! Nu sind wir da!" Er legte seiner Frau die Hände hinter die Schultern und schob die Stehengebliebene so vor sich her: „So, da haste nu, was du dir immer gewünscht hast, Alte!"

Sie standen auf einer Halde, auf Land, das nicht ganz Heide mehr war, aber auch noch nicht Feld. Es stieg ein wenig an und stieg dann wieder hinunter zum Pechpfuhl. Unweit lagen zwei Bretterbuden; bei jeder ein Stück Land, das Garten sein sollte. Es war heiß, die Sonne brannte ungehindert. Ein vollständig nackter Junge paddelte am Pfuhl in einem halbversunkenen Nachen, und ein ebenso nacktes Mädchen stand dabei und sah ihm zu.

Mine stolperte über die Wurzeln eines halbausgerodeten Heidekrautstrunkes, dann sank sie in ein tiefes Sandloch.

„Man muß aufpassen, wo man geht," sagte Arthur. Das war ihm Sonntag vor acht Tagen, als er das erste Mal hier war, gar nicht so aufgefallen. Aber freilich, die Weibsleute mit ihren langen Röcken!

Eine verfluchte Wärme heute und so stocktrocken! Er blieb stehen und wischte sich den Schweiß ab.

„Mutter, fall nicht," sagte Frida. Aber Mine hatte sich von der nach ihr fassenden Hand der Tochter losgemacht und trabte über die Halde, als wäre sie auf einer Spur.

Da hatte ja der Laubenbesitzer rechts sich Kartoffeln gelegt! Mine hatte ein kleines Feldchen von Grün mit dem eigentümlich nahrhaften Geruch des Kartoffelkrautes entdeckt. Und auch Blüten waren daran, blaßlila-rötliche Blüten.

„Se blühn!" Mine war voller Bewunderung. So lange, so lange hatte sie nicht Kartoffeln mehr wachsen und blühen sehen! Sie lehnte an der Einzäunung. Und lohnten sie auch gut? Sie reckte den Hals über den Zaun.

Da kam der Kolonist aus seiner Laube heraus — er hatte nur Hemd und Hose an — gähnte noch müde vom Mittagsschlaf und musterte mißtrauisch die Fremden: was wollten die hier?

Arthur faßte an den Hut: „Mahlzeit. Wir wollen uns hier auch häuslich niederlassen." Und er zeigte auf die kleine Bodenanschwellung vor dem Pfuhl, wo der Sand weiß schimmerte zwischen trockenem Heidekraut, und ein paar niedere Kiefernbüsche kümmerten.

„Ach so, Sie sind der Reschke aus die Novalisstraße! Ick habe schonst von jehört. Na, da hätten Se sich ooch besser wo anders wat ausjesucht. Hier is nischt los!"

Das war nicht sehr ermutigend. Arthur hatte das Gefühl, diesen ersten Eindruck abschwächen zu müssen. „Es kost't ja auch so gut wie nischt," sagte er.

„Oho, da sind Se aber falsch jewickelt!“ Der Ansiedler lachte grob. „Det kost't 'ne janze Menge. Die Pacht is det wenigste. Bauen Se sich man erst de Laube uff. Un denn schleppen Se sich allens raus, was zujehört. Un denn fangen Se an zu buddeln, un denn setzen Se sich Kohl, un denn stecken Se Rüben — pflanzen Se, wat Se wollen: Salat, Suppenjrünes — die verfluchten Karnickels kommen un fressen Ihnen allens ratzekahl.“

„Aber Sie haben doch so schöne Kartoffeln!“

„Wissen Sie denn, ob ooch Knollen dran sind?“ Der Mann riß eine Staude heraus und schmiß sie dann im Bogen weit von sich. „Ick habe det satt hier. 'ne Haltestelle ha'm se ooch versprochen — jloob ick nich — for wen denn? Ersten Oktober jeh ick raus hier. Nich mehr in de Hand!“

Arthur sah sich nach Mine um, auch Frida drehte erschrocken den Kopf: wenn die Mutter das hörte! Aber Mine hörte von alledem nichts. Sie stand ganz still und sah mit Augen, die wie in weite Fernen blickten. Es war nicht schön hier — nein, hier war nicht das helle Feld, von dem sie geträumt hatte, mit dem Häuschen darauf und dem fruchtbaren Garten. Aber von fern her kam der Wind und brachte einen Geruch — es roch doch nach Land! Und weit war es hier, weit und frei, keine Dächer, keine Hinterhausmauern. Sie atmete tief und reckte sich: und wenn es auch jetzt noch öde war, es konnte doch anders werden! Nachdenklich betrachtete sie ihre breiten schwieligen Hände: die konnten ja arbeiten.

Mit einer zuversichtlichen Miene ging sie auf ihren

Mann los. „Du, Arthur, for'sch Erschte roden wer. Ich grabe um — raus mit das Gestrüpp! — du kannst es denne abbrennen. Un denne kommt de Asche wieder runter; das is fermoost. So gutt wie Mist. Un denne bestell'n wer unser Land!“ Sie streifte ihre Ärmel von dem Handgelenk zurück und schürzte an ihrem Kleid; am liebsten hätte sie sogleich angefangen, in dieser Stunde noch.

Arthurs etwas umdüstertes Gesicht erhellte sich: seine Mine war doch eine famose Frau, nicht totzukriegen! „Na, Alte?!“ Mit einer ungewohnten Zärtlichkeit faßte er sie unters Kinn.

Der Kolonist lachte. „Na, wenigstens for Schäferstunden is hier die Jegend. Keener, der zukuckt!“

Mine wurde rot wie ein junges Mädchen. Die beiden Männer lachten schallend.

„Komm, Fridchen,“ sagte die Mutter, „kucken wer mal!“ Und sie lief voran, herunter zum Pfuhl, wo die beiden Kinder sich jagten. Daß der Vater die so herumlaufen ließ — splinterfasernackend — sie waren ja schon so groß! Sie nahm das schwarze, fast undurchsichtige Wasser prüfend in Augenschein: damit konnte man gießen. Moorwasser, das war fett. Das würde dem dürren Sand zu gute kommen. Sie beugte sich über und schöpfte mit der Hand, winzige Fischchen und kleine geschwänzte Kaulquappen rannen ihr durch die Finger.

„Richtije Fische sind ooch drin,“ sagte der nackte Junge, der herbeigekommen war, und stellte sich breitbeinig neben sie auf.

„Un noch wat andret,“ sagte das Mädchen. Beide Kinder lachten verschmitzt.

„Was denne?“ fragte Mine zerstreut.

Da legte das Mädchen den Finger an die Lippen: „Pst,“ und den Kopf suchend umwendend, winkte sie mit den Augen nach einer Gestalt hin, die in einiger Entfernung plötzlich hinter einer Bodenwelle aufgetaucht war.

Trotz ihres gebückten Rückens, groß stand die da, hager-ragend. War es ein Mann, eine Frau? Weißes Haar flatterte in kurzen Strähnen. Es war eine Frau. Sie trug einen langen schwarzen Rock, den schleppte sie hinter sich her; und einen Sack hatte sie auf dem Rücken.

„Da hat se se drinne,“ flüsterte scheu das Kind. „Se trägt se hier nach 'n Puhl, da schmeißt se se rin. Mutter sagt, wenn nachts hier in 'n Puhl so 'n Radau is, wenn det so klingt, als weinte wat, det sind de Frösche un de Unken nich, o nee. Det sind die kleenen —“

„Quatsch!“ Der große Junge hielt der Schwester den Mund zu. Aber dann hob er die Faust und schimpfte nach der wankenden Gestalt hinüber: „Brös'sche, olle Hexe!“

Die schwarze Gestalt drohte mit dem Stock, auf den sie sich gestützt hatte. Mit beiden Armen fuchtelte sie in der Luft herum.

Die Kinder johlten auf: „Huh, Brös'sche, olle Hexe, huh,“ und jagten dann davon.

Frida drängte sich unwillkürlich näher an die Mutter: wie unheimlich!

Aber Mine war ganz benommen: hier, hier war ihr Stück! Der Verpächter hatte es abgesteckt. Ach,

bloß so ein kleines?! Fünfundzwanzig Ruten, das ist nicht viel. Aber doch Land, Erde, eine Scholle, die ihr gehörte — wenigstens heut! Mit einem Gefühl, das ihr fast den Atem benahm, kniete Mine nieder; sie durchwühlte mit beiden Händen den mageren Grund, der trocken und leicht ihr durch die Finger lief. Aber naß und lehmig ist oft viel schwerer zu bearbeiten!

„Fridchen," sagte sie und hob den Kopf mit einem Lachen, das ihr Gesicht verschönte, „das hab ich mer nie nich mehr träumen lassen, daß ich ooch mal wieder würde 's Land bebauen. Gefällt der'sch hier?"

Frida antwortete nicht. Die schwarze Gestalt war ihnen näher gekommen, wie von Neugierde gespannt, starrte das Mädchen sie an. Und ein Grausen war dabei: wie sah die Alte aus!

Das viel zu weite, wohl auf dem Trödel gekaufte schwarze Kleid mit vielen Falbeln schlamperte um sie. Sie hob es nicht auf, mit seiner Schleppe fegte es Sand und Wurzelfasern unter sich zusammen. Die Haare, nie gekämmt, nie gebürstet, hingen struppig um ein Gesicht, das seit Wochen von keinem Wasser mochte berührt worden sein. Es hatte eine förmliche Schmutzkruste, so dick, daß die Züge darunter wie erstarrt waren. Aber aus dieser starren Erdfarbe stachen zwei lebendige Augen, fuhren funkelnd umher und musterten die beiden Frauen mit scharfem Blick.

Mine grüßte. Die Alte suchte wohl Kräuter oder Pilze? Mit ihrem Stock stökerte sie in dem Sand, wühlte hier und da ein Pflänzchen heraus und steckte es in ihren Sack. „Suchen Se Löwenzahn? Der'sch gutt for Salat."

Die Alte verzog das Gesicht zu einem Lachen — Frida kam es vor, als grinse sie boshaft — und schüttelte den Kopf. Dann sagte sie, als hätte sie das Recht, jeden abzufragen: „Was woll'n Se hier?"

„Wer haben 'n Stückel gepacht't — hier das!"

Das Grinsen der Alten wurde stärker. „Schöne Gegend hier! Da wohn i ch!" Sie streckte den dürren Arm aus nach der Chaussee, die, nur durch ein paar Bäumchen gekennzeichnet, ihre gerade Linie durch die Öde zog. Man sah kein Haus.

Die Alte betrachtete Frida, die im hellen Sonntagskleid, mit geröteten Wangen, sich gut ausnahm. „Sie werden mich ooch mal besuchen, Fräulein! Die olle Bröse is immer zu haben. Vergessen Sie's nich!" Und dann winkte sie mit der Hand und wankte weiter mit ihrem schleppenden Rock.

Sie ging nur langsam, und doch kam sie rasch voran, schon sahen die beiden Frauen sie in der Entfernung. Ein Meckern wurde laut, Frida schreckte zusammen.

„Peter!" Die Alte rief. Hinter einem Busch kam plötzlich ein mächtiger Ziegenbock vor. Die Hörner zu Boden gesenkt, jagte er der sich entfernenden Gestalt nach. Jetzt blieb das Weib stehen und breitete die Arme aus, der Bock stürzte sich förmlich hinein; wie ein Hund schmiegte er sich an die Herrin, der Liebkosungen froh. Er leckte das zu ihm geneigte Gesicht.

„Was für 'ne gräßliche alte Hexe!" Frida schauderte. „Das war die, die, von der die Kinder erzählt haben! Komm, Mutter," sie zog Mine fort, „mir ist es ganz unheimlich geworden!" — — —

Arthur hatte sich unterdessen mit dem Kolonisten

angefreundet; der war jetzt nicht mehr so grob. Als die zwei Frauen zurückkamen saßen beide Männer drinnen in der Laube. Sie war ganz geräumig und nett eingerichtet. Mine wunderte sich, was da alles Platz hatte: ein eisernes Bettgestell, ein kleiner Kochherd eine große Kiste, eine hölzerne Bank, Küchengeschirr, eine Lampe und an der Rückwand ein Kleiderrechen, behängt mit dem Sonntagsrock des Ansiedlers, mit Vorhemdchen und Manschetten und mit den Kleidern der Kinder. Darunter standen ein paar derbe Wasserstiefel; sie erfüllten den Raum mit starkem Trangeruch.

„Die zieh ick an, wenn ick da in 'n Puhl jehe un Plötzen raushole!"

Was holte er da heraus? Plötzen? — Fische? Da heraus! Ein Ekel kam Frida an.

„Na?" Der Mann streckte die Hand nach ihr aus. „Na Fräulein, was steh'n Se? Man immer rein, meine Olle hab ick zu Hause jelassen!"

Frida raffte ihr Kleid zusammen; nun mußte sie wohl der Einladung folgen, aber, huh, war das schmutzig hier!

Die Kinder kamen gesprungen. „Die olle Hexe war wieder da, die Brös'sche!"

Der Vater hielt es für angemessen, sie zurecht zu weisen. „Ihr sollt nich ‚Hexe' sagen!"

„Doch!" Die Kleine beharrte dabei. Da gab er ihr eine Ohrfeige, und dann schickte er die Kinder mit einer Flasche zum Pfuhl zurück: „Dalli, holt Wasser! Wer wollen Kaffee kochen. Meine Damens, Se trinken doch 'n Täßchen mit mir?"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus dem Pfuhl, dessen Wasser jetzt schwarz-grünlich dunkelte, mit schillernden Reflexen darauf vom sinkenden Sonnenschein, hatten sie den Kaffee getrunken. Unbemerkt hatte Frida ihre Tasse unter den Sitz ausgegossen; sie hätte von dem Wasser nichts trinken können, und wäre es auch hell und rein gewesen. Den anderen hatte es geschmeckt.

Mine war ganz still, wie in einem Traum. Aber sie war nicht vor Enttäuschung verstummt, nicht wie beim ersten Anblick der öden Halde vor etwas entmutigender Überraschung, sie war längst ausgesöhnt. Nun war ihr Mund stumm, weil ihr Herz sprach.

Und es sprach zu ihr mit einer so gewaltigen Sprache von vergangenen Zeiten, wie es noch nie zu ihr gesprochen hatte. Verstohlen faßte sie die Hand ihres Mannes. Sie waren jetzt wieder auf ihr Stück Land gegangen, da saßen sie nun, im Rücken den Kiefernbusch, und sahen, wie die runde rote Sonne hinter die letzte Sandwehe sank. Und Mines Kopf lehnte sich an Arthurs Schulter.

„Weißte noch? So saßen wer schon eenmal — als ich noch Dienstmädel war — — un wer keen Geld hatten, um reinzugehn, wo die andern tanzten — un 's wurde ganz dunkel — un wer saßen da so alleine, un wer“ — sie stockte. Ihr Blick blieb an Frida hängen, die langsam in die Heide hinausgeschlendert war und nun dastand, von der letzten Sonne umgossen mit einem freudigen Rot.

Die Scham einer Erinnerung kam in Mines Gesicht, sie seufzte auf und drückte die Augen an den Rock

ihres Mannes; und dann lächelte sie und flüsterte: „Aber gutt is doch noch alles geworden!“

„Na ja!“ Arthur tätschelte ihre Wange. „Wenn uns auch 'n bißchen Geld mehr nich schaden würde. Aber laß man, ich bin zufrieden mit dir, Alte!“ Er drückte ihr einen Kuß auf. Er war ja so froh, daß sie keinen Krach gemacht hatte über seine Pachtung. Weiß der Himmel, das war ihm alles vorigen Sonntag hier viel besser vorgekommen; heute schien es ihm etwas reichlich öde. Aber Mine würde die Geschichte schon in Ordnung bringen!

Durch den Dämmer des Sommerabends gingen sie dann zum Bahnhof zurück; Mann und Frau hatten sich untergefaßt. Jetzt schon kam Mine der Weg so weit nicht mehr vor. In den Krautbüscheln der Heide zirpten die Grillen, die Birken lispelten; die Musik war eintönig, aber so heimelig. Und von dem wenigen mageren Gras an den Rainen stieg unterm kühlenden Atem der Nacht ein Duften auf. Mine behielt diesen Duft in der Nase selbst im überfüllten Rauchercoupé. Sie war ganz eingehüllt in diesen Duft.

Und sie nahm ihn mit bis zu der grauen Steinmasse der Stadt, die sich wie ein Ungeheuer mit flimmernden Augen, mit dampfendem Rachen, unter dem vom Widerschein geröteten Nachthimmel breit machte. Nahm ihn mit in die freudlose Straße, in die enge Küche, empfand ihn die ganze Woche wie einen Sehnsuchtshauch. Wann konnte sie wieder heraus? Nächsten Sonntag. Ach, erst am Sonntag!

Viertes Kapitel

Doktor Hirsekorn erwartete den Besuch seines Sohnes. Der Regierungsrat kam zum ersten Mal mit Frau und Kindern; der Kleinen wegen, die früh wieder nach Hause mußten, schon zu Tisch. Fünf Personen, denn die englische Bonne mußte doch auch mitkommen, und zu Mittag, das brachte Aufregung ins Haus.

Fräulein Zimmer flatterte in einem hellen Sommerkleid mit hochgeröteten Wangen schon vom frühen Morgen an aufgeregt hin und her. Daß auch die Mädchen an gar nichts dachten! Seit die vergangenen Sonntag mit dem jungen Menschen von nebenan, dem Albert von Hippelts, aus gewesen waren, hatten sie noch die letzten paar armseligen Gedanken verloren. Natürlich beim Tanz. Glienicke, Stolpe, Birkenwerder, Schützenhaus, Schönfließ, Waldschlößchen — man sollte es nicht für möglich halten, die ganze Gegend war schon verseucht mit Tanzlokalen. Sonst trauten die Mädchen sich abends nicht mehr bis an die Gartenpforte, aber da liefen sie mitten in der Nacht durch den dicksten Forst!

Fräulein Zimmer war sehr ärgerlich; sie hatte Grund, über ihre Mädchen zu klagen. Selbst die Einäugige, in deren Zeugnis als besonderes Lob stand: ‚Sehr häuslich und solide‘, war hier wie losgelassen. Von der siebzehnjährigen Grete, der die Augen im Kopfe glitzerten, hätte man's schon eher annehmen können — „Jotte doch, Fräulein, man will einmal die Woche doch was anderes sehen, als man bloß immer

die ollen Kiefern!" — aber daß diese einäugige alte Person sich mit dem jungen Menschen von nebenan so einlassen würde! Schon wieder stand sie am Küchenfenster und schielte hinüber in den Garten, wo der Bursche mit der Gießkanne den Rasen sprengte. Einen Schlauch hatten Hippelts nicht, dazu waren sie zu geizig.

„Pst, Sie, Albert!" Die Köchin winkte ihm mit einem kalten Kotelett.

„Aber Ida!" Die Zimmer rief es sehr scharf. Und doch mußte auch sie den Albert heranrufen. Der Tisch unten im Eßzimmer, an dem sie und Herr Doktor sich gegenüber zu sitzen pflegten, genügte nicht für die vielen Menschen, eine Platte mußte eingelegt werden. Der Tisch war verquollen, vergebens strengten sich die drei Frauen an: Albert schaffte es mit einem Ruck.

Fräulein Zimmer sah erst heute, daß er ein hübscher Mensch war. Und, merkwürdig, sah er nicht trotzdem dem alten Hippelt ein wenig ähnlich? Dieselben verschlagen blickenden Augen. Worin sonst die Ähnlichkeit bestand, konnte man eigentlich nicht sagen, der junge Mensch hatte auch eine so viel größere Gestalt. Schade, daß ihm grade vorn ein Zahn fehlte! Das fiel ordentlich auf. Sollte es wirklich wahr sein, was die Mädchen neulich hatten munkeln hören: der Diener wäre ein leibhaftiger Sohn vom reichen Hippelt?

Der Bursche stand noch da und ließ seine Augen im Zimmer umherstreichen. Da drückte ihm das Fräulein ein Trinkgeld in die Hand. „Sind Sie nicht eigentlich verwandt mit unserm Nachbar, dem Herrn Hippelt?"

Der junge Mensch lachte laut auf. Aber dann, sich zusammennehmend, verbeugte er sich: „Danke bestens. Nein, wär ich's man! Ich putze nur dem Alten die Stiefeln und fege seinen Dreck aus. Meine Mutter war 'ne arme Waschfrau und mein Vater —!" Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Leben Ihre Eltern denn nicht mehr?"

„Warum meinen Fräulein das? Weil ich hier beim alten Hippelt konditioniere? Na," er zuckte die Achseln, „man muß doch verdienen. Viel is 's ja nich, aber man hofft doch, er wird zulegen. Er muß zulegen. Und denn, Fräulein —" er schoß einen auffunkelnden Blick durchs offene Fenster hinaus — „ich bin sehr für die Freiheit. Wenn Fräulein wieder mal was zu helfen haben," schloß er unvermittelt an, „ich helfe sehr gerne. Nur daß es der Alte nich merkt, der denkt sonst schon gleich, man stiehlt ihm was von seiner Zeit!"

Da konnte Herr Hippelt ruhig sein, sie würde seinen Diener nicht weiter in Anspruch nehmen. Fräulein Zimmer beschloß, den jungen Menschen nicht zu oft heranzuziehen; obgleich er ihr ganz gut gefiel, war doch etwas an ihm, was ihr wiederum nicht gefiel. Und daß ein so gewandter Mensch es aushielt bei dem alten Geizkragen! —

— — Pünktlich um zwölf war der Regierungsrat mit seiner Familie erschienen. Schon von weitem hörte man die Stimmen der Kinder; der Großvater war zur Bahn gegangen, um sie abzuholen, sie hüpften an seiner Hand. Aber der Schwiegertochter war es sehr heiß: in der Bahn war es auch so unerträglich

warm gewesen, diese ewige Fahrt! Sie war müde geworden. Ihr Mann reichte ihr den Arm: nein, leider, hier gab es keine Elektrische, kein Auto, nicht einmal eine Droschke.

Der Regierungsrat empfand auch die drückende Wärme der Mittagsstunde. Zwischen den Kiefern lastete die Luft; aber er mühte sich, es den Vater nicht fühlen zu lassen, welch ein Opfer dieser Besuch war. Verstohlen drückte er den Arm seiner Frau: „Liebste Hilda, laß es ihn nicht merken, bitte! Gleich sind wir ja auch da!"

Und die schöne Frau in dem zartlila Kleid nahm sich wirklich zusammen und hatte nur ein mattes, leisspöttisches Lächeln für den Enthusiasmus, den ihr Mann sich aufzubringen mühte.

„Köstlich, wie die Kiefern jetzt duften! Da kann man schon eine Portion Hitze mit in Kauf nehmen. Ein herrlicher Geruch — das reine Fichtennadelbad!" So lobte er, bis sie im Haus am Kieferngrund waren. Aber als der Vater sie dann verlassen hatte, und er mit seiner Frau in einem kühlen, durch Läden geschützten Zimmer war, ließ er sich mit einem so tiefen Seufzer auf einen Stuhl fallen, daß die Hausdame, die der jungen Frau beim Ablegen half, sich förmlich erschreckte: fühlte der Herr Regierungsrat sich nicht wohl?

„Hören Sie mal, Fräulein Zimmer, ist das hier immer so um die Mittagszeit? Die Kiefern geben Öl und der Mensch auch. Wie hält das der Vater bloß aus?!"

„Herr Doktor ist um diese Zeit immer draußen, bei

seinen Blumen. Erst nach dem Essen legt er sich ein bißchen hin."

„Essen wir bald, Fräulein Zimmer?" fragte die ganz abgemattete Frau. „Ich werde das auch tun, mich hinlegen." —

Es war gut gekocht, die junge Frau hätte gern gegessen, aber sie konnte nicht, die Anstrengung hatte ihr allen Appetit genommen. Und die Kinder waren schlaftrunken; als das kleine Mädchen nicht nochmals von der süßen Speise bekam, wurde es weinerlich, und der Junge schlug ungezogen auf den Tisch: „Ich will aber!"

Der Großvater machte ein undurchdringlich ernstes Gesicht. Die Mutter entschuldigte: „Die Kinder sind eben übermüdet — wir auch — wir werden alle nach Tisch schlafen!" — —

Nun hatte er Kinder und Enkelkinder draußen und war doch so einsam wie alle Tage! Fräulein Julie Zimmer sah dem Doktor mit Bedauern nach. Da ging er eben in den Garten, die Zeitung unterm Arm, in der einen Hand den Aschenbecher, in der anderen die Zigarrenkiste — der arme Mann! Er mochte wohl gedacht haben, der Sohn würde ihn begleiten auf sein Lieblingsplätzchen unter der breitästigen Kiefer. Aber der Regierungsrat war bei seiner schönen Frau.

Eine schläfrige Stille lag über dem Kieferngrund; nur ab und zu gurrte ein Tauber, und vom Hühnerhof her gackelte ein Huhn. Erst als der Kaffee serviert war in der Veranda, die nun im Schatten lag, kam langsam einer nach dem andern zum Vorschein.

Die Zimmer verstand es wirklich, einen Kaffeetisch

herzurichten: frischgebackene Waffeln, ein Napfkuchen, reichlich mit Rosinen und Zitronat durchwürzt, und dicke süße Sahne in einem schön geblümten vergoldeten Kännchen. Der Regierungsrat hob das vorsichtig am Henkel in die Höhe und guckte nach dem Zeichen: „Altberliner Porzellan. Daß mir das nur ja in acht genommen wird!" Er lachte. „Das wollen wir mal unversehrt erben, Zimmerchen. Selten hübsch — eine Erinnerung an Alt-Berlin!"

„Und an deine Mutter," sagte der Doktor. „Ja, wie lebhaft so ein lebloses Stück an einen geliebten Menschen erinnert!" War nicht etwas wie bitterer Hohn in des Doktors Stimme?

„Schade, daß nicht mehr davon da ist," sagte ganz unbefangen die junge Frau. „Altberliner habe ich mir immer gewünscht; ich finde es viel hübscher als Meißner!"

„Nimm es dir nur mit!" Der Doktor schob das Kännchen über den Tisch, daß die Sahne spritzte.

„Aber lieber Papa!" Die Schwiegertochter wurde ganz verlegen: so hatte sie's doch nicht gemeint, daß sie, weil ihr das Kännchen so gut gefiel, es auch gleich haben wollte.

Dem Sohn stieg eine leichte Röte in die Stirn: wie der Vater doch gleich so empfindlich war! Warum nur? „Hilda will dich nicht berauben," sagte er rasch.

„Was soll ich auch mit so einem einzigen Stück!" Es war recht ungeschickt von Hilda, das zu sagen. Denn nun gab der Doktor seiner Hausdame einen Wink: „Sie wissen ja, die zwei Kuchenkörbe! Ich glaube, es sind auch noch verschiedene Tellerchen und

Tassen da, die dazu gehören. Packen Sie alles für meine Schwiegertochter zusammen. Sie nimmt es mit."

Da gab es keinen Widerspruch. Allen Redensarten machte der alte Herr rasch ein Ende mit einem: „Habt euch nicht."

Es war wirklich nett vom Vater, sich schon bei Lebzeiten dieser hübschen Sachen zu entäußern, in einer Servante, wie sie jetzt wieder modern war, würden sie sich auch ganz anders ausnehmen als hier in einem alten Küchenschrank. Er hätte nur liebenswürdiger geben können!

Hilda ließ es sich nicht nehmen, das Kännchen selber im Arm zu halten; das übrige durfte ihr Mann zum Bahnhof tragen. Es war ein großes Paket geworden; der Vater hatte noch ein silbernes Tablett hinzugefügt, das Hilda über alle Maßen bewunderte.

„Was ich euch jetzt schon gebe, brauche ich euch dann nicht mehr zu geben," sagte er mit einem Lächeln, das sie sich nicht enträtseln konnten.

„Wie komisch er das sagte, fandest du nicht, Wilhelm?" fragte Hilda, als sie endlich abfuhren. Jetzt war es schöner draußen, es fing an, erquicklich zu werden; es flüsterte von Freiheit in den Kiefern, und ein großes Rosenbeet, ein Märchen im märkischen Sand, leuchtete sanft von der milderen Sonne geküßt. Trotzdem mußten sie nach Hause, der Kinder wegen. „Du, ich hatte aber auch genug," sagte sie.

Der Regierungsrat zuckte die Achseln. „Ja, es ist jetzt wirklich schwer mit dem Vater. Was man auch sagen mag, man stößt an!" Er seufzte. „Und

doch fühle ich die lebhafteste Verpflichtung gegen ihn; er ist mir immer ein guter Vater gewesen."

„Gewiß, dem widerspricht ja auch niemand, du brauchst nicht gleich so ein ernstes Gesicht zu machen!" Die Frau nahm die Hand ihres Mannes und streichelte leicht darüber hin: „Wenn du immer so verstimmt wirst, laß ich dich gar nicht mehr heraus. Dann werde ich lieber allein fahren, gegen mich ist er ja sehr nett!" Sie nahm das Paket aus dem Netz, riß das Papier ein Stückchen auf und blickte lächelnd hinein: „Du glaubst nicht, wie ich mich über das Porzellan freue! Besonders aber über das silberne Tablett." —

„Wie die Raben," murrte Fräulein Zimmer, als sie in dem Schrank räumte, in dem vor kurzem noch das schöne Porzellan gestanden hatte. Warum er das nur alles so weggab, sie wußten es ihm nicht einmal dank?! „Und unsereins freut sich so drüber!" Sie war empört. Sie war längst nicht so gut mehr auf Regierungsrats zu sprechen. Gott behüte, daß die öfters kamen, die schleppten einem ja die halbe Wirtschaft weg! Und die Kinder waren auch schon so: der Hans hatte durchaus ein Kaninchen mitnehmen wollen, und die Kleine hatte ein Täubchen, das sie immerwährend herumtrug, sich nur nach vielen Tränen und heftigem Sträuben von der Miß abnehmen lassen. Und ob der Doktor sehr befriedigt von dem Besuch war? Er war noch nicht vom Bahnhof zurück, er ging wohl noch spazieren. Aber heute beim Abendbrot würde sie ihm einmal auf den Zahn fühlen! Sie warf einen befriedigten Blick um sich: er war jetzt im-

mer sehr nett zu ihr, er hatte ja auch wirklich niemanden als sie!

* * *

Doktor Hirsekorn war vom Bahnhof nicht nach Hause gegangen. Hinter den Kiefern glänzte ein großes Licht, das lockte ihn wie eine Verheißung. Was ließ er auch hier zurück? Sein Häuschen, ja, aber das stand ja auch noch, wenn er in ein paar Stunden wiederkam. Und Fräulein Zimmer konnte ihn auch nicht locken, schon heimzukehren. Sie sorgte gut für ihn, sie war nur manchmal zu freundlich; und heute fürchtete er sie. Er wußte es, sie würde ihn in ein Gespräch verwickeln, viele Worte machen: wie reizend die Frau Regierungsrat ausgesehen hatte, wie allerliebst die Kinder — aber hatte Herr Doktor denn nun auch die rechte Freude gehabt von dem Besuch?!

Der einsam Wandernde sah finster vor sich hin: er würde sich diese Frage verbitten. Aber gleich darauf schämte er sich: wie konnte er der Zimmer das übel nehmen, ihr Gedankenkreis war ja so eng, und alles drehte sich um ein bißchen Klatsch. Und um ihn. ‚Wie haben Herr Doktor geschlafen? Haben Sie auch wirklich gut geschlafen? Sie sehen aber gar nicht so aus, Herr Doktor — also wirklich gut?‘ O Gott, wie anders hatte Marianne gefragt! Ganz einfach: ‚Hast du gut geschlafen?‘ Eine ungeheure Sehnsucht erhob sich plötzlich in dem einsamen Mann. Ihm war, als müßte er die Arme ausstrecken: komm wieder!

Er merkte es nicht, daß er die Straße verlassen

hatte, planlos ging er immer zwischen den Kiefern schräg durch. Das goldene Licht, das ihn gelockt hätte, schlängelte sich vor ihm her durch die rotgewordenen Stämme. Wachholderbüsche, die zuerst nur klein waren, je weiter er aber hineinkam, höher und höher wurden, mannshoch, und Farrenwedel, die noch kein Fuß geknickt hatte, versperrten den Durchgang. Brombeerranken zerrten den Wandernden am Rock, und ein tiefhängender Ast stieß ihm den Hut vom Kopf. Er behielt den nun in der Hand. Seine Stirn war heiß, Gedanken flatterten dahinter auf wie gescheuchte Vögel. Wie hatte er nur glauben können, daß ihn hier draußen das Denken an sein gewesenes Glück, das Sehnen nach der Verlorenen verlassen würde? Ihn wenigstens nicht so schmerzen wie drinnen in der Stadt. Seine Seele so zerzerren. Er hatte einmal zur Zimmer gesagt, als die sich wunderte, daß er so weit vom Kirchhof fortzog: ‚Die Sehnsucht ist überall, aber die Natur tröstet uns' — ja, die Sehnsucht war da, aber die Tröstung nicht!

Der Einsame hob den gramvollen Blick, wie suchend sah er umher: so allein, so allein! Da hatte er Kinder: eine Tochter, die zweimal die Woche an ihn schrieb, einen wohlgeratenen Sohn — es war kaum eine Stunde her, daß dieser bei ihm gewesen war — und doch so allein. Er sah sich fröstelnd um. Und er fühlte sich auf einmal ganz alt. So lange Marianne lebte, hatte er das nie gefühlt. Da war er aber auch noch kein Baum gewesen, der einer Stütze bedurfte, da hatte e r gestützt. Oder hatten sie sich gegenseitig gestützt? Hatten sie sich umschlungen gehalten wie da,

am Rand des Waldes, der dürr werdende Kiefernstrunk und die absterbende Birke?! Er ging darauf zu.

Wie ihn das weich machte, dieses Bild der beiden, dem Tode Verfallenen. Es ergriff ihn, und doch beruhigte es ihn. Nichts war um diese beiden, kein liebevoll sich rankendes Grün, nur dürre Heide. Und die Birke würde zuerst sterben, halb entwurzelt schon hing sie mit wenigen Wurzeln noch im lockeren Sand. Sie war schon tot. Hier wie dort das gleiche: in dem Leben der beiden, wie in dem seinen. Und dieses selbe Schicksal, war das nicht ein Trost?

Wie zu Gefährten trat er zu den Bäumen heran. Er legte seine Hand an die von Käfern durchnarbte, rissige Borke des Kiefernstrunkes. Noch quoll daraus eine Spur von Saft, aber nicht lange mehr, dann hörte der Lebensfluß auf zu sickern, die Käfer hatten das Mark ausgehöhlt, dann war der Tod da auch für ihn. Und das war der größte Trost.

Mit einem erhellten Gesicht schritt Hirsekorn weiter. Er fühlte es nicht, daß er schon lange gegangen war; der Wald hatte ein Ende genommen und der grüne Boden, aber er ging immer voran, auf armseliger Halde. Auf erhöhtem Bahnstrang sauste ein Zug vorüber, wie ein rascher Gruß der Welt, die sich nicht Zeit nimmt, hier anzuhalten. Durch eine Art von Tunnel, einen kleinen verwachsenen Einschnitt im Damm, kam der Wandernde jetzt hinüber auf die andere Seite des Bahnkörpers. Hier war die Heide noch armseliger. Nichts als Strandhafer, und am Boden hinkriechend hunderte und tausende von winzigen violetten und gelben Stiefmütterchen. Keine

Bäume, nur ein bißchen Gestrüpp, ein mit breiten Schwertblättern und Froschlöffel halb zugewachsener Tümpel und, von einem schiefstehenden Zaun eingehegt, ein Stück umgegrabenes Land.

Eine Laube schien hier im Bau, halb fertig stand sie da, Bretter lagen noch umher; ein Bänkchen war gezimmert, Handwerkszeug verstreut. Aber kein Mensch war zu sehen. Nur dort, von der Chaussee her, die in einiger Entfernung zu sehen war, näherten sich jetzt drei Männer. Zwei ältere und ein junger. Als sie an ihm vorbeigingen, grüßten sie ihn.

Umständlich fingen sie an, ihre Joppen auszuziehen und in Hemdsärmeln herumzugehen; sie taten aber nichts, hoben bloß einen Hammer auf und legten ihn wieder hin, rappelten mit Nägeln in einer Zigarrenkiste, rückten hier an einem Brett, jetzt da, und standen zuletzt alle drei mit untergeschlagenen Armen.

Hirsekorn war auch stehen geblieben: die schienen nicht allzu fleißig. Wenn sie sich nicht beeilten, bekamen sie ihre Laube heut nicht mehr unter Dach. —

„Na, mach man, Maxe, mach man!“ sagte Arthur Reschke und setzte sich auf das Bänkchen. „Hier, Nachbar!“ Er streckte dem andern eine Zigarre hin. „Rauchen Se man, das vertreibt die Mücken. Mein Junge schafft das schon alleine, was Maxe? Los!“

Der junge Mensch warf einen unwilligen Blick nach den beiden, die auf dem Bänkchen nebeneinander saßen, sich mit dem Rücken an die Bretterwand lehnten und die Beine weit von sich streckten. Mißmutig entschloß er sich, langsam mit der Arbeit zu beginnen. Plötzlich schrie er: „Mutter kommt!“ und trieb mit

kräftigen Hammerschlägen, die die Stille förmlich erschütterten, einen Nagel nach dem andern in die Pfosten der Laube.

Auf der Höhe der Chaussee war eine Frauengestalt aufgetaucht, umglüht von der untergehenden Sonne erschien sie unnatürlich groß — oder trug sie etwas auf dem Rücken? Über ihrem Kopf ragte es steif und schwarz in die Höhe. Hinter ihr kam noch eine, die schleppte sich auch ab.

Hirsekorn war nicht neugierig, aber an diesen Weibern nahm er Anteil, die sich abschleppten, während die Männer faulenzten. Kolonisten! Ob sie wohl etwas machen konnten aus dieser Scholle? Noch sah es traurig aus. Aber die ältere Frau, die voranging, geduckt unter einer schweren Last von Dachpappe, hatte ein ruhiges, zuversichtliches Gesicht, und das Mädchen, das hinter ihr kam — Herrgott, war das nicht das Fräulein Reschke, die Näherin, die immer zur Zimmer gekommen war?!

„Nein so was — Herr Doktor!" Frida Reschke ließ die alte Tür fallen, die sie wie ein Schild auf dem Rücken trug. Sie hatte es sonst nie gewagt, dem Herrn die Hand zu reichen, aber hier draußen wagte sie es. Hier fühlte sie nicht die gleiche Scheu vor dem über ihr Stehenden wie drinnen in der Stadt. Frei sah sie ihm ins Gesicht; die weiche weiße Rundung der Bleichsüchtigen zeigte ein leichtes Braun, nun röteten sich ihre Wangen tief. Sie schämte sich doch ein bißchen: wie sahen sie aus! Aber dann stellte sie vor: „Meine Mutter! Mutter, das 's der Doktor Hirsekorn," — sie verbesserte sich — „der Herr Doktor Hirsekorn!"

„Freut mer sehre!“ Mine ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen, herzhaft schüttelte sie dem Herrn die Hand; als er neben ihr herschritt, trabte sie munter weiter und erzählte ihm dabei, wieviel ihre Frida von ihm hielt, und daß sie sich jetzt die Laube bauten auf dem Stück Land, das sie sich gepachtet hatten. „Ein Glücke, daß unser Maxe früher freigekommen is von die Soldaten; er war nämlich krank geworden. Die Fridchen un ich alleene, nee, wer hätten 's doch nich geschafft. Mit 's Bauen, das wurde nischte. Aber nu —!“ Ihre Augen strahlten.

Der Doktor lächelte: die Frau hatte Mut. Es mußte kein Leichtes hier sein.

„Sehn Se, un da kommt unser Garten hin!“

Sie waren beim Bauplatz angelangt, Frida stellte wieder vor: „Mein Vater! Der Max, mein Bruder!“

Herr Arthur Reschke erhob sich von der Bank. Der Nachbar zog die Mütze und drückte sich dann sofort; er war keiner von denen, die mit einem Vornehmen etwas zu tun haben wollen, und daß das einer von denen war, die sich den Schweiß des armen Mannes zunutze machen, das sah er ja gleich auf den ersten Blick. Aber Arthur wußte, was sich gehörte, ganz weltmännisch begrüßte er den feinen Herrn. Frida flüsterte ihm rasch zu: „Das is der Doktor Hirsekorn, wo ich genäht habe!“ Ach was, Hirsekorn oder Haferkorn, was wußte er, wo die nähte! Aber was sich gehört, gehört sich nun mal!

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ Höflich einladend wies Reschke auf das Bänkchen, und dann stand er vor dem Gast, die Arme untergeschlagen, und pries

die Reize seiner Pachtung. In Berlin war es ja zu traurig, nicht mehr auszuhalten, man bekam bloß Staub in die Lungen. Es bedurfte gar nicht der Aufforderungen in der Zeitung und der Anpreisungen, ein jeder fühlte es tief in der Brust: nur auf der eigenen Scholle findet der Mensch sein Glück. „Denn, sehn Se, mein Herr," Arthur zog die Achseln hoch und streckte die Hände in die Hosentaschen, „Glück will jeder Mensch haben, der Arme wie der Reiche. Un wenn er sich auch bloß danach sehnt — das 's auch schon was. Wenn ich so an meinem Fenster gestanden habe und roch bloß den Muff vom Hof — na, denn sagte ich mir: man bloß raus, bloß raus!"

Die Frau stand dabei, sie nickte bei dem, was ihr Mann sagte, und sah ihn wohlgefällig von der Seite an. Ja, ihr Arthur, der konnte es aussprechen, was sie nur fühlte! Sie wußte nicht, daß ihr Blick leuchtend sprach, wenn sie ihn hingleiten ließ über das eben umgebrochene Land, das Werk ihrer Hände; über die Laube, darin sie geborgen waren, wenn erst die Dachpappe, die sie eben herangeholt, die deckte, und die Tür, die Frida von einem alten Gartenhäuschen erstanden hatte, ihre Behausung verschloß.

Hirsekorn sah das verarbeitete Frauenantlitz aufstrahlen. Solche Gesichter hatte er früher in seiner Armenpraxis viele gesehen, aber er hatte sie schon vergessen gehabt — über eigener Freude und eigenem Leid. Nun las er wieder die ganze Geschichte solches Frauengesichtes. Er gab Mine die Hand.

Sie drückte die seine kräftig: „Besuchen Se uns doch mal wieder, Herr Dokter, Sonntags sind wer im-

mer hier draußen. Se müssen doch sehn, wie mer'sch vorankriegen!"

Er sah sie freundlich an: „Sie lieben wohl das Land sehr, Frau Reschke?"

„Lieben —?! Verlangert hat mich darnach mein Leben lang!"

Fünftes Kapitel

Wenn man vom Reschkeschen Land bis zur Chaussee ging und dann jenseits geradeaus, noch vielleicht hundert Schritt, lag in der Bodensenkung, mitten im Ödland, ein kleines Gehöft. Es hatte früher zum Vorwerk Stolpe gehört, jetzt war es verfallen. Altersgrau hob es sich kaum ab von der Farbe des Bodens und duckte sich ganz. Die Winde, die über die freie Fläche wehten, taten ihm nichts an, darum wohnte die alte Bröse auch winters hier. Sie hätte in Briesewerder wohnen können, oder in Hohenfelde, sie hatte es gleich weit zu dem einen wie zum andern, die Leute hätten's ihr auch nicht verwehren dürfen, aber sie dachte gar nicht daran. „Wer zu mir will," sagte sie, „kommt auch hierhin !" Auf das junge Mädchen, das bei ihr wohnte, nahm sie keine Rücksicht. Was hatte die Anna denn im Dorf zu suchen? Die sollte ganz still sein und froh, daß sie ihr nicht die Tür wies.

Es war kein Einvernehmen zwischen Großmutter und Enkelin. Die Leute lachten darüber: in der hatte die Brös'sche ihre Meisterin gefunden. „Du bist

zu frech," schrie die Alte, „hol dich der Teufel!" „Dich holt er zuerst!" sagte die Junge. Und wenn die Bröse dann drohend nach dem Besen griff, schlug die Anna ihn ihr aus der Hand, schnellte sich auf vor dem bösen Weibergesicht und zischte es an: „Schlägste mich, geh ich gleich zum Schandarm!" Dann verschluckte die Bröse ihre Schimpfworte. Sie ging in den Verschlag neben ihrer dunklen Stube, wo der Peter, der Ziegenbock, stand, kauerte sich nieder bei dem Tier und ließ sich von ihm das schmutzige Gesicht ablecken.

Das ganze Häuschen war erfüllt von beißendem Bockgeruch, aber die Bröse hätte den Peter nicht in das Ställchen hinters Haus getan, wo die Ziegen standen. Den mußte sie bei sich haben. Sie umschlang den Hals ihres Lieblings, kraute ihn und flüsterte ihm Worte ins Ohr, Worte, wie sie sie keinem Menschen gönnte. War das Tier nicht auch besser als die Menschen, die nur zu ihr kamen, wenn sie sich nicht zu helfen wußten, und die nachher taten, als kennten sie sie nicht?! Hundertmal besser als die, die sie erst angingen mit Bitten und die nachher, wenn sie ordentlich etwas zahlen sollten, mit Anzeige drohten?! Es flammte wie heller Triumph auf in ihrem schmutzigen Gesicht: sie sollten nur anzeigen, sie zeigten sich ja selber mit an. Wer konnte ihr etwas beweisen? Von ihrem Mann, dem Schäfer, hatte sie's überkommen, wie man Beinschäden heilt, Verrenkungen wieder einrichtet, die Rose bespricht, wie man Einreibungen mischt für den Rheumatismus, und wie man allerlei Tränkchen kocht — — — oho, sie *sollten* sie nur anzeigen!

Ihren Peter hätte die Bröse der Anna nie anvertraut, der ging nur mit ihr — mochte das Mädchen die Ziegen treiben! Was die sonst tat, darum kümmerte die Alte sich nicht. Wenn mittags ein dünnes Rauchsäulchen aus dem kleinen Schornstein des verwahrlosten Daches aufstieg, kam das Mädchen wohl heim: „Essen!“ Oft gab es nichts; die Alte saß mit ihrem Peter, mit ihrem Söhnchen, sie futterten aus dem gleichen Napf. Er speiste mit, Kartoffeln und Salz, und sein langer Bart tunkte in die Schüssel mit Milch. Wenn das Mädchen dann voller Ekel den Napf von sich stieß, lachte die Bröse: „Nich viele sind 's wert, daß man mit ihnen aus einer Schüssel frißt. Wer weiß, wessen Maul reinlicher is!“

Das Mädchen warf nur einen verächtlichen Blick, trat zum Schrank, schnitt sich ein Stück vom Brot herunter und ging dann stumm wieder fort. Es suchte die Winkel auf, wohin die Hühner ihre Eier vertrugen, und dann legte es sich auf der Heide unter die Mutterziege und trank sich vom Euter weg satt.

Die Dorfjungen waren hinter der Anna Bröse her. Oft jagte ein ganzes Rudel die Flüchtende, die wie eine braune Hindin dem Walde zusprang.

Heut lagerte sie nicht weit vom Pechpfuhl in einer Kuhle, im Sand halb eingegraben. Ihren Kopf mit den schwarzen Haaren, die schlicht und schwer, wie Rabengefieder glänzend, hingen, trotzdem sie nicht gekämmt wurden, hatte sie weit nach hinten gebogen. Sie hatte die Augen geschlossen und ließ sich die Sonne voll aufs Gesicht scheinen, auf den Hals, der schon braun war wie ein Rehfell, auf die Brust,

die noch weiß war unter dem groben Hemd. Ihre Ziegen meckerten auf, sie öffnete die Augen: da stand der junge Mensch, den sie gesehen hatte die Laube bauen. Er stand da, eine große Gießkanne in der Hand und sah sie an.

„Was kuckste?" Sie zog nicht einmal das Hemd auf der Brust zusammen.

Max Reschke, der allein draußen war — die Mutter war waschen, der Vater kam erst später, wenn es kühler wurde — vergaß, daß er Wasser schöpfen wollte, um junge Setzlinge zu begießen. Mit einem verdutzten Gesicht starrte er das Mädchen an. Er hatte es schon öfters, aber nur von weitem, gesehen — was ging ihn das häßliche Frauenzimmer an? — doch nun stand er starr.

Die mittägliche Schwüle gloste über der sandigen Heide. Kein Wind regte sich, kein Haus war in Sicht und auch kein Mensch. Max hatte schon die ganze Langeweile der Einsamkeit empfunden. Und die da, die war ja gar nicht häßlich! Er schmunzelte sie an.

Sie veränderte ihre Stellung nicht. Nur ein bißchen Sand schüttelte sie ab und warf das eine Bein über das andere, so daß man den blauen Strumpf, mit einem alten Bändel umwickelt, und darüber das nackte Knie sah. Max wußte nicht recht, wie er es anfangen sollte; die Hand, mit der er sie vorsichtig, wie ein fremdes Tier, das der Knabe aber doch gern fangen will, antappen wollte, traute sich nicht recht. Sie schlug ihm auch schon auf die Finger. Er tappte wieder zu, da sprang sie auf und schleuderte mit einem

kräftigen Ruck eine ganze Ladung Sand über ihn. Der knirschte ihm zwischen den Zähnen; schimpfend rieb er sich die Augen. Da lachte sie ihn aus. Er mußte nun auch lachen: einem Mädel verzeiht man ja so was.

Sie nickte zur Laube hinüber: „Was woll'n Se denn hier? Hier is 's doch wahrhaftig nich schön!"

„Nee, wahrhaftig nich!" Er spuckte aus, noch immer hatte er Sand im Mund. Aber dann sagte er: „Nu gefällt 's mir aber ganz gut hier, Fräulein," und lachte sie dabei an.

‚Fräulein' hatte noch niemand zu ihr gesagt. Sie zupfte ihren verlumpten Rock zurecht und lief nicht fort, wie sie es sonst vielleicht getan hätte. Mit einer gewissen Neugier fragte sie ihn aus: war das seine Mutter, die Frau, die da immer hackte und pflanzte? Und war das sein Vater, der Mann, der immer auf dem Bänkchen saß und rauchte oder mit dem groben Kerl von da — sie zeigte nach der Richtung der anderen Laube — Karten spielte? „Wenn dem mal de Laube abbrennt, na, denn —" ein schadenfrohes Funkeln kam in ihre Augen — „denn sollen se nich sagen, ich bin 's gewesen. Wissen Se," — sie kam ganz nahe an ihn heran, so dicht, daß ihr Kopf fast seine Schulter berührte, „Sie sind 'n ganz anständiger Mensch, aber der nich. Wenn dem seine Frau da is, tut er, als kennt er mir nich — seine Bälge schmeißen nach mir mit Steinen — aber wenn er allein is, na!" Sie fuchtelte mit der Hand durch die Luft und tuschelte geheimnisvoll: „Es gibt noch Schlangen hier, gift'ge. Wenn die Olle von denen eine fängt, kriegt se 'ne

Prämie; wenn i ch aber eine finde — na, denn warte man!“

„Sie werden doch nich?!“ Erschrocken wich er von ihr zurück.

Sie lachte. „Das hab ich von der Ollen, gefallen lassen tut die sich auch nischt.“ Sie zuckte die Achseln: „Was soll man machen!“

Es dünkte ihn, als sähe sie traurig aus; sie tat ihm leid. Max Reschke war gutmütig, Weibern gegenüber doppelt gutmütig. Er streifte mit einem flüchtigen Kuß die heiße Wange des Mädchens. „Er soll Ihnen schon nich mehr zu nahe treten, Fräulein!“

Sie kicherte in sich hinein, es war fast, als ob sie ihn auslachte, aber dann gab sie ihm die Hand: „Sie brauchen nich ‚Fräulein‘ zu mir zu sagen. Ich bin die Anna. Die olle Brös'sche is meine Großmutter — sie sagt so. Ich glaub 's ja nich.“

„Warum denn nich?“ Max hatte immer gehört, daß die alte Frau, die da hinten über der Chaussee wohnte, die Großmutter des schwarzen Mädchens sei.

Das Gesicht der Jungen war alt und finster geworden; sie zuckte die Achseln: „Ich weiß selber nich!“ Und dann sah sie ihn durchdringend an: „Wenn Ihre Schwester 'n Kind hätte, glauben Sie denn nich, daß Ihre Mutter das lieb hätte? Oder Sie mal eins — glauben Se denn nich, daß Großmutter, ‚Heia‘ machte oder ‚Susu‘?!“ Sie hielt die Arme, als ob sie ein Kind darin wiege. „Mich hat die Brös'sche nie gewiegt. Gepufft, geschimpft, geschlagen; grad daß sie mich nich hat verhungern lassen!“ Sie lachte mißtönend.

Wie häßlich das hübsche Gesicht dabei wurde! Max fühlte sich von dem Mädchen zurückgestoßen und doch wieder zu ihm hingezogen. Die Anna rieb ihr brennendes Gesicht an seinem nackten Arm. Er hatte die Hemdärmel aufgestreift, er sollte ja Wasser schöpfen — wirklich, er mußte jetzt Wasser schöpfen — was die für ein weiches Fell hatte, trotz allen Sonnenbrands! Ihre Wange scheuerte hin und her. Er faßte sie um.

Da gab sie ihm einen starken Puff. „Was du dir denkst — du, du!" Sie blinkerte ihn mit verschmitzten Augen an, aber dann sprang sie schnell von ihm fort, hinter das struppige Kieferngebüsch, und schon sah er sie weit von sich dem blauenden Waldrand zulaufen.

Der Pfuhl, über den er sich mit seiner Gießkanne bückte, spiegelte ihm sein Gesicht wider; das sah in der trüben Lache so dumm aus. Mit Eifer bemühte er sich, den kleinen Schnurrbart aufzuwirbeln, er reckte seine ein wenig untersetzte Figur: war er denn nicht schon bei den Soldaten gewesen? Er ärgerte sich, daß er das Mädchen so hatte laufen lassen. Darüber vergaß er ganz das Denken an die Setzlinge, die er gießen sollte. Er ließ die Gießkanne am Pfuhl liegen und schlich in die Laube zurück, warf sich da auf den Haufen Heidekraut, der in der Sonne gedörrt, wie Bettstroh raschelte, und verschlief seinen Verdruß. —

Mine stieß einen hellen Schrei aus, als sie am Abend ihre jungen Kohlpflanzen sah. Sie war früher fertig geworden auf ihrer Waschstelle und war nun doch noch herausgefahren. Es war Vollmond, sie konnte noch lange draußen schaffen, erst um eins fuhr

der letzte Zug zurück nach Berlin. Hastig war sie gerannt, der Schweiß rann ihr, aber nun wurde ihr ganz kalt vor Entsetzen. Sie stand vor dem Beet: das hatte der Max doch gießen sollen! Die Pflänzchen hingen ganz vergilbt und vertrocknet, die Erde war wie Asche. Und sie hatte doch noch bei jeder Pflanze ein Kühlchen eingedrückt, damit das Wasser sich sammle. Wo war Max? Wo war Arthur? Der hatte doch auch herausfahren wollen. Beide nicht da. Und wo war die Gießkanne? Auch nicht da! Sie suchte; in der Laube in jedem Winkel; hinter der Laube in dem kleinen Verschlag, den sie als Geräteschuppen eingerichtet hatte; auf der Laube — vielleicht stand sie da? Auch nicht am Zaun hing sie. Ganz verstört lief die Frau an den Pfuhl.

Herr im Himmel, wenn der Max sich vielleicht beim Schöpfen zu weit übergebückt, wenn er das Gleichgewicht verloren hatte, hereingefallen wäre samt der Gießkanne?! Aus dem schwarzen Wasser kam nichts mehr herauf. Mit schreckensvollen Augen starrte die Mutter: sollte sie laufen, in Hohenfelde Hilfe holen, Leute mit Stangen, die bis auf den Grund stießen? Daß auch keiner, gar keiner da war! Sie rief: hörte denn niemand? Da antwortete aus der Ferne fröhlicher Zuruf. Herr Gott, da waren sie ja, und ganz vergnügt, ganz gesund, und die Pflänzchen hatten sie doch nicht begossen! Nun fing sie an zu weinen.

Die Tränen rannen ihr noch, als Mann und Sohn zu ihr traten. Sie kniete am Kohlbeet, versuchte einem Pflänzchen nach dem andern das Köpfchen zu heben — umsonst, gleich fielen sie wieder um.

„Na, was weinste denn?" Arthur klopfte sie auf den Rücken. Erst war er erschrocken gewesen — Mine weinte so selten — nun aber amüsierte er sich. „Die paar Kohlpflanzen!"

„Alle kaputt!" Mine unterdrückte ihr Schluchzen.

„Na, wenn schon! Verstehst du Muttern, Maxe?"

Aber Max sagte kein Wort, er stand betrübt: daß er das Gießen auch hatte vergessen können! Die schwarze Katze — verflucht! Er war so wütend über sich selber, daß er zu pfeifen anfing.

„Na, un du feifst ooch noch?!" Jetzt war Mine empört. So hatten ihre Männer sie noch nie gesehen. Sich die Tränen mit dem Handrücken wegwischend, fuhr sie den Sohn an: „Hab ich der nich gebeten, du sollst se gießen? Hab ich der darum nich 's Geld gegeben for rauszufahren? Aber nee, was deine Mutter sagt, dadrauf hörste nich! Hättste der nich längst schon um Arbeit bemühen sollen? Sechs Wochen biste nu hier, un sitzt rum un hast noch immer keene!"

„Na, nu komm man bloß nich aus dem Hundertsten ins Tausendste!" Arthur nahm den Sohn in Schutz. „Wenn sich doch im Momang nichts für Maxen bietet! Mein Sohn kann doch nicht die Straße fegen oder den Müll abfahren."

„Warum denn nich?" Das Schluchzen erstickte Mine fast. „Meine Pflänzchen, meine schönen Pflänzchen!"

Arthur klopfte sie auf den Rücken. Er fühlte sich auch nicht ganz schuldlos; als er am Nachmittag herausgekommen war und den Sohn schlafend fand, hätte er sie ja gießen können. Aber er hatte Max

mit zurückgenommen ins Restaurant an der Bahn, wo zufällig der Bernhard saß mit einem Manne aus der Koppenstraße, der sich Land ansehen wollte hier draußen. Sie hatten da ganz gemütlich zusammengesessen, sich nichts Arges gedacht. Daß seine Alte auch so einen Krach machte! Schmeichelnd fuhr er ihr mit der Hand in den Nacken, und dann bückte er sich zu der Niedergekauerten und preßte ihren grobhaarigen Kopf an seinen Rock: „Na, na, Mineken, du kriegst doch deinen Grünkohl. Ich kauf dir wieder neue Pflanzen. Und zum ersten Hasen, den ich schieße, kochste den dann!"

Mitten aus ihrem Schmerz heraus mußte Mine lachen. „Ach, Arthur, 'n Hasen?! Wenn 's nur man en Karnickel tät sein. Laß man, laß man die Pflänzchen, nu wird's doch zu spät dermitte!"

„Na, ich denke doch, Grünkohl soll Frost haben."

„Ach Arthur, da kriegst du dein Leben keinen Verstand von. Doch nich Frost, wenn se noch so kleine tun sein!" Sie stand auf und wischte sich übers Gesicht: das war nun vorbei. Und sie schickte sich drein, wie sie sich schon in manches geschickt hatte, was ihr aufgegrünt und doch nichts geworden war. Sie holte Spaten und Rechen und machte sich ans Werk, die verdorrten Pflanzen herauszureißen und das Beet wieder sauber zu harken.

Max suchte die Gießkanne. Beim Pfuhl hatte er sie liegen lassen; aber nun war sie nicht mehr da.

„Was suchste denn?" fragte der Vater und suchte mit. O weh, wenn die neue Gießkanne weg war, Mutter würde schön jammern! „Komm," sagte

Reschke, „fix! Vielleicht, daß wir die beiden noch treffen, wenn wir jetzt gehen!“ Und Max war dabei.

Mine blieb allein zurück auf dem dämmernden Feld. Sie fürchtete sich nicht, allein zu sein; es war ihr wie eine Erlösung, nun konnte sie weinen, ohne sich schämen zu müssen. Daß man so weinen konnte um ein paar Kohlpflänzchen, das verstanden die beiden eben nicht. Und sie wiederum wußte nicht, daß es nicht nur die Kohlpflanzen waren, um die sie weinte.

Träne auf Träne rann ihr, aber sie schaffte fleißig dabei, ihre Hände feierten nicht. Da stand so viel Unkraut, sie riß es aus, jätete und lockerte um die paar Kartoffeln. Dieses Jahr mußte man eben noch hereinstecken, immer wieder hereinstecken, im nächsten Jahre würde es dann schon weit besser sein. Nicht umsonst hatte sie doch Eimer auf Eimer aus dem Pfuhl geschöpft und hierher getragen und den fetten Morast mit dem locker rieselnden Sande vermischt. Das gab guten Dung, die verwesenden Pflanzenteile, die toten Fischchen und Frösche. Wenn nur der Max erst Arbeit hätte! Jetzt war die stille Zeit: wer ließ jetzt malen und anstreichen? Im Frühjahr wär's besser, sagte Arthur. Ach, Arthur, der hatte ja immer Aussichten! Sie stieß einen Seufzer aus. Aber gleich darauf erhellte ein freundlicherer Ausdruck ihr bekümmertes Gesicht: ihr Fridchen, ihre gute Frida, wenn sie die nicht hätte! Nichts als Freude hatte ihr die gemacht ihr ganzes Leben!

In einem dankbaren Gefühl falteten sich die Hände der Mutter. Sie hob den Blick zum Mond auf, der jetzt sein weichwangiges rundes Gesicht über den

verdämmernden Rand des Waldes erhob. Er schaute so gut übers stille Feld. Mine lächelte in sich hinein. Als Kind, da war sie dem Mond immer nachgerannt, sie hatte gemeint, sie müßte ihn fangen — jetzt hinterm Busch — jetzt dort im Kornfeld — nun hier am Flachs. Und der Bello war immer mit ihr gerannt und hatte gebellt, gebellt gegen das bleiche Gesicht, das am Himmel stand ganz schief vor Lachen.

Mine hatte sich auf das Bänkchen vor die Laube gesetzt; nun ließ sie die Arbeit sein, und das ganze leise Wehegefühl, das sie noch immer im Herzen hatte, schwand. Jetzt war es, als wäre das nie gewesen.

Groß stand der Mond über der stillen Weite, er war schon näher geschwebt, und ein silbriges Licht machte das dämmernde Feld hell. Selbst der Pfuhl, der im Zwielicht schwer und schwarz gelegen hatte wie Pech, glänzte jetzt, als wäre er das hellste, reinste Wasser, in dem sich nichts barg von Unrast und Schmutz. Das Feld war verklärt. Alles was öde und traurig war, unfruchtbar, jeder Hoffnung bar, war verschwunden. Es war das schönste, das reichste, das gesegnetste Land, eine Scholle, auf der Hoffnungen sproßten wie Frühlingssaat.

Mine dachte nicht mehr an die schwertragenden Ähren, an den blaublühenden Flachs, an die üppigen Kleeäcker, an die Felder voll nährenden Duftes, durch die ihre Jugend gegangen war. Schöner, besser war es da nicht gewesen; hier war es auch schön, o wunderschön! Ein befreiender Atemzug hob ihre Brust, ihre arbeitsharten Hände legten sich sanft in ihren Schoß. Sie fühlte sich wie in der Kirche, aber in einer großen,

ganz großen Kirche, in einem Gotteshaus, so erhaben und herrlich, wie es die Menschen nicht bauen können. Und Gott war ihr nahe. Er sah auf sie nieder, von da, von dort, von überall her; sie empfand seine Gegenwart mit andächtigem Schauer.

O wie gut, daß sie hier so allein saß! Jetzt hätte sie kein Wort hören mögen. Still, nur ganz still!

Langsam zog der Mond weiter, nun stand er schon anders als vorher — wo ging er nun hin? Der Traum der Kindheit kam noch einmal über die alternde Frau; noch einmal war sie harmlos, so harmlos wie damals, als sie mit Bello über die Äcker lief, um den Mond zu fangen. Ein ungeheuerer Friede stieg vom Himmel herab. Mine hätte hier sitzen mögen die ganze Nacht, sie fühlte keine Müdigkeit nach arbeitshartem Tag. Ein Odem stieg auf von der taufeuchten Scholle, der sie frisch machte und zu neuer Arbeit tüchtig. Sie sog ihn in vollen Zügen ein, es war ihr sehr leicht um die Brust.

Vom Pfuhl her ertönte ein zartes Stimmchen. Was andere erschreckt hätte in nächtlicher Einsamkeit, das ließ sie aufhorchen. Sie kannte das ‚Unk, unk‘. Wie ein silbernes Glöckchen klang's durch die Nacht, immer ‚unk, unk‘. Den Kopf hintenüber an die Wand der Laube gelehnt, hörte sie zu. Ihr Gesicht, auf das Mondschimmer fiel, war verklärt wie das Feld.

Erst als der Mond hinter der letzten Bodenwelle verschwand, als ein starkes Wehen anfing, das Feld zu durchschaudern, stand sie auf. Durch die jetzt unsichere Dämmerung stapfte sie der Chaussee zu. Hin-

ter ihr riefen noch immer die Unken vom Pfuhl, und ein leises Lachen mischte sich in den vielstimmigen Chor. —

Wenn die wüßte, wo ihre Gießkanne hin war! Die schwarze Anna tauchte plötzlich hinter der Laube auf; als Beute schwenkte sie das blecherne Ding.

Die Gestalt der Frau war schon nicht mehr sichtbar, aber des Mädchens Augen entdeckten jetzt zwei andere Gestalten, die, wie auf heimlichen Wegen, oft stehen bleibend und sich umsehend, und dann um so rascher vorwärts eilend, am Feldrand vorbeistrichen. Ein Mann, eine Frau! Er hatte sie umgefaßt, er schob die Zögernde vorwärts. Jetzt bogen sie ab.

Der Anna Augen funkelten auf: aha, da kriegte die Bröse mal wieder Besuch! Fern blinkte ein Lichtchen. Ei, ei! Das Mädchen kletterte behend auf Reschkes Laube, von da ließ sich's weit sehen. Wie das Licht dort im Felde wanderte, es schimmerte schon so groß wie ein Stern! Die Alte kam ihnen entgegen mit der Laterne. Aha, darum hatte sie heute weichen müssen, mit dem Besen hatte die Alte sie fortgejagt!

Das Mädchen hüpfte auf dem Dach der Laube herum, der hungrige Magen knurrte ihr, aber die Genugtuung half den Hunger ertragen: nun hatte sie es doch gesehen, sie hatte es doch gesehen. Hopp, hopp. Die Dachpappe knirschte unter den heftigen Sprüngen, die leichte Bretterbude zitterte unter dem Gewicht. Mit einem Satz sprang das Mädchen herunter, mitten in Mines Kartoffelstauden: das wollte sie denn doch nicht den Leuten antun, die Bude eintreten. Sie

schleuderte die bereits verbeulte Gießkanne von sich, und dann kroch sie hinein in die Laube; da nächtigte sie heut. — — —

Die Mitternacht war vorbei, als Mine durch das noch erleuchtete Fenster des Restaurants an der Bahn in die Wirtsstube guckte. Ein weißlackierter blecherner Vorsteller ersetzte die Scheibengardine, sie sah darüber weg. Da saßen noch Arthur und Max, und der Herr Bernhard, den sie nicht leiden konnte, obgleich sie durch ihn an das Land hier gekommen waren, und noch ein Mann, der den Kopf in beide Hände gestützt hielt und nicht einmal aufsah bei ihrem derben Pochen.

Arthur winkte ihr: „Komm doch rein." Sie schüttelte den Kopf: es war höchste Zeit zum Zug! Da kamen sie denn heraus.

Arthur faßte sie unter: „Na, Alte?" Sie fühlte es wohl, er suchte Halt an ihr; ihren Max nahm sie sich an die andere Seite. Einen rechts, einen links — wie zwei schwere Körbe — so schritt sie mit ihren zweien durch die Nacht.

Vor ihnen ging Herr Bernhard mit dem Fremden, er schleppte den Mann mehr, als daß der ging.

Arthur streckte den Daumen aus: „Das 's der aus der Ko—Koppenstraße. Er über—ni—nimmt die Laube — dichte bei uns. Hat uns alle f—freigehalten, sehr nobel!" Es wurde Herrn Reschke schwer, ganz zusammenhängend zu sprechen, aber zärtlich drückte er seiner Mine den Arm: der da vorne war doch ein armer Teufel, trotz seines Buttergeschäfts in der Koppenstraße. Er tippte sich auf die Stirn, und dann

Juchzen durch die späte Stunde: „Der is nich ganz ri—richtig hier!“

Sechstes Kapitel

Es war heute das erste Mal, daß Doktor Hirsekorn seine Nachbarin, die Frau Rentier Hippelt, erblickte. Eine kleine vermieferte Frau, die aussah wie eine, die nichts zu sagen hat. Aber darin hatte er sich doch getäuscht.

„Albert, Albert!“

Brannte es drüben? Der Doktor schreckte zusammen vor dem gellenden Weiberschrei. Auch Fräulein Zimmer stürzte ans Fenster. Drüben im Garten zwischen allen Bäumen durch schlängelte sich, viele Meter lang, eine Wäscheleine. Wäsche hing daran.

Was für eine Menge Wäsche! Fräulein Zimmer staunte: und die Hippelt nahm keine Waschfrau dazu, nur der Albert mußte ihr helfen. Und jetzt ohrfeigte sie den Burschen noch fast. Mit erhobener Hand stand die kleine Frau vor dem großen Menschen. Er hatte die Wäscheleine nicht genug befestigt, sie lockerte sich unter der Last, ein paar Stücke schleppten am Boden.

Stillschweigend wand der Bursche das Seil wieder fester um den Kiefernast, nahm dann die beschmutzten Stücke auf und trug sie hinter seiner Herrin her ins Haus.

„Nun muß er sie noch mal waschen,“ sagte die Zimmer. „Und sie sitzt auf dem Tisch in der Waschküche

dabei und sieht zu, daß er nicht zuviel Seife verbraucht. Und räsonniert bei jedem bißchen, was er nimmt. Und nun geht das schon acht Tage so. Ich glaube, die sitzt noch da, wenn sie tot ist!"

„Woher wissen Sie das?" Doktor Hirsekorn sah sie an.

Da wurde sie rot. „Nun, von dem Albert. Der hat unseren Mädchen ordentlich graulich gemacht. Er sagt, die Hippelt lebt nicht mehr lange, die ißt sich nie satt, die trocknet ganz aus. Und dann sitzt sie als Gespenst auf dem Waschküchentisch, mitten im Brodem. Und wenn dann Herr Hippelt abends so lange das Gas noch brennt bei seinem Geldzählen, dann knattert sie immer in der Gasröhre und pustet und stöhnt: ‚Brenn nicht so lang, brenn nicht so lang,' und puh — das Gas ist aus!"

„Fangen Sie mir doch nicht mit solchen Geschichten an!" Hirsekorn kannte die Gespensterfurcht seiner Hausdame; aber er mußte doch lächeln: hatte dieser Albert eine Phantasie! Der vertrieb sich die Langeweile und die Einsamkeit mit Märchenerzählen, Schnurren und Lügen.

Fräulein Zimmer und die Mädchen schworen auf Albert. Den Doktor interessierte der junge Mensch nicht, ebensowenig wie ihn dessen Herrschaft interessierte. Aber es stimmte, der schäbige Mann in dem Schlafrock, an dem kein Flicken zum andern paßte, war der Reichste hier in der Gartenstadt, zählte vielleicht auch unter die Reichsten Berlins. Warum war der nur hier herausgezogen? Gleichsam in ein Versteck? Und Hippelt lebte fast dürftig. Ein Ekel faßte

Hirsekorn; ihn graute auch, aber nicht vor Alberts Gespenstern, ihn graute vor dieser Art Lebensführung.

Bei Hippelts gab es nicht alle Tage der Woche Fleisch. Heut saßen sie gerade bei einem Stück Hammelkeule, als Albert Herrn Bernhard meldete. Unwillig schob Hippelt den Braten zurück: „Tu ihn weg, Sophie!" Der Bernhard brauchte nicht zu sehen, daß er Braten aß.

Der Schieber trat ein; er entschuldigte sich schon außen an der Tür, daß er störe. Heute sah er feiner aus als im Café Amor, heute hatte er einen langen schwarzen Rock an, und der Überzieher war auch ganz anständig; einen Zylinder trug er in der Hand. Herr Bernhard wußte, was sich schickte; wenn er solch einen Besuch machte, zog er sich an wie zu einem Begräbnis.

„Nu?" fragte er, als Hippelt ihm die Hand gab. Er sah den reichen Mann halb unterwürfig, halb vertraulich an.

„Sophie, du kannst gehen," sagte Hippelt. Die Frau verschwand; die beiden rückten sich näher. „Gestern wurden wir im Kontor unterbrochen," sagte halblaut Herr Hippelt.

„I ja, durch den Herrn von der Kavallerie!" Bernhard lachte.

Hippelt strich sich das stoppelige Kinn. „Das sollte mir gerade einfallen: Wechsel prolongieren! Von der Terraingesellschaft war auch schon wieder einer bei mir — sind jetzt faule Zeiten — warum bauen die Kerls ins Gelache hinein. Ich lasse mich auf so was nicht ein. Hab mein Geld auch nicht auf der Straße

6*

gefunden.“ Er wurde ganz heftig. „Klebt saurer Schweiß genug dran!“

„Jawohl,“ sagte Bernhard, „Schweiß genug!“

„Immer solide,“ fuhr Hippelt fort, ohne die Anzüglichkeit des andern zu beachten. Und dann faßte er Bernhard an der Rockklappe und zog ihn daran nach rechts und links. „Sie sind auch so einer, so 'n richtiger Schwindler. Haben Sie mir nicht vorgeschwindelt, bis diesen Herbst hätten Sie mir sämtliche Parzellen da draußen untergebracht?! Sie haben mich dazu beredet, mir das Land auf den Hals geladen, und nun —“

„Hat's Ihnen denn viel gekostet?“ unterbrach ihn der andere respektlos. „Sie haben's ja gekriegt für 'n Butterbrot. Großartiges Spekulationsterrain. Wird noch, wird sicher noch!“

„A was,“ knurrte Hippelt, „wird noch!“

„Hätt ich doch nich gedacht, daß so 'n reicher Mann sich könnte so haben um 'n paar lumpige Zinsen!“

„Hätte ich mich nicht um 'n paar Mark in meinem Leben gehabt, wie ständ' ich denn nun da?!“ Herr Hippelt zog seinen geflickten Schlafrock fester um sich. „Hab keine Lust, einen Pfennig Zinsen zu verlieren. Auch daran nicht. Hören Sie, Bernhard? Aus und vorbei mit uns, aus und vorbei, wenn Sie nicht mehr vor sich bringen!“

„Nu, nu!“ Bernhard legte beschwichtigend seine Hand auf den zerschlissenen Ärmel des Millionärs. „Nehmen Se zurück, was Se gesagt haben, Hippelt! Die Reschkes sind gut, ordentliche Leute — Spaß, Kleinigkeit! — die ziehen andere nach. Nu hab ich 'n

Butterhändler aus der Koppenstraße. Und zum Frühjahr noch Nachbarn von den Reschkes aus der Novalisstraße. Wenn wir nur erst die Bröse weg hätten, die Alte von dem Schäfer, die da hinten irgendwo wohnt. Gott soll hüten, die vertreibt einem ja die Kundschaft!"

„Faule Ausrede! Sie sind ein Schlemihl. Mit so 'nem alten Weib ist doch fertig zu werden!" Herr Hippelt machte einen Scherz: „Ziehn Sie ihr doch die Krawatte zu, ziehn Sie zu!"

Der andere lachte auf: „Wie heißt: zuziehn — kann ich ja nich, die verborgt lieber selber."

„Verborgt selber?" Hippelt zog die Augenbrauen hoch. Dann stand er energisch auf und rief an der Tür: „Albert, rausholen! Ich esse nicht mehr. Kommen Sie, Bernhard, kommen Sie. Keine Fisematenten! Ich werde mal selber da nach dem Rechten sehen. Sophie!" Er schrie nach seiner Frau. „Stiefel! Hut! Rock! Stock!"

Die Frau kam aus der Küche gerannt, wo sie aufgepaßt hatte, daß Albert sich nichts vom Essen nahm. „Willste denn nicht erst fertig essen?"

„Geschäft geht vor." Er fuhr in Stiefel und Rock und ging vor Bernhard her, eilig zur Haustür hinaus, die der Diener ihm offen hielt. — — —

Nun war der Diener ganz allein mit der Frau im Haus. Die Hippelt war in der Speisekammer, da setzte sie den Braten weg. Sie trug auch Kartoffeln und Gemüse hinein, drehte dann den Schlüssel um und steckte ihn in ihre Tasche.

Der Bursche sah mit finsteren Blicken, wie wenig

sie ihm auf den Teller getan hatte. „Und der Hund?“ murmelte er.

„Der braucht heute nichts. Geben Sie ihm Wasser, brocken Sie von dem alten Brot 'rein. Morgen kriegt er dann Reste.“

Ja, wenn dann noch welche da waren! Der hungrige Mensch verzog den Mund in heimlichem Lachen, aber sein Blick blieb finster. Da ging sie nun, ein Mittagsschläfchen zu halten, das war das einzige, was sie sich gönnte! Jetzt würde er aber sich auch mal etwas gönnen.

Er wartete noch ein paar Minuten, bis oben im Haus die Tür zuklappte, dann holte er einen krummen Draht hinter dem Schranke hervor. Seinen Teller würdigte er keines Blickes. Geschickt steckte er den Draht ins Schlüsselloch, stocherte vorsichtig, drehte herum — schon war die Kammertür offen.

Gelassen trat er ein. Aber als er den Braten stehen sah — fast war der noch warm und der Saft lief herunter — faßte ihn die Gier. Er holte sich nicht einmal ein Messer, mit den Händen packte er den Braten an und hieb seine Zähne hinein und biß zu, daß es knirschte. Kartoffeln brauchte er nicht und auch kein Gemüse, er zerfleischte den Braten; bald war nichts von dem übrig, als nur der Knochen und ein paar Fetzchen daran.

Albert atmete tief: nun war er satt. Nach der gestillten Gier kam ihm jetzt die Besinnung. Schlau sah er sich um: halt, da, das Speisekammerfensterchen, das gab eine Ausrede! So war's am gescheitesten! Das Fensterchen war angelehnt, er öffnete es noch um

ein Weniges weiter. Und dann ließ er ein paar Bröckchen vom Braten zur Erde fallen, auf dem Weg zum Fenster, tappte dann noch mit zusammengepreßten Fingerspitzen wie mit Katzenpfötchen in den Kartoffelbrei, verschleckerte ein wenig Milch, stieß ein Töpfchen um, und zog dann die Tür wieder zu.

Draußen winselte der Hund an seiner Kette, er hatte Hunger. Aber der Bursche brachte ihm nicht eingebrocktes Brot, sondern den eigenen Teller. Die große Zunge des Tieres leckte nur ein paarmal drüber hin, da war er schon leer. Und nun hob Albert den Teller hoch, hielt ihn wieder hin, hob ihn wieder hoch, und der Hund, doppelt gierig gemacht durch die wenigen Happen — den Essensgeruch noch in der Nase — schnappte danach und stieß verlangend ein Bellen aus. Er knurrte, er fauchte, er kläffte, riß an der Kette, machte einen furchtbaren Lärm.

Rasch zog Albert sich in die Küche zurück, droben klappte schon eine Tür, die Hippelt rief die Treppe herunter: „Was 's denn los mit dem Hund? Sehn Sie doch nach, Albert."

„Er muß was wittern, er is rein wie toll."

„Machen Sie ihn doch los!"

„Ich trau mich nich!"

„Ach was!" Die Hippelt machte den Hund selber los, sie würde er schon nicht beißen. Er achtete auch gar nicht auf sie. Mit einem wilden Knurren jagte er ins Haus, in die Küche, und schob seine breite Nase mit gierigem Schnüffeln an die Ritze der Speisekammertür.

Die Frau gab ihm einen Tritt: „Weg da!"

Der Bursche flüsterte scheu: „Es is jemand drin!"

„Da kann ja keiner rein!"

„Sagen Sie das nicht!" Albert blickte ganz starr. „Ich hör doch sich was bewegen."

„Schließen Sie auf!"

„Sie haben ja zugeschlossen. Aber warten Sie man!" Albert stemmte die breiten Schultern gegen, er drückte scheinbar mit aller Gewalt — da — die Tür flog schon auf, er fiel förmlich mit ihr in die Kammer hinein.

Da war niemand.

„Sehen Sie, Sie dummer Mensch!" Aber gleich darauf stieß die Frau einen Jammerschrei aus: der Braten, der Braten! Da lag er am Boden, ganz abgenagt, und Pluto stürzte sich sofort auf den Rest. Er ließ den Knochen nicht fahren, sondern stellte die Vorderpfoten darauf und wies der Frau fletschend die Zähne.

„Wer hat das getan?" Als sei ihr das größte Unglück geschehen, so schrie die Hippelt. „So ein Braten — drei Pfund — so ein großer Braten!"

Albert nickte nur: das hatte ihm schon geahnt. Als er gestern abend allein in der Küche gewesen war, ging es plötzlich wie ein Schatten zur Speisekammertür. „Die Tür war verschlossen, der Schatten aber ging d u r ch die Tür."

„Mir machen Sie nichts vor. Es gibt keine Schatten, die durch Türen gehen. Nur Diebe!" Die Hippelt sagte es scharf, mit Argwohn sah sie den Burschen an. „Ich werde es Herrn Hippelt sagen."

Da bückte sich Albert und wies auf die Spuren am

Boden: „Es war 'ne Katze. Gewiß drüben die von der Zimmer. Das olle Biest! Sehn Sie hier, ganz deutlich die Pfote — im Kartoffelbrei. Und sehn Sie, Frau Hippelt, hier hat sie noch was verloren!"

Frau Hippelt schien noch immer nicht ganz überzeugt, aber sie sagte nichts mehr.

Mit einer Grimasse sah der Bursche ihr nach, als sie auf ihren ausgetretenen Pantoffeln wieder aus der Küche schlorrte. „Na warte, dir werd' ich mal!" Er flüsterte heiser vor Wut. Die wollte sich unterstehen und seine Geschichte nicht glauben?! So ein erbärmliches armseliges Weibsbild, nur eine Handvoll! Er setzte die Zähne aufeinander, daß seine Kinnbacken krachten, die Ader an seiner Schläfe trat schwellend heraus. Wie er die Frau haßte! Die war noch geiziger als der Alte!

Der Hund knurrte, Albert knurrte noch wilder: „Hungern läßt sie einen, arbeiten und hungern — was, Pluto, hungern!" In einer plötzlichen Aufwallung setzte er sich auf den Küchenboden, zog den Hund zu sich heran und legte ihm beide Arme um den Hals: „Was Pluto? Aber wir beißen!"

* * *

Herr Hippelt war mit Bernhard einen eiligen Schritt gegangen. Sie gingen quer durch das langgedehnte Gelände der Gartenstadt. Hier waren noch keine Blumenrabatten, hier standen auch noch keine Häuser; hier kennzeichneten nur breit angelegte, mit Bäumchen eingefaßte und mit Namenschildern ver-

sehene, aber noch nicht gepflasterte Straßen die Gartenstadt. Das Unterholz war weggeschlagen, das Gestrüpp ausgerodet, die Kiefernstangen standen im kurzen Gras wie entkleidet, ganz nackt.

Und überall Tafeln: ‚Baureifes Terrain‘ — ‚Villengrundstück‘ — ‚Schönes Parkgelände‘.

Die Luft war gut. Bernhard stand ein paar Augenblicke und verpustete: konnte der Alte noch rennen!

Hippelt mochte nicht rechts noch links sehen, am liebsten hätte er die Augen ganz zugekniffen, ihn faßte die Angst: soviel unbebaute Terrains! Sie beunruhigten ihn. Und er, er hatte viel weiter draußen noch welche! O, was hatte er für eine Dummheit gemacht — sein Geld, sein schönes Geld!

Bernhard sagte: „Das erlebt keiner von uns, daß hier alles bebaut ist.“ Dabei schnupperte er in die Luft: „'ne Pleite! Man riecht se schon!“

„Und das sagen Sie m i r?! Sie Schlemihl — Sie — Sie Gauner!“ Zitternd faßte ihn Hippelt vorn bei der Brust; er schüttelte ihn.

Aber Bernhard machte sich frei. Er war ganz beleidigt: „Hab ich gesagt, S i e machen Pleite?! Ihre Grundstücke draußen tausch ich noch nich mit hundert Prozent Zuschlag gegen die hier. Hier können nur große Leute wohnen — zu teuer, zu teuer! — Leute mit Wagen, mit Pferd, mit 'm Automobil — so 'ne Leute kriegen überall was, die haben die Auswahl. Aber unsre Leut', die vom Stettiner und Umgegend, von der Novalis-, Eichendorff-, Tieck-, Schlegel-, Ackerstraße, von der Chaussee-, Schwarzkopff-, Wöhlertstraße, von da überall rum — ich werd' nich fertig

mit aufzählen bis morgen früh — die *kleinen* Leute, für die sind *wir* da!" Er vergaß seine sonst immer etwas gebückte Haltung und reckte sich: „Wir haben billig gekauft, wir geben auch billig wieder ab. Heute sind 's zwei Lauben, nächstes Jahr zwanzig. Ob da 'n Baum is oder keiner, 'n See oder 'n Pfuhl, das spielt bei unseren Leut' keine Rolle. Sie haben freien Himmel über sich, sie bauen sich 'n bißchen Gemüse — nebbich — sie sind *einmal* Freiherrn in ihrem Leben!"

Bernhard machte eine kleine Pause, jetzt klang seine Stimme ganz nüchtern: „Ich denke, dann steigern wir. Von neunzig Pfennig die Rute auf eine Mark zwanzig. Dann werden se kaufen — kaufen is billiger wie pachten. Das werd ich ihnen schon beweisen. Wie heißt: zu teuer?! Teuer is billig. Und wer nicht auf den neuen Pachtvertrag eingeht, der muß raus. Und dann haben se die schöne Laube da, 's Gärtchen angelegt — so viel Dung, so viel Mühe — und die Frau hat 's Bänkchen im Grünen, wo se sitzt un de Strümpfe stopft, se weint, daß se weg soll — alles zahlen brauchen se ja nich gleich, wir machen's gemütlich — da kaufen se schon!"

Er blieb stehen und faßte Hippelt am Rockknopf: „Gott soll mich strafen, wenn wir da nich noch machen 'n gutes Geschäft!"

Hippelts Miene war jetzt weniger ärgerlich. Nun die vielen leeren Bauplätze vorüber waren, wurde ihm leichter ums Herz; aber von den duftenden Wacholderstauden, die rechts und links vom schmalen, grasbewachsenen Pfad standen, von den hohen Farrenwedeln, die im Schutz des Hochwalds die Herbst-

nacht noch nicht gebleicht hatte, sah er nichts. Er war noch nie durch einen richtigen Wald gegangen, er hatte gar kein Auge dafür. Er überlegte: es war entschieden ein Fehler von ihm gewesen, ein großer Fehler, dem Bernhard alles allein zu überlassen. Er selber hatte nur im Kontor gesehen, auf dem Papier, auf der Spezialkarte: Waldgebiet im Norden von Berlin, und was da noch war an ungenutzten Terrains. Nun war es wirklich die höchste Zeit, daß er sich die Sache nahebei besah.

Als sie den Wald verließen, hinaustraten auf die Heide, und Bernhard mit einer schwungvollen Handbewegung über die sandige Halde hinweg wies: „Da — alles unser," sagte er knurrig: „Sagen Sie nicht immer unser — m e i n!"

Den Landmann Philipp Wolter, dessen Name auf dem Kontrakt mit Arthur Reschke als der des Verpächters gestanden hatte, suchten beide Herren nicht auf. Dem gehörte ja längst keine Handvoll Erde mehr von den sogenannten Äckern. Äcker?! Hippelt stolperte über das armselige Land: das hatte der Bernhard ja wirklich höchst schlau angefangen, dem Wolter das als ‚Ackerland' abzukaufen. War das denn Ackerland? Er bückte sich stöhnend und schöpfte eine Handvoll Sand. Wenn man diesem gänzlich heruntergekommenen Individuum, das sein bißchen Verstand bei Schnaps und Karten gelassen hatte, die Hälfte geboten hätte, wäre es auch genug gewesen.

„So?" sagte Bernhard. „Und der Name — s e i n Name? Dafür haben wir ihm doch auch was zahlen müssen, daß Sie nich wollen genannt sein bei der

Sache!“ Er hob beide Hände. „Was hab ich ihm noch zureden müssen, daß er's gelassen hat so billig! Was bin ich herausgerannt! Was habe ich mit ihm gesessen in allen Wirtshäusern — meine Gesundheit habe ich verloren dabei. Brrrr —“ er schüttelte sich — „die vielen Schnäpse! Das kalte Bier! Warum haben Sie denn nich gewollt als Verpächter genannt sein — nu, warum steht da nich ‚Hippelt‘, einfach ‚Hippelt‘?!“

„Das verstehn Sie nicht!“ Hippelt sah ihn kalt an.

Wenn der Alte so guckte, dann war nichts mit ihm zu wollen, dann war er krötig. Der Agent steckte beide Hände in die Taschen seiner karierten Hose und schlotterte hinter Herrn Hippelt drein.

Nun sie den Schutz des Waldes verlassen hatten, packte der Wind sie kräftig. Das einsame Feld war wie reingeblasen, nichts mehr darauf zu sehen. In den Gärtchen um die Lauben war abgeerntet, es war wohl auch nicht viel zu ernten gewesen; ein bißchen schwärzlich gewordenes Kartoffelkraut und ein paar geknickte Sonnenblumenstengel hingen noch da.

Bernhard rüttelte am Zauntürchen der Reschkes; es war aus unbehauenen dünnen Fichtenstämmchen und ein wenig Stacheldraht zusammengeflickt. Na, die brauchten auch nicht so ängstlich zuzuschließen, da war ja nichts drin! Das Nachbargrundstück dagegen war offen, der Zaun umgefallen; mit der nachlässig nur angelehnten Laubentür klappte der Wind hin und her.

„Hier kommt der von der Koppenstraße rein, der Butterhändler,“ erklärte Bernhard. „Hat sich die Sache

nich lange überlegt, kaum hingesehen hat er. 's is ihm alles egal, sagt er. Nebbich! Seine Frau betrügt ihn."

Sie waren in die Laube eingetreten. Eine eiserne Bettstelle, deren Boden in der Mitte zerrissen war und seine rostigen Drähte wie Spieße herausstreckte, und ein altes Kochöfchen hatte der frühere Kolonist dagelassen; sein Nachfolger hatte sie mit übernommen. Ein Paar fuchsige durchlöcherte Wasserstiefel standen noch in einer Ecke und verbreiteten einen unangenehmen Geruch nach Moder und altem Leder. Bernhard hielt sich die Nase zu, Hippelt aber wendete sie mit einem Stock hin und her: nicht mehr zu gebrauchen. Dann las er einen Rest Bindfaden auf, der in dem aufgewühlten Boden lag, und steckte ihn in die Tasche.

Bernhard hob die Hände: „'ne Chuzpe! Hat der Kerl die Dielen vom Boden gerissen! Jedenfalls Brennholz draus gemacht. Ungehörig, ganz ungehörig — na, aber der Butterhändler, der merkt nichts!" Er tippte sich auf die Stirn. „'s Saufen hat der sich auch angewöhnt — aus Kummer!" Der Agent lachte. „Den werden Sie los hier im Handumdrehn, hab ich gesagt zu ihm."

Hippelt hörte nicht, was der andere schwatzte. Er überlegte sich die Sache mit der Bröse: lohnte es sich wirklich, daß man etwas Ordentliches springen ließ, um die hier fortzubringen? Er hatte nicht viel Zutrauen zu diesem Terrain — zu öde! Und ob sich hier ein Fabrikgelände ins Werk setzen ließ, der Briese zu — sehr fraglich. Ja, wenn die Bahn eine Haltestelle herlegte. Aber vielleicht ließe sich hier ein Erholungsheim erbauen, ein Genesungsheim für kranke Sol-

daten, oder skrofulöse Kinder, oder noch besser ein Beschäftigungsasyl für Arbeitslose. Wenn ein unbekannter Wohltäter den Grund und Boden umsonst dazu hergäbe?!

Hippelt ließ den Blick über die unbegrenzte Öde gleiten: das Terrain war ja so groß, auf ein paar Morgen kam es nicht an. Und wo erst so etwas ist, findet sich anderes schnell dazu. Immerhin war es ein Risiko, nein, eine Dummheit gewesen, hier zu kaufen! An der war niemand schuld als Bernhard, der hatte ihn hereingelegt! Mit einem bösen Blick, der seinem sonst nur schlauen Gesicht etwas von Tücke gab, sah er seinem Schieber nach.

Bernhard ging jetzt voran; er sah aus wie eine Scheuche, die man als Vogel- und Wildschreck auf den Acker stellt. In seine zu weite, karierte Hose pustete der Wind, seine langen schwarzen Rockschöße, die unter dem kürzeren Überzieher vorsahen, blähten sich.

Anna Bröse sah die beiden aufs Häuschen zukommen. Sie hockte grade oben auf dem Dach und verstopfte die Lücken der morschen Ziegeln mit Moos für den Winter. Neugierig spähte sie: kamen die hierher? Und dann zwängte sie sich durch die Dachluke und polterte hastig die steile, leiterähnliche Treppe wieder hinab in die Küche. „Du kriegst Besuch! Zwei Herren! Au, au, wart man!“ Sie lachte boshaft.

Die Bröse blieb ruhig. „Se soll'n nur kommen!“ sagte sie, hauchte ihre alte schmutzige Hornbrille an, damit sie wieder durchsehen konnte, und setzte sie auf.

Das heisere Bellen der Klingel kündete den Besuch an, das Mädchen ließ die Herren ein. Nun stand es

und sah mit den schnell sich bewegenden schwarzen Augen von den beiden Fremden zur Großmutter hin.

Die Bröse guckte giftig: sieh einer an, da war ja der Kerl aus Berlin, der Halunke, der dem Wolter sein Land abgegaunert hatte! Wollte der ihr jetzt auch was abgaunern? Mißtrauisch musterte sie die Eingetretenen.

Hippelt fing gleich an zu sprechen. Mit einer herrischen Bewegung, die ihr sofort sagen sollte: ‚Ich hab's, ich kann's,' stieß er seinen Stock auf den Estrich. „Wieviel wollen Sie haben für die alte Bude hier?"

„Für mein schönes Häuschen?" Sie grinste. „Ich verkaufe nich!"

Hippelt empörte dieses feste: ‚Ich verkaufe nich.' Sein mißfarbener Teint rötete sich.

„Se werden doch verkaufen. Natürlich werden Se verkaufen," mischte sich der Agent schnell ein. Er kam sich bedeutend klüger vor als Hippelt: der verstand es ja gar nicht, mit solchen Leuten umzugehen. Mit den Kavalieren, und wenn es ins Große ging, mochte der Prinzipal es besser verstehen, da hatte der die eiserne Stirn — aber hier?! Vertraulich nickte Bernhard der Bröse zu: „Nu, kennen mich doch? Ich bin der, wo dem Wolter abgekauft hat — schön reingefallen bin ich, ei weh! Aber lassen wer das, geschehn is geschehn. Hier, mein Freund, der Herr Schulze" — er machte eine vorstellende Handbewegung — „hat sich in Ihr Häuschen verliebt. Ich begreif es nich, offen gestanden — so 'ne olle Dreckbude, verfault, verwanzt, verstunken — nich umsonst, Sie könnten se mir schenken, aber er is nu mal so 'n Narr! Was

meinen Sie, daß er Ihnen will geben?! Neunhundert, sage —"

„Halten Se's Maul," sagte die Alte grob. „Ich verkaufe nich." Und dann nickte sie Hippelt zu: „Ich kenne Ihnen, Herr Hippelt!" Sie grinste.

„Woher kennen Sie mich?" Das war Hippelt sehr unangenehm. Aber am Ende, was schadete es, daß die Alte ihn kannte? Ein schlaues Weib! Wie sie das so gleich ausgefunden hatte!

Die schmutzigen Finger über den Tisch streckend, hinter dem sie saß, tippte die Bröse ihn auf den Ärmel und lachte laut: „Mich legen Se nich rein. Dazu müssen Se sich andere aussuchen. Die Dummen wer'n ja nich alle. Aber Sie haben ganz recht, Herr Hippelt, Sie haben recht! Es taugen doch alle nischt. Mein Peter is tausendmal mehr wert als alle andern. Darum tun Sie recht, recht, recht!" Sie klopfte heftig auf seinen Ärmel. „Ziehn Se man immer die Krawatte zu, immer zu."

„Gott soll hüten, hat das Weib 'ne Galle! Wie 'n Drache, der spuckt. Na, warum denn so böse? Wir haben Ihnen doch nischt getan, nur ganz bescheiden gefragt, ob Sie nich wollen verkaufen, 'ne Summe geboten — ei, was für 'ne Summe!"

Sie lachte dem Agenten ins Gesicht: „Neunhundert Mark?!"

„Wir geben tausend!"

Sie sah ihn verächtlich an. „Ihre lumpigen Tausend brauch ich nich. Unter die Erde mitnehmen kann ich se doch nich; un so lang ich lebe, krieg ich genug!"

„Aber das Mädel? 'n sehr hübsches Mädel,"

schmeichelte Bernhard. „Das wär doch 'ne Aussteuer fürs Enkeltöchterchen!"

„Die geht mich nischt an!" Die Alte drehte ihm den Rücken und wendete sich ganz Hippelt zu: „Ich verkaufe nich, Herr Hippelt. Da gibt's nischt. Un wenn einer hier auf den Knieen läge, ich sagte: nein. Mein Peter is hier gewöhnt, der steht in keinem andern Stall. Un ich bin auch hier gewöhnt. Ich will nich wohnen, wo andere Leute wohnen. 's haben sich mir so wie so schon welche zu nah auf den Hals gesetzt." Sie spuckte dreimal hintereinander aus: „Daß sie verderben!" Ihr Fuß stampfte auf den Boden: „Hier bin ich zu Haus, hier sterb' ich auch. Un nu lassen Sie mir in Frieden!" Sie setzte sich, den Männern abgewandt, wieder auf die Bank, stützte den Kopf in die Hand und sah durchs Fensterchen wie verloren hinaus in die leere Weite.

Die Hartnäckigkeit der Frau imponierte Hippelt. Rasch wie er seinen Plan gefaßt hatte, gab er ihn auch wieder auf: nur kein unnötiges Drumherumreden. Er scheute sich nicht, trotz des Schmutzes und der Lumpen, der Alten die Hand auf die Schulter zu legen. „Na, dann wird's also nichts mit unserm Geschäft, Mutter Bröse?" Er war sehr freundlich.

Sie fuhr herum und starrte ihn an, als hätte sie an ganz etwas anderes gedacht; dann lächelte sie, wenn man ein Verziehen des schmallippigen, eingefallenen Mundes für ein Lächeln nehmen wollte. Ihre Blicke trafen sich. Ein gewisses Wohlwollen spiegelte sich darin: sie beide, sie würden sich nicht in die Quere kommen! —

Die Anna streckte die Hand aus, als sie den reichen Mann zur Türe hinausließ. Hippelt gab grundsätzlich Bettelnden nie etwas — faules Gesindel, konnte ja arbeiten — heute wurde er seinen Grundsätzen untreu. Er schenkte der Enkelin der alten Bröse ein Zehnpfennigstück.

Siebentes Kapitel

Nun war es schon novembergrau. Mine hatte sich erst gar nicht darein finden können, daß sie nicht alle Sonntag mehr, und auch oftmals noch einen Abend in der Woche, draußen zubringen durfte auf ihrer Scholle.

Aber fast schwerer noch als sie, schickte sich Arthur darein. Er hatte ja so viele Jahre nachzuholen — ein ganzes Leben. „Wieder eingespunden," sagte er und sah mit einem Seufzer durchs Fenster hinab in den engen Hof und hinauf zu dem bißchen Himmel. Er schlief auch längst nicht so gut mehr. Ei, wie hatte er geschlafen, wenn er mal eine Nacht draußen geblieben war in der Laube! Sein Bett war zwar besser hier drinnen als das Heidekrautlager draußen, aber diese Unruhe die ganze Nacht, das Auf und Ab auf den Treppen im übervölkerten Haus, das beständige dumpfe Rollen, von dem man nicht wußte, woher es kam, und das niemals schwieg, das Tuten der Autos, das Pfeifen vom Stettiner her, das alles konnte er gar nicht mehr ertragen. Draußen hörte man auch wohl den Pfiff einer vorbeirollenden Lokomotive, aber

das war ja gerade so schön gewesen, man hatte sich herumgedreht und gefühlt: weit weg und doch so dicht dabei.

In den langen Nächten unterhielt sich das Ehepaar von seinem Land draußen. Daß sie es nur in Pacht hatten, hatten sie längst vergessen. Es war i h r Land, ihr Eigentum, an dem sie hingen. Bei Mine war diese Liebe angeboren, war sie doch selber herausgewachsen aus dem Boden, der die Kartoffeln bringt und das tägliche Brot; bei Arthur war sie ganz plötzlich gekommen. Das hätte man ihm, dem Großstädter, noch vor einem Jahre sagen sollen, daß er das beste Sonntagsvergnügen darin finden würde, sich draußen hinzusetzen in seine Laube!

Mit Riedels gegenüber vom Flur, mit denen sie sonst kaum gesprochen hatten, kamen sie jetzt öfters zusammen. Die wollten, sowie erste Frühlingsluft wehte, ja auch hinaus. Besonders die Älteste, die Schauspielerin, die von ihrem Mann geschieden war, war sehr für Freiheit. „Es wird himmlisch werden!" Sie rollte ihre ein bißchen vorstehenden großen Augen. „Das Jroßstadtleben steht mir zum Halse raus. Da draußen wird man janz Mensch sein!"

Arthur wunderte sich über sich selber, daß er die älteste Riedel einmal hatte in einem Verdacht haben können. Es war vielleicht die zweite gewesen, die sich damals einen Herrn mitgebracht hatte, als er vom Café Amor spät nach Hause gekommen war. Nun, es war wohl der Bräutigam gewesen, Fräulein Elsa war ja verlobt.

Mutter Riedel versicherte immer: ihre Töchter, oh,

ihre Töchter, die waren anständig, hochanständig! Und so talentiert! „Was meine Ella is, die Ältste, die is wirklich 'ne Künstlerin. Se schwebt immer in anderen Rejonen. Un ebend, weil se nich so for 's Reelle is, dadrum is se ooch so rinjefallen mit ihrem Ersten. Aber meine Zweite, die Elsa, die kann man jehen lassen, wo se will!"

Fräulein Elsa Riedel war für diesen Winter in Budapest. „Da lernt se Artistin bei 's Fareté," erzählte die stolze Mutter. „Das is 'ne janz Schlaue. Se war noch so 'n Keber, 'n kleenet Ding, da jeh 'ck mal mit se uf de Straße, kommt da 'n Herr, sagt se rasch: ‚Mutter, bleib mal 'n Ende hinter, damit der nich sieht, daß wir zusammjehörn. Er kennt mir!' Un als se denn in de Tanzstunde jing — wir wohnten dazumal noch in 'n Keller — un de Tanzstundenherrn ihr nach Hause brachten, sagt se: ‚Ich klopfe hier. Der große Hausschlüssel ist mir zu lästig. Die Frau da unten weiß Bescheid, die läßt mich durch den Keller. Ich lasse sie gern den Groschen verdienen!' Ick habe mir beinah jekugelt dadrüber!" Wenn die Riedel das erzählte und alle lachten, stand die Jüngste dabei mit großen Augen und hörte zu.

Noch immer hatte Mine Mitleid mit dem Kind. Nicht darum, weil sie wußte, die Kleine sollte auch einmal zum Varieté. Was Varieté war, davon hatte sie ja keine Ahnung. „Na, das is so 'ne Art Theater," erklärte Arthur. „Da sind ebenso gut Künstlerinnen wie bei's Königliche." Mine wußte es selber nicht, warum ihr Irene Riedel so leid tat. Die Kleine hatte oft ein so trübes Gesicht; wenn sie aus der Schule

kam hingen ihre Locken wie matte Schlangen, und sie war bleich.

Die jüngste Riedel ging auf die Ballettschule. Aber nur zur allgemeinen Vorbildung; sie sollte Barfußtänzerin werden. So etwas bestimmte alles Mutter Riedel, der Vater sagte nichts dazu. Mit seinen schon silbrigen, sauber gekämmten Haaren, die ihm lang auf den Rockkragen fielen unter dem breitkrämpigen Künstlerhut, ging er in die Biergärten bei schönem Wetter und, wenn es kühl war, in die Kneipen der Stadt, bis tief in die Nacht hinein und schnitt die Leute aus in schwarzem Papier. Er machte immer gute Figur, sah aus wie ein wirklicher Künstler. Es war ein hübsches Bild, wenn seine blonde Jüngste sich an seinen Arm hing; sie waren schon einmal so zusammen gemalt worden, das Bild kam sogar auf die Ausstellung. Die Älteste wollte sich auch gern an des Vaters Arm hängen, er sollte sie führen auf offener Straße, aber so wenig Vater Riedel sich sonst zu sagen traute, das unterstand er sich doch: „Nein, zum Aushängeschild geb ich mich nicht her!"

Arthur neckte sich oft mit den Fräuleins — die Geschiedene wurde auch wieder Fräulein genannt — aber Mine hatte nicht Zeit, mit Frau Riedel zu schwatzen, vor Weihnachten gab es viel zu tun, sie war oft Tag für Tag nicht zu Hause. Und das war auch gut, die Laube draußen, die Pflanzen, die Sämereien hatten viel gekostet; mehr als man gedacht hatte. Und dann das Fahrgeld! Auch das lange Zuhausesitzen von Max hatte Geld geschluckt; nun hatte er zwar Arbeit, er hatte Wände zu tünchen in den Neubauten

und Fußböden zu streichen, aber wenn es erst rechter Winter wurde, dann war's damit wieder vorbei.

Und es wurde Winter. Draußen in den Villen der Gartenstadt tauten die Fenster bald kaum mehr ab. Ein eisiger Wind blies durch die breitangelegten, spärlich bebauten Straßen. Jetzt merkte man die Entfernung von Berlin. Es war sehr einsam. „Furchtbar einsam," sagte Julie Zimmer. Totenstill war das Haus.

Um hier draußen zu wohnen auch im Winter, mußte man eine Familie sein, das sagte sich auch der Doktor — eine glückliche Familie. Nicht so ein alter Mann sein, allein mit einer Hausdame, zu der man nicht einmal viel sprechen durfte, sonst nahm sie es gleich für eine Ermunterung — nicht allein sein mit zwei Dienstmädchen, die beständig froren und unfreundlich waren, wie die Nachmittage, an denen es schon um vier düsterte. In Berlin düsterte es schon um drei, aber da gab es die großen Schaufenster, die ihren glanzvollen Schein auf die Straße warfen, und so viel Leben, das nie aufhörte zu pulsen, das trotz der Winterkälte durch die Stadt flutete wie ein warmer Strom.

Um das Haus am Kieferngrund ging die kalte Eintönigkeit herum und schaute mit leeren Augen in die Fenster. Julie Zimmer kam oft mit verweinten Augen aus der Stube, und dann machten die Mädchen ihr gar nichts recht; es war wenigstens eine kleine Abwechslung, mit denen zu zanken. Sonst fühlte sie sich wie gelähmt; an Händen, an Füßen, und auch an der Seele. Keine Anregung, keine Erheiterung. Am

besten, man verschlief den ganzen Tag. Das dachten sich auch die Dienstmägde; wenn sie morgens endlich zum Vorschein kamen, waren ihre Haare noch zottelig, und die Gesichter grau wie der Tag, der spät zwischen den Kiefern aufstand.

Mit einer unabschüttelbaren Trauer hatte der einsame Mann den Winter kommen sehen. Er hatte sich gewehrt: hatte er denn nicht jetzt, was er gewollt? Allein sein! Wollte er nun doch wieder anders? Hörte dieses Nagen in der Brust, dieses Verlangen der Seele denn niemals auf? War er nicht alt genug, um endlich nichts mehr zu wünschen? Hatte er nicht sein Teil Glück schon gehabt, ein Glück, so groß, daß die Erinnerung daran nun ausreichen konnte bis zum Ende —?!

Und war es nicht schön hier, wenn draußen in der Heide die Birken ihre Blätter niedergossen wie einen goldenen Regen? Zart standen sie dann mit gelichtetem Geäst, das wie feines Geäder sich hob gegen den matten Himmel. Und doch hätte er jedes fallende Blatt festhalten mögen: geh nicht! Durch die sich entlaubenden Heidebäume hatte der Wind weiße Fäden gefegt — sie waren der Einschlag zum Leichentuch. Selbst der Sonnenschein am Mittag konnte keine Hoffnung erwecken; er war kein Wundertäter mehr, der da spricht: ‚Stehe auf und wandle.‘ Im Wald roch es nach Moder. Krächzend strichen Krähen umher und fanden sich ein in der Nähe der Wohnungen. Und etwas Ängstliches war in der Stille. Bangte die Natur auch so vor dem Sterben, wie er sich jetzt bangte?

Hirsekorn glaubte nie Furcht vor dem Tode empfunden zu haben — wie oft hatte er schon den Gedanken gehabt: wäre es doch so weit! — und jetzt kam ihm doch das Grauen davor. Wie konnte das möglich sein? Hatte sein Herz denn keine Festigkeit mehr? Er hatte als Arzt an so manchem Bett gestanden, das auch ihm den Tod bringen konnte und hatte sich nie gefürchtet, aber jetzt zitterte er vor dem leise frostigen Hauch, der ihm in den Nacken blies.

Es war Abend. Der Doktor saß in seinem Zimmer, das er sich ganz so hatte einrichten lassen, wie sein Arbeitszimmer in der Wilhelmstraße gewesen war. Da stand der breite Schrank mit der Glasscheibe, dahinter die Instrumente wohlgeordnet lagen; da war der große Schreibtisch, über den weg er die Patienten musterte, die ihre Leiden vortrugen. Und da an der Wand, vom Schreibtisch gradeaus, hing Mariannes Bild. Es zeigte sie als noch jüngere Frau. Ein guter Künstler hatte das Bild gemalt, und doch war der Doktor nicht zufrieden damit; er verstand nichts von lebendigmachender Kunst, er fand nur, die echten Points auf dem schwarzen Seidenkleid waren besser getroffen, als das liebe Lächeln seiner Frau.

Nun sah er das Bild an, wie er es alle Abend ansah, ehe er ihr gute Nacht sagte. Er sah es lange an, in grüblerischem Sinnen versunken. Da fing es ihm an, vor den Augen zu flimmern, er stützte den Kopf in die Hand, die Lider wurden ihm schwer. — —

— — — So einsam wie heute war ihm noch niemals ein Tag erschienen. Es hatte geschneit vom Morgen an, nun war es Nacht, und es schneite noch.

Man hörte gar nichts, nicht einmal das gewohnte Rauschen des Nachtwinds, die Kiefern waren zu schwer belastet, sie rührten sich nicht.

Und wie er jetzt so in das blonde Gesicht starrte, das seines Lebens Sonne gewesen war, das aber auf der Leinwand etwas Festgefrorenes hatte, kam ihm ein Zweifel an diesem Glück. War es denn wirklich ein Glück gewesen, ein so großes Glück, daß es ausreichte für sein Leben?! Hatte es nicht doch Stunden gegeben, in denen er uneins gewesen mit ihr, Stunden, in denen es ein Mißverstehen gegeben hatte, Stunden, in denen er etwas in sich aufsteigen fühlte, das an Abneigung grenzte? Um die Kinder war es zumeist gekommen. Marianne war viel zu nachsichtig gewesen, sie verstand es nicht, daß der Vater mit eiserner Strenge den Knaben drängte: ‚Du mußt versetzt werden!‘ Sie hatte geweint, wenn der Vater den Sohn schalt. Eine unverständige Mutter hatte er sie genannt. Und mit der Tochter war es nicht anders gewesen, nur daß es da die Mutter war, die nicht zufrieden war. Es hatte Nächte gegeben, in denen sie Seite an Seite lagen und doch weit von einander fort waren — sie waren sich fremd.

Der Einsame sah starr hinauf in das gemalte Gesicht: „Bist du, bist du immer glücklich gewesen, Marianne? Ich glaube es nicht. Es gibt gar kein Glück!“

Er stöhnte, er sprang auf vom Schreibtisch, wie von einem plötzlichen Entsetzen befallen. Er trat dicht an das Bild seiner Frau heran, seine Hand berührte die gemalte Wange: „Verzeih mir, Marianne, verzeih

jeden bösen Gedanken. Ich bin so allein in der Finsternis, darum werde ich blind. Ich kann selbst das nicht mehr sehen, was einstmals da war — ich sehe nicht mehr mein gewesenes Glück!"

Da taute das festgefrorene Antlitz auf. Wie das liebe Gesicht lächelte! Es lächelte ihn an. Und weiser als Marianne im Leben jemals gesprochen hatte, sprach sie jetzt als Tote zu ihm: „Ich war sehr glücklich. So glücklich, wie der sein kann, der lebt. Weißt du denn nicht, mein lieber Mann, daß Leben und Glück — vollkommenes Glück — nicht eins sein können? Warum ist denn in unserer Brust eine stete Sehnsucht? Du küßtest mich, ich küßte dich, ich war ganz dein, du warst mein — aber diese ewige Sehnsucht, die blieb!"

„Ich sehne mich immer — immer noch!" Der alte Mann schrie auf wie ein Junger. Er rang die Hände: „Marianne, höre mich, immer noch!"

Da neigte sie sich zu ihm herab aus dem Rahmen. Es streifte etwas seine Wange wie ein milder Hauch, es flüsterte ihm ins Ohr: „Ein Glück gibt es doch — das ist ganz vollkommen. Ich sehne mich nicht mehr. Laß Blumen wachsen auf meinem Grab — lauter bunte, heitere, glückliche Blumen — gute Nacht!" —

— — — Doktor Hirsekorn schreckte auf. Seine Hausdame stand vor ihm im Nachtgewand, über das sie die Decke von ihrem Tisch gehängt hatte. Fräulein Zimmer war sehr erschrocken, sie hatte einen Schrei gehört aus des Doktors Zimmer. „Fehlt Ihnen etwas?" Noch zitterte sie. „Ich habe gedacht, Ihnen wäre etwas zugestoßen. O Gott, es bebt noch alles an mir! Sie haben wohl geschlafen, Herr Doktor, was?"

„Habe ich geschlafen?“ Er sah sie starr an, noch wie weit fort.

Schämig zog sie die rote Plüschdecke fester um sich. „Gräßlich geträumt, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Geträumt — ja,“ sagte er. „Aber nicht gräßlich!“

Schwer stand er auf vom Schreibtisch. Er kam ihr zum ersten Mal alt vor, hinfällig fast. Sie bot ihm den Arm, und er nahm den Arm. Sie fühlte mit geheimer Freude, wie er sich drauf lehnte.

Er mußte es tun, die Füße waren ihm schwach.

* * *

Rentier Hippelt war es nicht gewohnt, etwas unausgenützt zu lassen. Eine Begierde, die sich mit jedem der Tage steigerte, die seltsam einförmig hier draußen verstrichen, trieb ihn hinaus aufs winterlich-öde Feld. Seine sonst täglichen Fahrten nach der Stadt hatte er beschränkt in der letzten Zeit, es wurde ihm bei dem ungemütlichen Wetter schwer, in seinen schlorrenden Galoschen zur Bahn zu stapfen.

Könnte man da draußen nicht etwas aufbauen, ähnlich wie hier die Gartenstadt? Wohnhäuser für eine Partei oder zwei Parteien, kleine Heimstätten, die bezogen werden durften nach einer geringen Anzahlung? Vierhundert, fünfhundert Mark Ersparnisse hatte wohl jeder. Diese Heimstätten konnten erworben werden, so nach und nach — vorausgesetzt, daß die Miete pro Monat pünktlich bezahlt wurde — von den Liebhabern eines Eigenheims. Das wäre am Ende eine Idee! Warum sollten allein Aktiengesellschaften,

Genossenschaften so etwas unternehmen? Er, er allein war sich Genossenschaft genug. Man mußte es nur nicht großartig anfangen, sondern ganz bescheiden. Darin hatte Bernhard, der Schlemihl, ausnahmsweise einmal recht: der Norden bedingte das!

Immer wieder strich Hippelt über sein neues Terrain. Er studierte es förmlich. Ein Phantast würde vielleicht aus dem Pechpfuhl einen See gemacht haben mit Badeanstalt, aus der Sandwehe davor einen Aussichtshügel, aus Reschkes elender Bretterbude einen rosenumsponnenen Pavillon, aber Hippelt war ein Praktiker. Was brauchen kleine Leute einen See, eine Badeanstalt? Wenn die baden wollen, tauchen sie auch in den Pechpfuhl. Für so etwas braucht man kein Geld zu verplempern. Einzig Reklame, Reklame — Versprechungen kosten nichts — nur die Insertionsgebühren, und die bringen sich ein!

Wie ein Storch, der Frösche sucht, um sie zu spießen, stakte der kleine Mann heute über das Feld. Der Blick, mit dem er die Ausdehnung abmaß, die einzelnen Parzellen abschätzte, hatte etwas Gieriges. Es hatte ihn befallen wie eine fixe Idee; sein Fuß stampfte die magere Scholle: hier, hier mußte er etwas herauspressen. Sollte da hinten, da jenseits der Gartenstadt, näher Berlin zu, die ‚Freie Scholle' einzig in ihrer Art bleiben, diese Kolonie der kleinen Leute? Die Männer wurden gepriesen, die sie ins Leben gerufen hatten. Auch er, auch er würde gepriesen werden als Wohltäter — hei, als was für ein Wohltäter! Es regte sich plötzlich in seiner engen Brust ein stolzes Gefühl, ein Gefühl geschmeichelter

Eitelkeit. Er vergaß ganz, daß er ‚unbekannter Wohltäter‘ hatte bleiben wollen.

Hippelt machte selten ein zufriedenes Gesicht, heute machte er eines; und doch war das Wetter nicht angenehm für einen Spaziergang. Über die gegen Osten durch keinen Waldsaum geschützte Heide schnob der scharfe Wind mit aller Gewalt. Der schwache Körper des Mannes mußte sich stemmen. Die Kleider waren ihm wie Papier auf dem Leib — gar keine Wärmkraft drinnen — sollte er sich etwa schon wieder einen Überzieher kaufen müssen?

Er fingerte an den Knöpfen herunter, die in den ausgerissenen Knopflöchern so lose saßen, daß der Überzieher bei jedem Windstoß auseinanderflog und das Vorhemdchen über der mageren Brust bloßlegte. O nein, der Überzieher war noch sehr gut, der hielt noch diesen Winter aus und den nächsten. Wenn er erst mal hier einen ordentlichen Betrieb hatte, daß er es sich leisten durfte, verschwenderisch zu sein, dann würde er sich einen Pelz kaufen: schwarzes Tuch mit Kanin gefüttert. Dann würde er auch Sophie eine Pelzjacke kaufen — vielleicht! — sie lag ihm immer schon in den Ohren, daß es sie friere in ihrem Cape.

Vornübergebeugt, um den Wind zu parieren, stand Hippelt. Das weite Feld lag bereits dämmergrau, aber er konnte sich noch immer nicht trennen. Wie eiserne Finger streckte es sich aus dem dürren Heidekraut und hielt ihn fest.

So traf ihn die Bröse. Sie war plötzlich neben ihm aufgetaucht; grau im grauen Feld, düster im Düsteren,

hatte er sie nicht sich nähern gesehen. Er verbarg sein Erschrecken: die Alte sollte nicht sagen, daß sie den Hippelt ins Bockshorn gejagt. Mit Nachbarn muß man sich gut verhalten — war sie denn nicht seine Nachbarin? Er scheute sich nicht, ihr die Hand zu reichen.

Oft mochte ihr das nicht vorgekommen sein, sie hielt die seine ein Weilchen fest und schmunzelte. Und dann sprach sie, aber nicht in dem groben Ton, den sie gehabt hatte bei seinem ersten Besuch: wußte er's denn schon? Der Bernhard bemauste ihn. Der machte sich einen schönen Profit. Er forderte denen, die pachten wollten, mehr ab, als er dann Herrn Hippelt notierte; bei jeder Rute strich er etwas ein! Die Alte neigte ihr Hexengesicht ganz nahe zu Hippelt, ihr widriger Atem hauchte ihn an, er merkte das nicht.

Was, der Schlemihl, der elende Mensch, den er großgemacht hatte, von seinem ehemaligen Laufburschen erhoben hatte zu solcher Stellung, dieser Hund betrog ihn jetzt? Und wenn's zwanzig Pfennig wären bei jeder Rute! Bei vielen Ruten macht das was aus. Zitternd vor Empörung, und doch begierig, mehr zu erfahren, steckte Hippelt seinen Kopf mit dem der Alten zusammen. Sie mußten sich nahe sein, sonst riß der Wind die Worte vom Mund weg, man konnte sich nicht verstehen.

Lange standen die beiden so mitsammen auf dem öden Feld, das ihnen mehr war, weit mehr, als ein unfruchtbares Stück Land; beide waren umflossen von demselben traurigen Grau, beide umsaust von demselben widrigen Wind. Sie erschienen, von ferne ge=

sehen, wie e i n e Gestalt, wie etwas, das zusammengehört, ineinander gewoben ist in Nacht und Graus.

War die schlau! Als Hippelt sich von der Bröse trennte, zog er vor ihr den Hut. Die würde er sich als Aufpasserin halten, die war ja besser als der beste Spürhund. Und doch bedauerte er es jetzt, seinen Pluto nicht bei sich zu haben, denn mit einer erschreckenden Schnelligkeit sank die Nacht.

So lange Hippelt auf offener Heide gewesen war, schimmerte der weiße Sand, man konnte noch sehen, aber jetzt, im Wald, sah er gar nichts. Er wußte nicht mehr, ging er auf dem Weg oder ging er ohne Weg. Er fühlte sich an den Bäumen weiter; hier war kein Pfuhl, in dem er ertrinken, kein Abgrund, in den er stürzen konnte, und doch wich er plötzlich zurück. In Berlin hatte er sich noch nie gefürchtet. Da hatte ihm sogar einmal einer gegenübergestanden im Kontor und den Revolver aus der Tasche gerissen — er hatte ihm den einfach aus der Hand geschlagen, und als der Revolver sich auf der Diele entlud und auf den Knall hin Bernhard hereinstürzte: ‚Gott der Gerechte!' da hatte er nur ganz wenig erregt gesprochen: ‚Machen Sie, daß Sie 'rauskommen!' und zu dem andern mit dem Revolver: ‚Sie wollen mir drohen? Mich zwingen, zu prolongieren? Ich prolongiere nicht!'

Heute, hier, fürchtete er sich. Die Einsamkeit packte ihn. Und er glaubte hinter sich ein Huschen zu hören. So spät war er noch nie allein hier draußen gegangen. Wenn ihm jetzt einer begegnete, einer, der wußte wie reich er war?! Unwillkürlich machte sich Hippelt klei-

ner. Er fing an, rascher zu gehen, er stolperte — da lachte es hinter ihm. Ganz laut. Er fuhr zusammen. War im Walde ein Echo? Es lachte nochmals. Wer lachte ihn aus? Er getraute sich nicht, sich umzudrehen.

Aber wie er jetzt anfing, zu laufen, lief ihm etwas nach. Bald hörte er's tappeln hinter sich, bald ihm zur Linken, und bald ihm zur Rechten. Wer hetzte ihn so? In seiner Brust begann es zu pochen. Sein Herz, von dem er sonst nie etwas wußte, meldete sich.

War es ein Mensch, der hinter ihm dreinkam? Der Wind? Ein Hund, irgend ein anderes Tier? Seine Gedanken fingen an zu springen, zu fliegen. Dieser Bernhard — dieser Halunke — anzeigen sollte man ihn — Betrug, Urkundenfälschung — nein, nein, lieber nicht anzeigen — nicht vors Gericht, wer weiß, was der alles noch sagte!

Die springenden Gedanken des Gehetzten ordneten sich in merkwürdiger Reihenfolge: Sachen, an die er sich kaum je mehr erinnert, längst begrabene Geschichten, fielen ihm jetzt plötzlich ein. Unangenehme Dinge wurden auf einmal lebendig. Es schwirrte hinter ihm drein im Zickzackflug, es kläffte ihm nach wie bissige Hunde. Verwünschte Idee, hier so einsam zu rennen! Verwünschtes Feld, verwünschter Wald! Wäre er nur zu Haus!

Von der majestätischen Weite, die sich eröffnete, nun er aus dem Walde heraus war, sah Hippelt nichts. Er empfand nichts von der großen Ruhe.

Über dem nächtlichen Wald wölbte sich hoch der Sternenhimmel; Stern bei Stern, eine unzählig bevölkerte, flimmernde Heerstraße. Nur hinten weit am

Horizont, da zeigte das Firmament seine nächtlichen Lichter nicht mehr, da wurden die überschimmert von warm-rötlicher Farbe. Da war Berlin, das große Berlin, das färbte den nächtlich-stillen, graublauen Himmel wie mit dem letzten Verglühen einer Feuersbrunst.

Die Waldmassen zogen schweigend lange, tiefschwarze, schlummernde Schatten. Nur wo baumlose Strecken dazwischen lagen, lichtete das Schwarz sich ein wenig. Eine ungeheuere Abgeschlossenheit, ein Fertigsein mit aller Unruhe war da: ein weihevoller Friede.

Hippelt spürte nichts davon, er ächzte. Der Atem war ihm ausgegangen, so war er noch nie gejagt. Verwünschte Idee, hier herauszuziehen! Mit zitternder Hand zog er sein Taschentuch und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Gott sei Dank, da blinkten endlich, nicht größer als kleine Zehnmarkstücke, goldene Punkte im Dunkel auf: die Lichter der Gartenstadt. Vereinzelt flimmerten sie. Der Flüchtende fing an, langsamer zu gehen, sein Fuß sank nicht mehr in losen Sand, jetzt spürte er gepflasterte Straße. Die erste Laterne flinzelte trüb, er hätte ihren Pfahl umarmen mögen. — — —

Als Hippelt sein Haus betrat, kam ihm seine Frau erregt entgegen. Nicht, daß sie sich wegen seines langen Ausbleibens geängstigt hatte, sie war empört über Albert, den Diener. Auf ihren mageren Backenknochen brannten zwei rote Flecken. So ein unverschämter Mensch! Das war ihm nicht genug gewesen, was sie ihm zugeteilt hatte vom Schellfisch am Mittag — den ganzen großen Kopf und das Schwanzteil —

‚Fische machten nicht satt'. Er verlangte zum Nachmittagskaffee zwei Schrippen, und die geschmiert. Und am Abend Belag!

„Gib sie ihm doch," sagte Hippelt schwach. Er war todmüde.

Was, auch er gab dem Lümmel recht, diesem Freßsack, diesem Gierschlung?!

Der Diener, der gekommen war, seinem Herrn aus dem Überzieher zu helfen, stand mit gesenktem Kopf. Ruhig ließ er die Scheltworte der Frau über sich ergehen. Als Hippelt sagte: ‚Gib sie ihm doch,' war nur ein leis-triumphierendes Lächeln über sein Gesicht geglitten. Jetzt hob er den Kopf: „Herr Hippelt werden entschuldigen, ich bin groß und stark, ich wachse immer noch, ich kann wirklich nicht dabei bestehen. Ich bin nicht unverschämt, aber andere Diener kriegen anders zu essen!"

Was, er beklagte sich noch? Ein Mensch, der wie ein Sohn im Hause gehalten wurde? Wohl gar kündigen wollte so einer, der nie und nirgends eine Stelle gekriegt hätte! Wer hätte wohl so einen, aus der Fürsorge Entlassenen, genommen?! Die Frau regte sich noch immer mehr auf. Ihre schrillen Töne hallten gellend wider im leeren Hausflur. Draußen heulte der Hund auf.

Der Bursche, der bis dahin noch immer den Rücken krumm gemacht hatte, schnellte jetzt auf. In seiner ganzen Schlankheit stand er, sein unterwürfiger Blick wurde schielend: was unterstand sich das Weib? Eine jähe Empörung, ein wütendes Beleidigtsein lag deutlich auf seinem Gesicht, und etwas Drohendes.

Die Frau bemerkte es nicht in ihrer Wut, aber Hippelt sah es. Sophie sollte schweigen — oh, wenn die wüßte! „Halt deinen Mund!" fuhr Hippelt sie grob an. Und dann wandte er sich zu dem jungen Menschen, der knarrige Ton seiner Stimme mühte sich förmlich zum Schmeicheln: „Na na, Albert, Sie werden doch nicht! Sophie, gib ihm die zwei Schrippen!" Als sie noch zögerte, ihn ganz entsetzt ansah ob solcher Freigebigkeit, schrie er zornig: „Sofort, sage ich!" Er holte eine Mark aus der Westentasche: „Da, Albert! Kaufen Sie sich eine Wurst oder Schinken, was Sie wollen!"

Die Frau machte den Mund auf, sie holte schon Atem zum Reden, aber sie machte ihn schnell wieder zu, ein so zorniger Blick schoß aus Herrn Hippelts Augen, daß sie sich nicht mehr getraute. Kopfschüttelnd ging sie: Hippelt mußte verrückt geworden sein.

Albert dankte. Aber seine Haltung war nicht die des Dieners vor seinem Herrn. —

In dieser Nacht fühlte sich Hippelt recht unwohl. Er hatte geschlafen, doch er wachte plötzlich auf. Mit einem jähen Schreck. Er tastete nach der Uhr auf seinem Nachttisch, aber unter seiner unruhigen Hand gingen immer wieder die Zündhölzer aus, er konnte nicht nachsehen, wie spät es war. Das angestrengte Laufen gestern abend — o Himmel, war er nervös! Er war entschieden zu rasch gegangen. Solch eine Dummheit, was sollte ihm wohl im Walde passieren — aber der Albert, der Albert! Wie der aufgemuckt hatte! Er mußte Sophie strenge Weisung geben: so etwas durfte nicht noch einmal vorkommen. Ein Glück,

daß der Bengel nicht wußte, nicht ahnte — — — aber besser wäre es auf alle Fälle, man wäre ihn los. Wenn er doch nach Amerika ginge oder in die Kolonien — das Reisegeld würde er ihm schon geben. Dann kam der nicht wieder!

Mit einem Seufzer der Erleichterung streckte sich Hippelt lang. Aber er fand kein Behagen in diesem Ausstrecken. Es war so entsetzlich still um ihn; und auf der Straße war es auch so still. Eine drohende Stille. Er konnte sie gar nicht ertragen heute. Also darum war er hier herausgezogen, um sich so zu ängstigen vor Stille und Einsamkeit?! Er hatte es sich so schön gedacht nach der verstaubten Luft seines Kontors, das im Winkel lag, einmal frei atmen zu können, der Rentier hier zu sein, nichts, gar nichts anderes. Der in Berlin war ein anderer Hippelt, hier war er der Hippelt der Gartenstadt, der Herr Rentier, der im Kieferngrund seine bescheidene Villa hatte, der nach niemandem fragte, und nach dem niemand fragte. Warum trieb ihm denn nur jetzt die ungeheuere Stille den Angstschweiß auf die Stirn? Sie tat ihm doch nichts — doch, doch! Mit vorquellenden Augen starrte Hippelt in einen Winkel.

Wäre er doch heute nicht so weit auf das verwünschte Feld gelaufen — nein, nein, hätte er doch den Albert nicht ins Haus genommen! Das einzige Mal, daß er sich hatte rühren lassen — — — was war es für eine Frechheit von der Person gewesen, ihn rufen zu lassen! Hätte die nicht sterben können, ohne daß sie ihn noch einmal sah?! Oh, wie dumm, wie dumm war er gewesen! Sie hatte ihn beschworen, den

Jungen aus der Fürsorge-Erziehung zu sich zu nehmen — wurde ihm das so gelohnt?! Er stieß mit den Füßen unten gegen die Bettstatt, sein Herz schlug rasch und hart, er fühlte das schmerzhafte Tack-tack bis in den Hals.

„Sophie!" Er rief. Die Frau schlief nicht mit ihm in derselben Stube; wo ihr Bett hätte stehen sollen, stand der Geldschrank. Er rief noch einmal, aber sie hörte ihn nicht. Niemand hörte ihn. War er denn ganz allein?

Er versuchte aufzustehen, da stieß er den Kopf gegen den Geldschrank. Das beruhigte ihn: sein Geldschrank, sein Geldschrank! Was fiel ihm eigentlich ein, warum war er so aufgeregt? Der Albert hatte ja gar keine Ahnung. Ein zufälliges Glück war es für den Jungen aus der Fürsorge-Erziehung gewesen, daß ein Herr Hippelt, der gerade verzog aus dem Sündenbabel, einen einfachen Diener nötig hatte für seine Villa.

„Ruhig doch," murmelte Hippelt und preßte die Hand auf die Stelle der Brust, wo das Herz sitzt. Wenn er jetzt nur einen Schluck Wasser hätte! Ein trockenes Hüsteln entrang sich ihm, die Kehle war ihm eng. Eine Beklemmung kam über ihn. So ähnlich hatte er's vor einiger Zeit schon einmal gehabt, aber er hatte es nicht weiter beachtet. So schlimm wie dieses Mal war es auch längst nicht gewesen. Eine bleierne Hand legte sich ihm auf Kehle und Brust — au, au, das schnürte ja zu!

Sich im Bett aufrecht setzend, rang Hippelt nach Luft. Der Schweiß fing an, ihm zu rinnen. Au, wie

das drückte, wie die Hand sich immer enger um seine Kehle schloß! Er stieß einen halberstickten Ruf aus: wenn doch jemand käme! Mit den Händen griff er angstvoll in die leere Finsternis. Da quietschte die Tür.

Albert kam herein mit einem Kerzenstumpf, seine Hand schirmte das flackernde Licht. „Na, was is denn los?"

„Ach Albert, ach Albert!" Hippelt wimmerte. „Stecken Sie 'ne Lampe an — hell, hell — ach, bleiben Sie — bei mir — nicht allein sein — nicht von mir fortgehen!" Die bläulich gewordenen Lippen zitterten, Hippelts Nase war ganz spitz.

Mit einer Neugier, die nichts von Mitgefühl hatte, betrachtete ihn der Bursche: als ob dem der Tod um die Nase gewischt hätte! Sollte der Alte so bald schon eingehen?! Rücksichtslos streckte er seinen Arm aus: „Was krieg ich?" Es lag eine ungeheuere Frechheit in der Gebärde.

„Krieg — krieg ich —?!" Überraschung, Wut, Schreck, all das war in diesem Stammeln. Hippelt wies mit dem zitternden Finger: ‚Hinaus, frecher Lümmel!' wollte er sagen, aber er brachte es nur zu einem jämmerlichen: „Ich ver—mach dir — auch was!"

Albert hatte sich neben das Bett gesetzt, er stützte den nach Luft Ringenden, er öffnete ihm den Hemdkragen und benetzte ihm die Lippen mit Wasser. Auf seinen Arm gestützt, wankte Herr Hippelt dann zum Fenster: „Auf — auf — Luft!"

Eisig schlug die Nacht herein, Hippelt im kurzen Hemd mit nackten Beinen zitterte, aber er blieb am

Fenster stehen; er hatte noch immer nicht Luft genug. Als der Anfall endlich nachließ, und er, völlig erschöpft und willenlos, wieder im Bette lag, beugte sich der Bursche über ihn. Ganz dicht. Wie eine drohende Last legte sich seine Gestalt über den ausgemergelten Körper.

„Sie haben mir's versprochen — Sie, Sie — ich erinner' Sie dran!"

Achtes Kapitel

Der Diener bei Hippelts mußte sich das Bummeln angewöhnt haben; Fräulein Zimmer war davon überzeugt. Seit sie hier draußen wohnten, schlief sie immer sehr unruhig, die Stille der Nacht war zu groß, da erschreckte sie schon das Fallen des Laubes oder ein Knacken der Möbel; jetzt aber schlief sie gar nicht. Wenigstens behauptete sie das. Sie hatte nun schon ein paarmal nebenan verdächtige Geräusche vernommen — der Hund wurde beschwichtigt, er schlug nicht an, einen Fremden würde er zerrissen haben. Das konnte nur der Albert sein, der bei Nacht aus dem Hause schlich und am Morgen erst wieder kam. Sie legte sich auf die Lauer. Fröstelnd vor Neugier und Angst barg sie sich oben hinter ihrem Fenster und lugte hinab. Ihre Lampe hatte sie gelöscht, aus dem Dunkel sah sie hinunter in den nächtlichen Garten, dem ein ganz unwahrscheinliches Licht — man wußte nicht, woher es kam — eine leis-dämmernde Helle gab. Wie-

aus schwarzem Papier geschnitten — unbewegliche Silhouetten — so standen die Kiefern; wie ein dunkler Kasten erschien zwischen ihnen die Nachbarvilla. Deren Haustür konnte man nicht sehen und auch nicht den Garteneingang.

Die Neugierige lauschte und lauerte — nichts! Jetzt aber erschrak sie so, daß sie fast aufgeschrieen hätte: ein wunderbares Gesicht stand plötzlich zwischen den Kiefern, ein Menschengesicht, und doch war es keines. Es sah sie an. Ein seltsames Gesicht, ganz nahe, sie hatte ihm noch nie so ins Auge gesehen. Es fing ihr an, kalt über den Rücken zu rieseln. War das unheimlich: der volle Mond!

Allerlei Gruselgeschichten fielen ihr plötzlich ein. Wenn jetzt ein Mondsüchtiger hierherkäme, übers Dach spazierte, an dem Baum heraufkletterte? Oder wenn sie selber mondsüchtig wurde? Nur nicht so hineinstarren, das war gefährlich! Sie hielt sich die Augen zu, sie ertrug den Blick nicht dieses starren Mondgesichts. Immer noch mit geschlossenen Augen tastete sie sich zu ihrem Bett und zog sich die Decke bis zur Stirn herauf.

Hätte Fräulein Zimmer nur ein wenig länger noch am Fenster geharrt, so hätte sie gesehen, wie der Diener von nebenan plötzlich am Zaun erschien, der die Grundstücke trennte. Er warf dem Hund einen Brocken hin und streichelte ihn; Pluto schwieg. Aber nicht in die Ferne schweifte Albert; gewandt schwang er sich über den Zaun, durch des Doktors Garten huschten seine Füße, er ging leicht, kein Kies knirschte. Eine Leiter lag an der Rückseite des Hauses, er lehnte sie

an, er stieg hinauf und verschwand in einem sich leise öffnenden Fenster. — — — —

Müde und verdrossen begann die junge Hausmagd bei Hirsekorn andren Morgens ihr Tagewerk. Gähnend stand sie in der Küche, in der einen Hand das Tuch, mit dem sie abtrocknen sollte, in der anderen den Teller.

„Nu, machen Se schon, machen Se schon!“ Die Einäugige warf einen giftigen Blick auf das junge verträumte Gesicht.

Zerstreut fing das Mädchen an, den Teller zu reiben — patsch, da lag er.

„Na, Sie täten auch besser dran, aufzupassen,“ brummte die Köchin. Und dann fuhr sie los: „Sie dämliche Person, Sie! Nischt weiß se, nischt versteht se, aber“ —

„Halten Sie den Mund,“ schrie die andere dagegen, „Sie oller Drache Sie! Wenn der Albert Ihnen man poussierte!“

„Den gönn ich Ihnen alleine!“ Die Mißgünstige schlug eine Lache auf. „Sie werden ja sehn, was dabei rauskommt. Aber dem Fräulein werd' ich's sagen, daß Sie —“ sie brach ab.

Fräulein Zimmer war in die Küche getreten: „Was ist denn das hier für ein Spektakel?!“

Die Köchin fegte mit Rock und Fuß verstohlen die Scherben unter den Küchenschrank. „Gar nischt. Wir haben uns bloß unterhalten, die Grete und ich. Soll man sich denn nicht mal mehr unterhalten dürfen? Nee, Fräulein, denn müssen Se sich nach anderen Mädchen umsehen. Sie kriegen aber keine; hier draußen ist's viel zu eintönig, nich 'n bißchen Ab-

wechslung, gar keine Aufmunterung. Nich wahr, Grete?"

Die Kleine nickte: „Jetzt im Winter kam man nich mal mehr bis nach 'm Waldschlößchen, nich nach 's Schützenhaus, der Weg is zu miserabel." Sie fing plötzlich an zu weinen. „Man kommt auf lauter Dummheiten. Ach, Fräulein!" Sie schluchzte und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Ja, es ist schrecklich! Ich wünschte auch, ich wäre erst weg. Wenn Herr Doktor nur nicht so einsam wäre — lieber Gott, der arme Mann!" Nun tropften Fräulein Zimmer auch ein paar Tränen.

Auch die Köchin wurde weich. Ja, mit dem Herrn mußte man Mitleid haben, und sie hatte es ja auch sonst hier so gut, aber jeder ist sich doch selber der Nächste. „Fräulein, man is zu sehr weggesetzt. Wie lebendig begraben. Nich wahr, Gretelchen?" Sich umschlungen haltend, weinten beide Mädchen.

Und Fräulein Zimmer stand bei ihnen und tröstete sie und sich: wenn das Frühjahr kam, dann wurde es ja besser. Ganz bestimmt. Dann zogen immer mehr Leute heraus, dann kamen Sonntags die Ausflügler und es gab etwas zu sehen, dann wurden auch mehr Züge eingelegt, man konnte leichter einmal nach Berlin hinrutschen. Überhaupt das Frühjahr, das Frühjahr! Wenn das nur erst da wäre! — — —

Und wie die draußen, so sehnten sich die drinnen auch nach dem Frühjahr. Es war kein guter Winter gewesen für die in der Novalisstraße. Herr Reschke war hinter seinem Kartonwagen ausgeglitten und hatte sich den Fußknöchel gebrochen; drei Wochen hatte

er in der Charité gelegen und dann noch zu Hause. Max hatte in seinem Beruf keine Beschäftigung mehr gehabt und hatte sich etwas verdienen müssen als Aushilfskellner, aber da er nicht sehr gewandt war, so hatte er zweimal etwas zu ersetzen: einmal dem Wirt ein Tablett mit Gläsern, das zweite Mal einem Gast die Reinigung seines Rockes bei Spindler bezahlen müssen. Und Frida hustete. Das machte Mine die meiste Sorge. Immer das Sitzen und Nähen, das war nichts für ein bleichsüchtiges Mädchen. Aber was sollte Frida sonst anfangen, sie hatte ja nichts anderes gelernt?!

Wenn Mine an ihrem Hoffenster stand und hinauf sah zu dem angedüsterten Stückchen Himmel, dann wollte es sich in ihre Augen drängen wie eine Träne. Aber energisch wischte sie sich mit der rauhen Hand übers Gesicht: es war noch immer Frühling geworden, es würde auch dieses Mal wieder welcher werden. —

* * *

Noch grünte kein Hälmchen, noch stieg keine Lerche wirbelnd vom Feldrain auf, als Max Reschke, wie die Taube aus Noahs Kasten, ausgeschickt wurde, draußen einmal nachzusehen. Nach dem Kalender hätte es schon Vorfrühling sein müssen — es war anfang März — aber noch war in der Luft keine wärmliche Strömung, noch umwehte die Birken nicht silberiger Duft, noch hatte die Sonne nicht den Schein, der da spricht: ‚Es werde!‘

Langsam stolperte der junge Mann über aufgeweichte Äcker der Laubenkolonie zu. Er hatte die

Chaussee vermieden, um hier näher zu gehen. Nun sank er ein bis über die Knöchel. War das ein Schmutz! Er war verdrossen. Viel lieber wäre er den Sonntag nachmittag in Berlin geblieben, aber die Mutter hatte gesagt: ‚Maxe, tu mer'sch zu liebe, geh raus, kuck nach unsrer Laube, ob se auch noch steht. Un ob die Erdbeeren schon tun treiben. Hörschte, könnt'st immer auch den Mist von se abharken. Un drinnen in der Laube könntste gutt Ordnung schaffen — 's Geräte derzu is ja da — vielleicht wenn's Glücke will, können wer alle zusammen nächsten Sonntag schon raus, Kaffee da trinken.' Sie hatte ihm noch viel aufgetragen; lange war keiner draußen gewesen, sie hatte ordentlich Angst um die Laube und das bißchen Land. Max hatte nicht das Herz, ihr's abzuschlagen; nur den Mist abharken, das wollte er nicht.

Als er jetzt durch den Kot stapfte, reute ihn seine Bereitwilligkeit. Er hob bald das linke Bein, bald das rechte und besah sich die neuen Stiefel: die hätte er auch nicht anzuziehen brauchen zu dem Gang! Max Reschke hatte sich fein gemacht, er trug seinen Sonntagsanzug und einen dunkelroten Schlips mit einer Busennadel; das Oberhemd, das ihm die Schwester immer zum Sonntag herrichtete, war blendend weiß gewaschen und spiegelblank gestärkt. Das gutmütige Gesicht des jungen Mannes sah noch fast knabenhaft aus, trotzdem er schon bei den Soldaten gewesen war; so rund und so rotwangig. Er hatte noch immer keinen stattlichen Schnurrbart. Das ärgerte Max Reschke, vergebens zwirbelte er immer die spärlichen Anfänge.

Was sich die Mutter eigentlich dachte: nächsten Sonntag hier schon raus, Kaffee trinken?! In der Stadt mochte es schon nach Frühling aussehen, hier war's noch voller Winter. „Verflucht noch mal!“ Er machte einen Satz und flüchtete auf einen höher gelegenen Fleck. Hier stand ja das Wasser in einem Tümpel; geschmolzenes Schneewasser, es stieg schaurig kühl von ihm auf, an den Rändern knisterten noch Eiskristalle. Ein paar einsame Krähen saßen auf einer Ackerscholle und machten ‚krah, krah‘; als er sie scheuchte, flatterten sie schwerfällig auf, ließen sich aber gleich wieder nieder. Hier war *ihr* Reich. Dreist äugelten sie nach dem mühselig Stapfenden.

Max grollte der Mutter: warum war sie nicht selber gegangen? Sein Sonntag, der war nun hin! Die Beine wurden ihm vor Unlust müder, als vom beschwerlichen Gehen. Er hatte endlich die Parzelle erreicht. Der Zaun war halb umgeweht. Der Sturm hatte hier gehaust, und der Schnee und der Regen. Das sollte die Mutter sehen — na, die würde schön jammern! Nun war es doch gut, daß sie nicht zuerst herausgekommen war. Max fühlte Mitleid mit ihr. Den Zaun mußte man erst mal ordentlich stützen. Er rieb sich die kaltgewordenen Hände und spuckte hinein. O je, und wie sah die Laube aus! An der leichtgefügten Bretterbude hatten die Hände des Wetters gerüttelt, sie stand ganz windschief. Die Dachpappe hatte sich aufgerollt nach der einen Seite, und auch kein Vorlegeschloß hing mehr an der eisernen Krampe der Tür. Max schimpfte wütend in sich hinein: warte, wenn er den abfaßte, der das abgerissen hatte!

Die kleine Tür gab leicht seinem Drucke nach. Er hätte beinahe aufgeschrieen vor Überraschung: drinnen sah es gar nicht so wüst aus, da war sogar etwas zusammengetragen wie Mobiliar: ein dreibeiniger Stuhl, eine Kiste, eine Futterkrippe und ein Bund Stroh. Das Stroh lag in der Ecke, die von der Dachpappe noch geschützt war, und auf dem Stroh, einen Sack wie einen Mantel um die Schultern geschlagen, lag ein Mädchen. Es schlief, das Gesicht dem Eintretenden zugekehrt, ganz fest; es fühlte nicht den Zug von der offenen Tür. Die schwarzen Wimpern lagen schwer auf den bräunlichen Wangen.

Max Reschke bekam einen roten Kopf: das war ja das Mädel vom Sommer her, die schwarze Anna! Und die hatte sich unterstanden, die Tür aufzubrechen?! Jetzt kriegte sie aber Dresche! Er trat dicht vor sie hin. Nun das Gesicht so in der Ruhe war, sah man erst, wie jung es war und auch sehr hübsch.

Max dachte nicht mehr daran, sie zu schlagen, er faßte sie nur an den Arm: „Du, was fällt dir ein? Was machste in unserer Laube?"

Sie riß erschrocken die Augen auf, aber gleich darauf lachte sie: der? O, der meinte es nicht böse! Es fiel ihr auch gar nicht ein, sich zu entschuldigen, die Laube hatte ja leer gestanden, der schadete es doch nicht, wenn sie darin Unterschlupf suchte. Sie war lieber hier in der kalten Laube, als bei der Bröse in der geheizten Stube. Oft war sie ganze Tage, auch Nächte hier, und mit ihren Ziegen. Mit einem ganz glücklichen Ausdruck schmiegte sie sich an Max Reschke an: wußte er denn, wie mollig es hier sein konnte,

wenn draußen der Wind pfiff? Sie zeigte ihm, daß sie die Ritzen der Bretter und die Astlöcher sorgsam mit Moos verstopft hatte. Und dann zog sie ihn an der Hand hinaus: sie mußte ihm etwas zeigen.

In dem kleinen Geräteschuppen saß ein Hase. Jetzt, als der fremde Mann kam, ängstigte er sich, er bewegte hastig die Löffel und versuchte scheu einen Satz zum geöffneten Türchen.

Anna schlug schnell wieder zu. „Den hab ich gefangen, krank war er, nu is er gesund. Ich hab 'n mit Heu gefuttert; der Ollen ihr Bock is fett genug. Und Milch hab ich ihm zu trinken gegeben von meiner Zicke. Eh die Leute rauskommen, laß ich 'n aber laufen. Oder willst du 'n haben?" Sie sah den immer verdutzter werdenden Max mit zwinkernden Augen an: „Willste ihn Muttern mitbringen? Sag's nur, denn schlag ich 'n tot!"

Max wollte den Hasen nicht. Wie konnte Anna den nur totschlagen wollen, ein Tier, das man liebgewonnen hat?! So ein Hase konnte ja gar nicht schmecken. Aber er fühlte, wie sie sich mühte, ihm freundlich zu sein, und das schmeichelte ihm.

Es war ja auch so einsam hier draußen, niemand sah ihn mit ihr.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als er von ihr schied, war es schon dunkel. Kein Stern war erschienen, der Himmel ganz schwarz. Sie mußte ihn führen bis auf die Chaussee, er hätte sich sonst nicht zurechtgefunden. Weiter wollte er sie nicht mitnehmen: „Nu geh nur, geh!" Aber er konnte es doch nicht hindern, daß man ihn mit ihr sah.

Ein paar junge Leute aus Hohenfelde kamen ihnen unversehens entgegen. Man sah sich nicht eher, als bis man aufeinander stieß. Das gab ein Hallo: die schwarze Anna mit einem Liebhaber?! Der eine leuchtete Max mit seiner Zigarre nahe ins Gesicht, Max schlug sie zur Seite; aber der andere knipste ein Taschenlaternchen an. Nun war Max deutlich gesehen. Er genierte sich.

Und es war ihm noch immer peinlich, als er schon längst im Eisenbahnwagen saß. Was sollten die Leute wohl von ihm denken? Sein Trost war nur, daß sie nicht wußten, wer er war. Und überhaupt, wenn er wieder hinauskam, war sein Schnurrbart gewachsen, dann sah er ganz anders aus, dann erkannten sie ihn sicher nicht wieder.

So eine Person, so eine Herumtreiberin! Und doch — das Mädchen tat ihm leid. Wenn er dachte, wie Frida es bei der Mutter hatte — die Anna hatte niemand. Nicht Mutter, nicht Vater; und die Bröse, von der sie sagte, die wäre gar nicht ihre Großmutter, hätte sie nur aufgelesen irgendwo, die war eine alte Hexe.

Als Max nach Hause kam, empfing ihn die Mutter mit vielen Fragen. Die sonst so Ruhige war ganz aufgeregt: ging schon was auf hinter der Laube? Wie standen die Erdbeeren? Trieb nicht unterm warmen Mist schon ein neues Blättchen? Er hatte nach nichts gesehen; er konnte ihr nichts berichten. Nur daß die Laube kaputt wäre, das sagte er. Und dann wurde er unwirsch.

„Du bist aber auch, Max,“ sagte Frida vorwurfsvoll, die bei der Mutter saß und am Sonntag abend

noch für sich nähte. „Kannste denn Muttern nich ein bißchen schildern, wie's draußen gewesen ist? Du siehst doch, ihr Herz hängt dran!"

„Nee!" sagte Max. Er nahm wieder seinen Hut und ging seinem Vater nach ins Café Amor. — — —

Mine mußte schon selber hinausfahren, wenn sie wissen wollte, wie es da stand. Mit den Männern war nichts zu wollen, die waren immer so obenhin. Frida bot sich zwar an, mitzugehen, aber die sollte sich die Hände nicht verderben; fürs Nähen kann man keine so rauhen Finger gebrauchen, an denen der Stoff hängen bleibt. Und dann könnte sie sich aufs neue erkälten, das ewige Stubenhocken hatte sie ja ganz verweichlicht.

In Fridas Augen, die matt waren von dem trüben Grau der Wintertage und dem trüben Grau der Hinterstuben, in denen manchmal noch bis gegen Mittag das Licht brennen mußte, wenn die Näherin an der Maschine etwas sehen wollte, flackerte abends oft ein trügerischer Glanz auf. Ihr Gesicht war sehr zart geworden, die Wangen schmal; ihre Gestalt hatte noch die weiche Fülle, aber in dieser Fülle war keine Kraft. Sie war immer müde. Machte es dieses Müdesein, daß sie immer so trübselig war?

„Es is Zeit vor Ihre Frida," sagte die Nachbarin drüben, die Riedeln, zu Mine, „det die sich 'n Mann anschafft. Ob m i t Standesamt oder o h n e. Wie alt is se denn nu eejentlich?"

„Vierundzwanzig wird se," sagte Mine ganz harmlos.

Da schlug die Riedel die Hände zusammen: „So

alt schon? Wie meine Ella sechszehn war, un meine Elsa man erst fufzehn, da jingen se schonst mit einem. Denn jloob ick't, det Ihre Frida nich uf 'n Posten is!" Und als Mine sie noch immer ganz verständnislos ansah, lachte sie laut auf: „Na jroßer Jott, das Herz verlangt doch nach Liebe, wenn die Mächens in die Jahre kommen!"

Das gab Mine zu denken. Sollte Frida wirklich darum so kümmern, daß sie keinen hatte, mit dem sie ‚ging', wie die Nachbarin sagte? — — —

Als Mine heute am Sonntag zum Stettiner Bahnhof wanderte, um nach draußen zu fahren, sah sie sich um. Es war am frühen Nachmittag, kaum eben die Mittagsessenszeit vorbei, und doch waren schon überall Pärchen auf dem Weg zum Vergnügen. Die jungen Männer noch im Winterüberzieher, die jungen Mädchen aber schon alle hell gekleidet — wie die Primeln, die es nicht erwarten können, nachher erfrieren sie. Es wehte noch recht eisig um den Stettiner Bahnhof und durchlüftete die hellen Röcke und die sommerlichen Blusen. Es gingen schon einige ohne Jacken, und Strohhüte mit Blumen hatten sie auch schon auf. Mine hüllte sich fester in ihren Schal; sie war gewiß nicht verwöhnt, aber man konnte gut noch etwas Warmes gebrauchen. Ihre Frida ging noch immer im Wintermantel — aber diese hier?!

Es war auf einmal, als hätte Mine andere Augen bekommen: die gingen ja auch alle zu zweien. Was ihr früher nicht aufgefallen war, das sah sie heute. Der Mann hielt sein Mädchen fest untergefaßt, denen wurde es nicht kalt. Und ihre Gesichter strahlten.

Manch eine war lange nicht so hübsch wie Frida und hatte doch einen! Diese Bemerkung machte Mine, als sie dann im Zuge saß.

Die dritte Klasse war überfüllt. In den Gängen standen die Ausflügler dicht gedrängt, und doch hieß es noch mit Gelächter: „Immer rein, immer rein!“ Ein besonders Witziger hatte sich oben ins Netz gelegt. Die jungen Herren nahmen ihre Damen auf den Schoß, weil so wenig Platz war.

In Schönholz, Hermsdorf, Weidmannslust, überall Tanzvergnügen; man sah die Wimpel der Gartenwirtschaften bunt über die noch kahlen Bäume und Büsche flattern. Erst vor der Gartenstadt wurde es leerer. Mine stützte den Kopf in die Hand und sah, verloren in ihren Gedanken, durchs Fenster hinaus. Wald, Heide, Feld; und wieder Feld, Heide, Wald. Sie sah nicht, daß die Birken, deren viele den Bahndamm entlang standen, ihre weißen Leiber leuchtend entgegenbogen, daß die Haselbüsche am Waldrand lange Gerten mit goldbepuderten Blütenräupchen verlangend ausstreckten. Die blanke Märzsonne blendete, sie wischte sich die Augen. War ihre Frida denn nicht auch solch ein Glück wert?! ‚Das Herz verlangt nach Liebe, wenn die Jahre da sind‘, hatte die Riedeln gesagt. Die Mutter seufzte: ach wenn sie's dem Kind doch verschaffen könnte — einen braven Mann!

Sie grübelte noch immer darüber, als sie längst ausgestiegen war und den Weg zur Laubenkolonie wanderte. Nun würde sie bald ihr Land wiedersehen, aber sie konnte nicht recht zur Freude kommen; in ihrem Herzen, das Neid nie gekannt hatte, regte es

sich heute wie leise Mißgunst. Es tat ihr wohl, daß sie jetzt nicht mehr die Paare sah. Aber allmählich fing sie doch an, zu vergessen; ihr Schritt, der langsam gewesen war bei ihrer Nachdenklichkeit, wurde rüstiger. Nicht umsonst ging sie über Acker, über das freie Feld, dessen schmalem Rain sich erste Gräschen entrangen. Auch ihre Seele wurde frei. Sie konnte nicht länger sich grämen. Es machte ihr nicht einmal viel aus, als sie jetzt die Laube in noch schlechterem Zustand fand, als Max sie ihr geschildert hatte. Wirklich, wirklich, es war Frühling jetzt!

Mit einem Ausruf, der fast einem Aufjauchzen glich, kniete die Frau nieder; sie hatte an den Erdbeeren ein erstes treibendes Blättchen entdeckt. Mit beiden Händen scharrte sie den deckenden Mist weg: das durfte jetzt frei atmen, der Sonne sich freuen. Schon sah sie Blüten daran und Früchte.

‚Weißte,' hatte Arthur gesagt, ‚pflanz Erdbeeren, Erdbeeren esse ich für mein Leben gerne!' O nein, die Erdbeeren würde sie alle verkaufen. Morgens um fünf wurden die schon gepflückt, herrliche große ‚Prinz Albert' — dafür bekam dann Arthur Fleisch.

Und dann stürzte Mine hinter die Laube. Da war freilich noch nichts zu sehen. Aber die jungen Stachelbeerbüsche an dem Weg, der zur Laube führte, hatten lauter grünende Spitzchen, und die Johannisbeeren zeigten auch, daß Leben in ihnen war. Mit einer fast ängstlichen Liebe, mit einer mütterlichen Sorge betrachtete Mine ihre Büsche. Wo andere nur dornige Reiser sahen, da sah sie mehr. In einem glücklichen Eifer, der ihre stadtfarben gewordenen Wangen

rötete, legte sie das Schaltuch ab und das Kopftüchelchen, das Frida ihr zu Weihnachten gehäkelt hatte aus zartblauer Wolle. Sie schürzte ihren Rock, es war gut, daß sie ihr Sonntagskleid nicht angetan hatte.

Beide Arme hatte sie voll mit Stroh und Unrat, dürrem Kraut und Reisig, das schaffte sie nun alles aus der Laube heraus. Sie trug es auf einen Haufen zusammen, sie hätte es gern gleich verbrannt. Aber ihr fehlten die Streichhölzer. Und hier war niemand, den sie darum bitten konnte. Ob sie wohl am Haus der alten Frau Bröse anklopfte? Das war nicht weit ab, man sah ein dünnes Rauchsäulchen aufsteigen jenseits der Chaussee; die würde der Nachbarin gewiß die Bitte nicht abschlagen.

Schon machte Mine sich auf den Weg. Doch als sie den rostigen Klingelzug faßte, und, obgleich sie nur zart zu ziehen vermeint hatte, ein gellendes Läuten sich drinnen erhob, tat es ihr fast schon leid. Die sollte ja auf alle Menschen so einen Haß haben — warum nur?!

Sie mußte eine Weile warten, dann schlorrte es innen. Spaltbreit nur wurde die Tür aufgemacht, mißtrauisch lugte die Alte heraus. Erst als sie sah, es war ungefährlich, streckte sie den Kopf, um den die weißen Haare in Strähnen zottelten, durch den Spalt.

Mine erklärte, was sie wollte.

Die Bröse schien heute guter Laune zu sein, sie nickte und grinste: „Warten Se man!“ Man hörte sie dann drinnen ganz laut mit sich selber sprechen.

Jetzt kam sie heraus, einen Knorren Kien, den sie

eben aus dem Herd gezogen hatte, brennend in der Hand. Wie eine Fackelträgerin schritt sie vor Mine her. Sie trug den schwarzen Rock mit den vielen Falbeln, in dem Mine sie zuerst gesehen hatte, lang schleifte sie ihn hinter sich her. Sie machte Schritte, wie ein Mann. Und nun sah Mine auch, sie trug alte Männerstiefel, aber keine Strümpfe, nackt steckten ihre Beine in den Schäften.

Wie konnte eine Frau sich so verwahrlosen! Mine empfand ein Grausen und zugleich ein Bedauern: wie mochte die bloß so heruntergekommen sein?!

Als ob die Bröse Mines musternde Blicke gefühlt hätte, so sagte sie jetzt: „Es wundert Ihnen wohl? Ich stände auch anders da, wenn Gerechtigkeit in der Welt wäre. Die gibt's aber nich. Ich spuck drauf — das 's mein Trost!“

Mine machte ein dummes Gesicht, sie wußte nicht, was sie erwidern sollte. Die Bröse verlangte auch keine Antwort. Aber es war, als ob sie ein Bedürfnis hätte, heute zu sprechen; fängt doch das elendeste Stück Erde an, sich zu rühren, wenn die stumme, tote Zeit des Jahres vorüber ist. In dem Gesicht, das erstarrt schien unter seiner Schmutzkruste, dessen hagere Nase so feindselig in die Luft ragte, fing es an, sich zu regen. In einemfort sprach die Alte vor sich hin.

Sie hatte den Kien, der langsam in ihrer Hand weiterbrannte — kein Wind des Feldes, der dagegen anpustete, löschte ihn aus — in den Haufen hineingeschleudert; das dürre Reisig flackerte sofort auf, Stroh und Kraut prasselten. Es gab eine hochlodernde Feuersäule.

Das Weib stand dicht davor und starrte hinein. Der Wind blies von der Seite, die Flamme schlug der Laube zu und leckte mit gieriger Zunge. Mine wurde ängstlich. Aber die Bröse lachte; sie stieß mit dem Stiefel ins Feuer hinein, streckte die Hände darüber aus, murmelte nur ein paar Worte, und sofort wurde die hochlodernde Flamme niedriger. Wie glühende Würmer ringelten sich die hellflackernden Reiser zusammen.

Mine bekam einen Schreck: konnte die das Feuer besprechen? Unwillkürlich faltete sie ihre Hände ineinander.

Die Alte sprach immer ins Feuer hinein. Und immer mehr geriet sie dabei in Erregung. Sie trampelte mit den Füßen mitten in die Glut: „Willste wohl ausgehn?" Es schien ihr gar nichts auszumachen, daß letzte Flammen an ihr aufleckten.

Mine wäre am liebsten fortgelaufen: die Alte war doch eine Hexe — oder war sie verrückt?! Sie faßte sich ein Herz, ganz schüchtern wagte sie es, die alte Frau am Ärmel zu zupfen.

Da kehrte die sich gegen sie und mit einem: „Laßt mich zufrieden!" hob sie zornig die Faust. Der Bröse Miene war drohend, es war der Erschrockenen, als sprühten die Augen der Alten Funken, als sträubten sich die weißen Haare, wie bei einer Katze, die man gegen das Fell streicht. Und aus der Richtung der Bröse'schen Hütte ertönte plötzlich ein durchdringendes Meckern, der große Bock mit dem Zottelbart kam in weiten Sprüngen dahergesetzt, die Hörner zum Stoß zu Boden gesenkt. Da flüchtete Mine. Sie stürzte in

ihre Laube und schlug die Tür zu; sie lauschte mit verhaltenem Atem.

Sie wagte sich erst wieder heraus, als draußen nichts mehr zu vernehmen war. Kein Tritt und kein Meckern. Das Feuer war tote Asche geworden. Fern auf der Heide ging schon die Bröse, ihren Peter hielt sie beim einen Horn gefaßt, so führte sie den Langbärtigen neben sich her. Gott sei Dank, daß die fort war!

Aber Mine hatte die Lust verloren, länger zu bleiben. Ein Frösteln überlief sie, hastig schlug sie ihr Tuch um und verschloß die Laube. Sie kehrte sich nicht einmal mehr um nach ihrem Land. Heute war's nichts gewesen, heute hatte ihre Scholle ihr nicht den Frieden gebracht, den sie ihr sonst immer gegeben hatte. Die Leute hatten doch recht, die auf die Bröse schimpften: wo die hinkam, da war kein Frieden, keine Freude mehr. Und Mines Gedanken wurden auf einmal trübe. Es war, als sei an ihre Scholle das Unheil herangetreten, als bedrohe etwas ihr harmloses Glück.

Neuntes Kapitel

Jetzt war die Jahreszeit wirklich schön. Vollbusige Amseln hüpften wie Hühner in des Doktors Garten und zerrten aus dem Rasen die Würmer heraus. Zum Dank für die Speise ließen sie ihr Lied ertönen, ein Lied, viel schöner als Nachtigallenruf, denn es verkündet. Voll und weich erklingt es in der

laulichen Dämmerung des Frühlingsabends; es weckt Gefühle der Wehmut, trotzdem Jubel im Amselruf ist. Vielleicht gerade darum. Der Jubel der Frühlingsverkünderin läßt den Gealterten doppelt empfinden, wie weit sein Leben vom Frühling schon abgerückt ist.

Doktor Hirsekorn dachte oft an den Tod — auch in diesen Frühlingstagen — aber er dachte nicht mehr an ihn mit dem bangen Schauder des Herbstes. Es war jetzt nichts mehr von der Traurigkeit da, die mit dem Sterben der Natur über ihn gekommen war. Roch jetzt die Erde nicht lockend? Ein warmer Schoß, in dem sich's gut ruhen läßt.

Wie hatte Marianne zu ihm gesprochen in seinem Traum? ‚Ein Glück gibt es, das ist ganz vollkommen — laß Blumen wachsen auf meinem Grabe, bunte, heitere, glückliche Blumen!‘

„Nur auf dieser letzten Scholle, die der Mensch sein eigen nennt, blüht das vollkommene Glück. Habe ich dich recht verstanden, Marianne?!“

Der Doktor unterhielt sich noch immer mit seiner verstorbenen Frau. Das war ein großer Kummer für Julie Zimmer. Sie hatte sich so viel versprochen von dem Alleinsein mit dem Herrn Doktor hier draußen, wo er keinen hatte, nur einzig sie. Und nun war es doch so, als ginge die erste Frau durch die Räume. War es nicht wirklich, als hörte man das Rauschen des schwarzseidenen Kleides, wenn es ganz nächtliche Stille geworden war im Haus?

Julie Zimmer hatte eine Freundin in Berlin, die öfters zu Seancen ging und auch solche bei sich ab-

hielt — ob sie nicht einmal eine mitmachen sollte und versuchen, den Geist der verstorbenen Frau Doktor zu zitieren? ‚Unterfangen Sie sich nicht nochmals, uns zu stören!‘ würde sie zu der Erscheinung sprechen. Aber es fehlte ihr doch der Mut zu solcher Unternehmung. Es war ihr jetzt überhaupt immer so graulich, daß sie nicht mehr allein im Zimmer schlafen mochte, die Köchin mußte zu ihr übersiedeln. Einen Spaziergang allein unternommen hätte sie nie, sie begriff die Mädchen nicht, die es wagten, Sonntags nachts erst spät nach Hause zu kommen. Sie beschwor ihren Herrn Doktor, um Gottes willen nicht so weite und einsame Wege zu gehen.

Aber der Doktor sagte ihr ins Gesicht: „Ich bin keine alte Jungfer!“ Das war beleidigend; obgleich sich Julie Zimmer noch durchaus als ‚jung‘ rechnete, nahm sie das doch für eine Anzüglichkeit. Nein, sie würde nicht lange mehr hier bleiben, der Frühling, der anderen Leuten Hoffnungen anregte, ihr nahm er sie. Wenn man doch wenigstens jemanden hätte, um sich auszusprechen! Der Regierungsrat hatte längst von einem Telephon gesprochen, aber der Doktor wollte davon ja nichts wissen. ‚Telephon? Ich brauche keins.‘

Er war wieder einmal recht unliebenswürdig. Doch als er Tränen in den Augen seiner Hausdame aufsteigen sah, sagte er milder und hielt ihr die Hand hin: „Wozu Telephon? Ich bin ja mit Ihnen völlig versorgt!“ Da war sie denn wieder ganz hingerissen von ihm: nein, und wenn sie es denn auch nicht zur Frau Doktor brachte, nie, nie ging sie von ihm!

In der schönen Jahreszeit kam der Regierungsrat jetzt öfters zum Besuch. Das wunderte Fräulein Zimmer: Regierungsrats hatten doch sonst immer so viel vor. Sie schien ja auch noch viel vorzuhaben, er kam immer allein, brachte nur zuweilen die Kinder mit. Und wenn die dann in der gedankenlosen Fröhlichkeit der Kinder durch den Garten tobten, dann sah er ihnen still nach. Er schien gedrückt, verstimmt: was mochte ihm fehlen?

„Hilda reist nach Baden-Baden," sagte der Regierungsrat an einem Sonntag, als er schon zum Mittagessen herausgekommen war. „Übermorgen."

Das kam ganz unerwartet. Fräulein Zimmer machte große Augen. Wie kam das so plötzlich? Und sie ging allein? Leider fragte der Doktor nicht. Er sandte nur einen raschen Blick aus seinen grauen Augen hin zu dem Sohn, der mit einer Miene, in der eine heimliche Traurigkeit sich barg, am Tische saß.

Erst als die beiden Herren allein waren — sie wünschten sich gesegnete Mahlzeit — hielt der alte Mann die Hand des jungen mit einem festeren Druck als sonst. „Mein Sohn," sagte Hirsekorn und klopfte auf die Hand, die er noch immer in der seinen hielt, „laß Hilda sich nur amüsieren. Du hast viel zu tun in deinem Amt, sie ist jung und hübsch — sie ist nicht ausgefüllt."

„Aber sie hat doch die Kinder!" In einem heftigen Unwillen, fast in einer Erbitterung, zog sich die Stirn des jungen Mannes zusammen.

„Die Kinder?!" Der Vater nickte. „Du sagst: die Kinder. Können denn Kinder ganz ausfüllen, wenn

eine große Leere da ist? Ich vermisse deine Mutter noch alle Tage — jede Stunde, jede Minute!"

Der Sohn sah den schmerzlichen Ausdruck in des alten Mannes Gesicht. Merkwürdig, heute fühlte er sich dem Vater um so vieles näher! Jetzt, wo er sich gleichsam verlassen vorkam von seiner Frau, die eine vergnügte Saison in Baden-Baden dem Zusammensein mit ihm vorzog, verstand er auf einmal, was es bedeutet, wenn einem eine geliebte Frau für immer gegangen ist. Und zugleich kam es wie Beschämung über ihn, er hatte das Gefühl: du hättest versuchen müssen, dem Vater mehr, viel mehr zu sein. Du bist auch seinem Schmerz nicht immer gerecht geworden. Hätte der Vater sich wohl hierher zurückgezogen, wenn diese äußere Einsamkeit nicht viel geringer wäre, als seine innere?

Und war sie denn nicht auch wohltuend diese Stille hier, dieser Friede? „Ich möchte mich auch draußen wo anbauen," sagte der Regierungsrat, als sie jetzt durch den Garten schlenderten. Die alten Kiefern hatten heute nichts Einförmiges und nichts Düsteres. Sie waren von einem milden Ernst wie Greise, die niederlächeln auf fröhliche Jugend. Der Rasen unter den Bäumen lachte vom Gold und Lila und Weiß der Krokus. Bienen umsummten sie und krochen hinein in das zarte Haus der Blume. Ein feiner Wohlgeruch stieg auf.

Wilhelm Hirsekorn atmete tief und schleuderte den Rest der Zigarre über den Zaun. „Ich will die gute Luft nicht verderben. Sie ist köstlich. Ich möchte mich wirklich draußen anbauen, Vater — ohne Spaß!"

„Laß es noch bleiben!“ Hirsekorn lächelte. „Ich habe ja auch einmal gedacht — früher, viel früher — als wir über Tempelhofer Feld gingen, deine Mutter und ich, und sahen, wie die Stadt das Land auffraß: das Stadttor ist nur ein Durchgang, die danach kommen, werden zur Scholle zurückkehren — wenn unsere Kinder vielleicht auch noch nicht, so doch deren Kinder und Kindeskinder — das glaube ich jetzt längst nicht mehr. Wen die Stadt geboren hat, der taugt nicht für draußen. Man müßte denn alt sein, und so viel verloren haben wie ich — unsereins flüchtet. Oder man müßte ganz wunschlos sein, selber so sein, wie ein Ackerwinkel, der froh ist, wenn er nur sein bißchen Sonne bekommt und sein bißchen Regen. Wer eignet sich sonst dafür? Ich wüßte es wirklich nicht. Du jedenfalls nicht, Wilhelm — noch nicht. Deine Frau wird in einigen Wochen zurückkommen, sie wird sich amüsiert haben, dir dankbar sein, daß du sie hast reisen lassen, sie wird sehr nett und liebenswürdig sein, und du wirst dich wieder ihrer freuen. Glaube mir, mein Sohn“ — der Regierungsrat hatte etwas entgegnen wollen, der Vater legte ihm die Hand auf die Schulter — „mit deinem Herausziehen hat's noch gute Wege!“ —

Wie nett der Vater war, viel milder und liebenswürdiger! Und früher war er oft so schroff gewesen! Der Sohn, der zur Stadt zurückfuhr, streckte noch einmal den Kopf zum Fenster hinaus und winkte mit der Hand. Da stand der alte Herr, trotz seiner weißen Haare, noch jugendlich aufrecht. Er hatte sich hier draußen wirklich schon sehr erholt, und vor allem war

er so viel umgänglicher geworden! Wilhelm Hirsekorn nahm sich vor, der Schwester nach Magdeburg zu schreiben: sie mußte nun auch bald einmal herkommen, sie hatte den Vater ja noch gar nicht hier besucht. —

* * *

Noch war es nicht ganz ein Jahr, daß Hirsekorn draußen wohnte. Er fühlte es selber, es hatte ihm gut getan. Ein Stillesein war über ihn gekommen. Das Aufgehen in der Natur, das Anteilnehmen an jedem Blatt, an jeder Blüte, das hatte etwas so Sänftigendes. Seine Nächte waren ruhevoll, er schlief traumlos, erquickend. —

Auch Herr Reschke schlief ausgezeichnet. „Weißte," sagte er zu seiner Mine, „wenn ich mich draußen so abgerackert habe, denn schlaf ich wie 'n Bär." Das ‚Abrackern' bestand darin, daß er gleich nach dem Mittagessen hinausfuhr, ein gründliches Schläfchen hielt in der Laube und die übrige Zeit wie eine Eidechse sich unter dem Busch an der Sandwehe blinzelnd sonnte.

Das Krankenlager vom Winter ging Reschke noch nach; wenn das Wetter änderte, hatte er ein Pieken im Fußknöchel — und es gab ja Krankengeld, warum sollte er sich das nicht zu nutze machen? Es war überdies so schön draußen, die in der Stadt hatten ja gar keine Ahnung, was das für einen, der sich sein ganzes Leben abgemüht hat, hier draußen bedeutet. Und in keinem Berliner Restaurant schmeckte die Weiße so gut. Arthur hatte in einer Ecke der Laube tief in

den Boden ein Loch gegraben und mit einem Brett zugedeckt; wenn er es vorzog, falls er Durst bekam, nicht sein Stammlokal an der Bahnhaltestelle aufzusuchen, so hatte er da seine schönen kühlen Weißen. Abends aber kehrte er regelmäßig dort ein; er war gern gesehen bei der dicken Wirtin, er führte ihr auch Kunden zu.

Den Butterhändler aus der Koppenstraße brachte er oft mit; der trank und störte niemand. Ein stiller Mann. Sie wurden alle nicht recht klug aus ihm. Hatte er noch ein Geschäft oder hatte er keins? Hatte er Kinder oder hatte er keine? War er reich oder arm? Sie wußten nichts von ihm; nur daß er verheiratet war, hatte er dem Nachbar Reschke einmal offenbart. Aber lebte er denn nicht mehr mit seiner Frau zusammen, die besuchte ihn doch nie, selbst Sonntags nicht? „Sie hat keine Zeit," murmelte er. Er kam immer allein heraus und blieb auch allein alle Tage.

Er und Reschke waren die fleißigsten Laubenbesucher; sie sprachen sich aber nicht immer, es konnten oft zwei, drei Tage vergehen, bis der Butterhändler sich zeigte, daß er da war, sah Arthur nur an dem dünnen Rauchsäulchen, das aus dem Laubenschornstein aufstieg. Die Tür blieb verschlossen. Er hatte wohl schon einmal mit der Faust gegengedonnert: „Na, Sie olle Blindschleiche Sie, kommen Sie doch man raus!" Ein unwilliges Grunzen war die einzige Antwort geblieben.

Ein komischer Mann, der Butterhändler! Die Fräulein Riedels wollten sich tot über ihn lachen.

Wie er aussah mit den viel zu langen Hosen, die rund herum aufstauchten und doch noch unzählige Schrumpeln machten. „Det man seine Plattbeene nich sehen soll, dadrum trägt er se so," belehrte Mutter Riedel. Man sah sie aber doch. Und alles an dem Mann hing schlapp, traurig, flügellahm.

„Der is wie 'ne Fliege in seine eigne Buttermilch jefallen!" Die beiden ältesten Riedels machten den stillen Mann zur Zielscheibe ihrer Witze. Ihr lautes Gelächter alarmierte die ganze Umgebung.

Es war überhaupt jetzt längst nicht mehr so still auf dem Feld wie im vorigen Sommer; nicht mehr, seit die Riedels angerückt waren wie bei einem Umzug. Voran Mutter Riedel, einen Ballen verschnürter Betten auf dem Rücken; Fräulein Ella, unterm linken Arm eine kleine Spiegeltoilette, rechts baumelte ihr die Hängelampe; Fräulein Elsa, links ihr kläffendes Hündchen Almyra, rechts einen großen japanischen Sonnenschirm aus buntem Papier. Herr Riedel durfte Waschbecken und Petroleumkocher nachtragen, und die Jüngste hatte den Zug beschlossen. Sie hatte den Wasserkessel wie einen Helm auf ihr blondes Köpfchen gestülpt, darunter sah ihr zartes Gesicht unlustig und müde in die Welt. Aber das war noch längst nicht alles, den halben Hausrat schleppten sie nach und nach heraus.

Wollten die denn ganz und gar hier wohnen und nächtigen auch? Mine machte große Augen; sie hatte die Nachbarn freundlich willkommen geheißen, nun kam es über sie wie ein Schreck.

Gleich vom ersten Nachmittag an tönte es aus der Laube:

„Puppchen, du bist mein Augenstern —“

Fräulein Elsa hatte eine durchdringende Stimme, und sprach deutlich aus, man verstand jedes Wort. Almyra kläffte; wenn's hoch hinauf ging, heulte sie mit. Und Fräulein Ella hielt sich auch nicht zurück, sie sekundierte in einem Baß, der einem Jüngling alle Ehre gemacht hätte.

„Meine Töchter sind ebend Künstlerinnen,“ sagte stolz die Riedel zur Reschke.

Also das war Kunst?! Die gefiel Mine aber gar nicht. Auch wie sich die Fräulein Riedel anzogen, gefiel ihr nicht. In Berlin gingen sie immer eingezwängt wie in einen Handschuh — ‚Schneiderkleider‘, nannte es Frau Riedel, und Frida sagte ‚Gelbstern‘ — hier zogen sie sich gar kein Korsett an. Mine schämte sich wegen Max. Alles lotterte und bammelte: schmutzige weiße Mullblusen, die keinen Halt gaben; Seidenunterröcke, deren zerschlissene Stellen tiefgehende Einblicke gewährten.

Arthur hatte sich erst amüsiert, nun wurde es ihm aber auch lästig. Den ganzen Tag das Geschnatter, das Gedudel, nicht mal mehr seinen Mittagsschlaf konnte man ungestört in der Bude halten; und lag man draußen im Sand eingebuddelt, so konnte man sicher sein, es tippte einen plötzlich eine Gerte auf den Kopf, oder es trompetete einem ins Ohr, daß man sich erschreckte:

‚O du mein Pusselchen,
Mein kleines Dusselchen!‘ —

„Verstehste, wie 'n Mensch immerzu singen kann?“ fragte Mine.

„Geschäft,“ sagte Arthur und rieb sich das Kinn. Dann aber fuhr er auf: jetzt hatten die da drüben auch noch ein Grammophon! Das quäkte und tutete immer dasselbe, Himmel noch mal, das war wirklich nicht zum aushalten!

„Halt dir de Ohren zu,“ riet die geduldige Mine.

Nein, das hatte er nicht nötig, er verbat sich das! Arthur wollte aufspringen.

Mine hielt ihn fest: „Du wirst doch nicht!“ Sie hatte ein bißchen Angst vor der Riedeln. Nur kein Streit, sie waren doch Nachbarn!

Herr Reschke schimpfte: „So 'ne Bande, verfluchte! Den ganzen heiligen Sonntag verschimpfieren sie einem! Sollen gehn, wohin se gehören, aber nich hier —“

„Se sind doch Künstlerinnen,“ entschuldigte Mine.

„— sich unanständig aufführen!“ fuhr Arthur fort. „Wo is Maxe? Er soll man gleich rübergehn: 'ne Empfehlung von Vatern, und —“

„Ach nee, nee!“ Mine bat inständig. „Nich Maxen hinschicken!“

Max war auch gar nicht da. Er war in die Heide hineingeschlendert. Er hoffte die Anna zu finden, sonst wäre er gar nicht mit herausgekommen. Es war ja ganz hübsch in der Laube, aber lieber wäre er doch irgend wohin gegangen, wo er Kameraden traf, und wo er vielleicht auch ein Tänzchen machen konnte. Nicht, daß er ein ausgezeichneter Tänzer gewesen wäre, dazu war er ein bißchen zu linkisch, aber ein

unermüdlicher war er, mit einer unbekümmerten Fröhlichkeit drehte er sich wie ein Kreisel.

Nun suchte er, die Hände in den Hosentaschen, leise vor sich hin pfeifend, das schwarze Mädchen. Die Laubenkolonie lag schon weit hinter ihm. Jetzt war es so still auf der Heide, daß selbst das zarte Gezirp der Grillen laut erschien. Nun, d i e Musik war doch besser anzuhören, als das Gequieke der Weiber! Max hatte keinen Geschmack an den Riedels — so frech war die Anna noch lange nicht. Hatte ihn doch neulich die Ella gekniffen, als er vornübergebückt am Pfuhl stand und einen Eimer Wasser schöpfte, und die Elsa war unverschämt genug, ihn an seinem Schnurrbart zu zupfen und zu trällern: ‚Donnerwetter tadellos!'

Wo die Anna nur stecken mochte? So weit er sehen konnte, nichts von ihr zu erspähen. Er querte die Heide. Irgendwo mußte sie doch sein, sie würde bei dem schönen Wetter nicht zu Hause sitzen. Eine Ungeduld erfaßte ihn, er lief hin und her, er spähte hinter jeden Busch. Das Brombeergestrüpp, das mannshoch den kleinen Eingang der Unterführung im Bahndamm deckte, durchstöberte er, aber nur eine langsame Kröte kam vorgekrochen. Er hätte sie am liebsten mit dem Absatz zermalmt, so zornig war er vor Ungeduld, aber er dachte daran, daß seine Mutter gesagt hatte, die Kröte wäre ein sehr nützliches Tier. Sie hatte ihm ja auch nichts getan. Vorsichtig trat er zur Seite. Und dann lief er wieder weiter, suchte alle Plätze ab, an denen er schon mit der Anna gesessen hatte. Er wurde ganz heiß und rot, die Sommersonne meinte es gut, sie

prallte ihm auf den Rücken; aber heißer machte ihn eine inwendige Hitze.

War er denn in die Anna verliebt? Dessen war er sich nicht bewußt. Sie fehlte ihm eben hier. Was war denn hier los ohne das Mädchen? Ihn peinigte die Sehnsucht.

Und wie der Sehnsucht voll lag die Heide, so dürr und ausgebrannt. Gelbe Immortellen streckten ihre saftlosen Stengel wie bittende Finger aus dem grau-verstaubten, wuscheligen Strandgras; nicht einmal die Erika blühte hier makellos, sie zeigte nur verkümmerte, mattrötlich gefärbte Blütchen. Aber die Bienen waren genügsam, sie summten und schwärmten, sie fanden auch hier das Süße heraus.

Dem planlos Herumtappenden kam plötzlich ein glücklicher Gedanke: er würde sich gegen die Hütte der alten Hexe zu konzentrieren, wenn die Anna zu Hause war, würde er sich ihr schon bemerklich machen durch den gewohnten Pfiff. Nun fing er an zu laufen, seine jungen Beine waren auf einmal ganz flink.

Weit oben überschritt er die Chaussee, er wollte nicht gesehen werden von den Lauben aus. Nun sah er erst, wie elend ihr Haus lag; von hier aus noch viel schlimmer. Es hing ganz nach der einen Seite, als wollte es in den Erdboden sinken. Er umschlich es; hinterm Haus patschte er in einen jauchigen Schlamm. „Pfui Teufel!" Das arme Mädel, das hier wohnen mußte!

Wieder empfand er das Mitleid, das er schon so oft mit ihr empfunden hatte. Wenn sie jetzt heraus-käme, würde er sie in den Arm nehmen: ‚Armes An-

neken du!“ Er hatte ihr noch nie ein Geschenk gemacht, aber nun würde er sparen, ihr etwas mitbringen: eine Bluse, eine Schürze, eine Kette, einen Ring, irgend etwas, was Mädchen erfreut.

Er wagte einen leisen Pfiff. Niemand zeigte sich darauf. Er pfiff noch einmal — sie kannte doch seinen Pfiff so gut — sie mußte nicht da sein. Aber fortzugehen entschloß er sich doch noch nicht. Immerwährend umschlich er das Haus. Er wagte es, vorne ins Fenster zu sehen: da war die Küche, aber niemand darin. Und nun unterstand er sich gar, auf die Klinke zu drücken, aber die Tür war verschlossen.

Wie er noch so stand und zögerte, kam eine Frau die Chaussee entlang. Sie guckte herüber, er duckte sich rasch: die brauchte ihn hier nicht zu sehen. — — —

Die, die Max Reschke suchte, war weit drinnen im Walde, abseits vom Weg, der nach der Gartenstadt führt. Hier war sie im Schatten, das weiche Moos tat ihren Füßen wohl nach dem heißen Sand. Im Pechpfuhl hatte sie sich kühlen wollen, ein paarmal untertauchen, aber die wilden Frauenzimmer, die jetzt dort hausten, hatten sie davongetrieben mit ‚juch‘ und ‚hetz, hetz‘! Steine hatten sie nicht zum Werfen, aber was herumlag an alten Scherben, das schleuderten sie hinter ihr drein. Sie war geflüchtet.

Nun lag sie hier, lang ausgestreckt, die Hände im Nacken. Wie rächte sie sich an denen am besten?! Sollte sie ihnen die Bude anstecken? Oder nachts, wenn die schliefen, auf das Dach heraufklettern, ein Loch bohren, ihnen einen Eimer voll Wasser aufs

Bett gießen? Das wäre ein Spaß! Sie stellte sich's vor und lachte schadenfroh.

Eine Waldtaube girrte, sie gurrte mit. Hier war's gut sein! Die grüne Dämmerung umwob ihre bösen Gedanken und besänftigte sie. Die schwarzen Augen noch offen und doch wie im Schlaf, träumte Anna.

Einen Hübschen, einen Feinen hatte ihr Großmutter aus den Karten versprochen, als sie einmal guter Laune war. Und im Kaffeesatz hatte sie den gleichen gesehen. Wenn der doch käme! „Ich hab's nu bald satt bei der Ollen!" murmelte Anna. Der Max konnte doch nicht damit gemeint sein, der war nicht hübsch und nicht fein. Sie schnellte den jungen Leib begehrlich in die Höhe, zog die Arme unter dem Kopf vor und streckte sie aus: er sollte nur kommen, der Hübsche, der Feine! Da hörte sie das leise Schnurren eines Rades.

Mitten aus dem goldig-grünen Licht heraus, das den Waldweg dunkel machte und doch hell, kam ein Radfahrer. Er huschte heran. Als er das einsame Mädchen im Moos sah, sprang er ab. Er blieb vor ihr stehen, die Lenkstange noch in der Hand; man sah seinem Gesicht die angenehme Überraschung an. So etwas hatte er hier gar nicht vermutet auf seinem Weg zum Sonntagsvergnügen im ‚Schützenhaus'.

War das der Hübsche, der Feine, der plötzlich, wie aus dem Gefunkel der Sonnenstäubchen herausgezaubert, vor ihr stand?! Sie sahen sich in die Augen. Und der Hübsche ließ sein Rad los, daß es umfiel, und setzte sich neben sie. Er nahm sie gleich in den

Arm und küßte sie; und sie ließ sich's gefallen. Sie hätte gar nicht anders gekonnt.

Sie fragte nicht: ‚Wie heißt du?' Was ging sie das an! Er gefiel ihr, das war genug. Wie hübsch er war! Sie spielte mit seinem seidenen Schlips, sie bewunderte seine Kleidung. Und sie ward plötzlich nachgiebig, fast schüchtern, wie noch nie in ihrem Leben. Bereitwillig sagte sie ihm zu, daß sie sich wieder hier treffen wollten. Sie würde ihm den kleinen Durchgang zeigen unterm Bahndamm, denn hier könnte einer vorbeikommen. Aber da, wo es dicht verwachsen war mit lauter Brombeeren, da guckte keiner herein.

Willenlos hing sie ihm am Halse: nein, er sollte nicht fortgehen, bei ihr bleiben, sie war ja so allein! Er war der Hübsche, der Feine, der für sie in den Karten stand, und was Großmutter da gesehen hatte, das war wahr. Er gehörte ihr! Tändelnd wand sie ihre schwarzen Haare um seine Hände, die sollten festhalten wie ein Seil.

„Was sagste denn da?"

Sie lachte verlegen und sagte es nicht. — — —

Spät am Abend kam heute Albert heim. Fräulein Zimmer hörte das Schließen der Gartentür, so behutsam dies auch geschah. Und dann die leisen Tritte auf dem gepflasterten Weg zum Nachbarhause hin. Sie weckte die Köchin: „Sehen Sie doch mal heraus, ob er's wieder ist!"

Die Einäugige fuhr ans Fenster, mit Gepolter riß sie dabei einen Stuhl um — sie kam zu spät, drüben wurde die Haustür grade geschlossen. Aber natürlich

war er's! Wo er nur wieder gewesen sein mochte? Heute war er nicht mit der Grete gegangen, die hatte ein dickgeschwollenes Gesicht, hatte vor Schmerzen heulend den ganzen Nachmittag und Abend Kamillenumschläge gemacht. Wen er heute wohl beglückt haben mochte? Das war einer, der poussierte überall herum.

„Und haben Sie schon gesehn, Fräulein,“ sagte die Köchin, „was der jetzt immer fein geht? Sonntags piknobel. Wo der bloß 's Geld dazu her hat?“

Das wunderte Fräulein Zimmer auch: sollte Hippelt dem Diener so viel zugelegt haben? Jetzt trat der Albert auf wie ein Herr; er hatte sich wirklich sehr herausgemacht.

Sie sprachen noch lange über den Burschen von nebenan, bis die Stille der Sommernacht auch ihre Neugier wieder einlullte. — — —

Auf leisen Sohlen kam die Morgendämmerung übers Feld. In Reschkes Laube wurde früh Tag gemacht, das heißt: nur Mine stand so zeitig auf, Herr Reschke schlief noch fest.

Zum ersten Mal waren die Eheleute heute über Nacht draußen geblieben. Aber Mine, die sich aus der sargähnlichen, von ein paar Brettern und einer großen Kiste zusammengeschlagenen Bettstatt erhob, zeigte ein Gesicht mit vielen Schrumpeln und Falten. Arthur hatte sich breitgemacht, ihr war nur ein schmales Plätzchen geblieben, die Glieder taten ihr weh von der harten Kante, aber das war es nicht, was ihren Schlaf gestört hatte. Etwas anderes war es gewesen.

Arthur hatte sich gestern so wütend geärgert über

das Grammophon in Riedels Laube, daß er, als Max sich nicht sehen ließ, selber herübergegangen war, um sich das zu verbitten. Hier war kein Rummelplatz, hier war ein friedsamer Erholungsort für anständige Leute! Und wer das nicht respektierte, den zeigte er an beim Amtsvorsteher in Hohenfelde: nächtliche Ruhestörung, die war nicht erlaubt. Er war hinübergegangen, trotzdem Mine ihn zurückhielt. Und er kam nicht wieder.

Mine wartete lange voller Ungeduld — waren sie sich drüben nicht einig geworden? Aber schallendes Gelächter erklang von dort, und das Grammophon fing immer von neuem an. Gut, daß Fridchen heut hatte zu Hause bleiben wollen, für die wäre das nichts!

Die einsame Frau stützte den Kopf in die Hand; sie hatte sich so gefreut auf den Abend hier draußen. Den ganzen Tag hatte sie gejätet, gegraben, Steine und Scherben aus ihrem Garten gelesen; es mußte da früher einmal Schutt abgeladen worden sein, denn grub man kaum einen Fuß tief, so kam der zutage. Und das Unkraut wucherte, es drohte die Gemüsepflanzen zu ersticken. Nur eine Woche war sie nicht draußen gewesen, und schon hatten sich an die jungen Erbsen die Schnecken gemacht, und die Bohnen, die noch nicht einmal blühten, zeigten sich auch schon zerfressen. Nur die Erdbeeren, die kamen prächtig im leichten Sandboden, wenn man ihre großen frischgrünen Blätter aufhob, hingen darunter schon dicke Beeren; nur wenige Tage noch, und die waren ganz rot. Das war eine Freude!

Stundenlang, selbst in der größten Mittagshitze,

war Mine an ihren Beeten auf und nieder gegangen mit gebücktem Rücken, und hatte die weichen grauen Schneckenleiber abgelesen, die wie Blutegel am jungen Gemüse saugten. Wenn nur der Kohl von Raupen verschont blieb!

Zum Mittag hatte sie die Schrippen und die Wurst ausgepackt und Kaffee gekocht, und dann, während die Männer schliefen, war sie wieder an die Arbeit gegangen; sie mußte den Sonntag ausnutzen. Erst als die Sonne im Westen die Wolken rötete, hatte sie mit der Arbeit aufgehört. Aber nun kam sie doch nicht zur Ruhe.

Sie seufzte: wie schwer hier alles voran zu bringen war! Zu Hause, in ihrer Jugend war alles viel rascher gewachsen, und so viel üppiger geworden. Lag es vielleicht an ihr, verstand sie es nicht mehr so gut wie früher? Ja, es mußte wohl ihre Schuld sein, vielleicht auch, daß sie zu wenig Zeit hatte, sich darum zu kümmern. Ach, wenn Arthur sich bloß ein bißchen mehr mühen wollte, der kam doch oft genug hierher!

Sie wischte sich den noch immer perlenden Schweiß ab und sah mit müden Augen auf ihren Acker. ‚Dornen und Disteln soll er dir tragen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebelang‘, — das fiel ihr ein. Als sie das gelernt hatte in der Schule, hatte sie sich nichts weiter dabei gedacht; jetzt wußte sie, was es bedeutete. Schwerfällig aufstehend, reckte sie ihren krumm gewordenen Rücken: nun würde sie aber herübergehen, Arthur holen.

Mit lautem Hallo war sie empfangen worden, als sie in die Riedelsche Laube trat. Da saßen sie eng

beieinander, Ellenbogen an Ellenbogen; so viele Menschen in der kleinen Laube, man merkte nichts mehr von der frischen Luft. Zwei junge Männer waren auch noch da; der eine küßte Fräulein Elsa — er wurde vorgestellt als der Bräutigam — der andere war Fräulein Ellas geschiedener Mann. Fräulein Ella war aber gar nicht mehr böse mit ihm; er hatte den Arm um ihre Taille gelegt.

„Komm, Arthur, komm rüber,“ sagte Mine.

Aber Arthur war viel zu vergnügt, und es widerstrebte auch seinem Stolz, sich wie ein Kind abholen zu lassen. Er schüttelte den Kopf: „Bleib du man auch hier!“

Ja, das sollte Frau Reschke nur, man rückte eben noch ein bißchen mehr zusammen.

Aber Mine wollte nicht. Sie streckte ihre Hand aus, um ihren Mann beim Ärmel zu fassen, da schlug die Riedel sie auf die Finger: „Hände weg! Det is doch keene Art, det Verjnüjen zu stören — entweder, Reschken, bleiben Se hier, oder machen Se, det Se rauskommen!“ Die Riedel war beleidigt: was machte diese dämliche Frauensperson denn für ein steinernes Gesicht?! Die schien das wohl unrecht zu finden, daß sie hier vergnügt waren? Mines Blicke auf die beiden jungen Männer hatte sie richtig gedeutet. „Meine Döchter sind anständ'je Mächens, un wer det nich findt't, den schlag ick in de Fresse, det er nich weß, ob er 'n Junge oder 'n Mächen is!“

„Rosa, Rosa!“ Herr Riedel zupfte sie schnell, aber sie sagte verächtlich: „Ach du!“ Und dann wurde sie anzüglich: aber es gab eben Leute, die waren neidisch,

weil ihre Tochter nicht so schön und nicht so talentvoll war, man bloß nähen konnte, und noch immer keinen hatte, und —

Das ging auf Fridchen! Mine fuhr auf: Fridchen, ihr Fridchen herabsetzen?! Der ganze Stolz der Mutter erwachte in ihr und die ganze bäuerische Grobheit. „Halten Se's Maul!" Sie trat ganz dicht an die Riedel heran: „Sie — Sie wissen ja gar nich, was 'n anständiges Mädchen tut sein!" Das Rot des Unwillens brannte auf ihrem Gesicht, empört schleuderte sie der anderen ins Gesicht: „Sie alte S . . .!"

Die Riedel hob laut aufkreischend ihre Arme, mit beiden Händen packte sie nach Mines Haar, aber die gab ihr einen kraftvollen Stoß: von der würde sie sich noch kein Härchen anrühren lassen! Die Riedel fiel zurück auf den Schemel und dann mit demselben gleich hintenüber.

Nun war es gut, daß die Laube so eng war, ihre Rückwand hielt den Fall auf. Zwischen Schemel und Budenwand eingeklemmt, hing die Riedel. Sie schimpfte und jammerte, aber sie fand gar kein Mitleid. Ihre beiden Ältesten wanden sich vor Lachen, die Galants lachten nicht minder, Arthur lachte, selbst Herr Riedel erlaubte sich heute zu lachen. Nur die kleine Irene suchte angstvoll der Mutter aufzuhelfen.

Im allgemeinen Juchhe hatte Mine die Laube verlassen. Sie war unbehelligt fortgekommen, sich sehr gerade haltend, den Kopf ganz aufrecht.

Aber heute, jetzt am Morgen empfand sie nichts mehr von der gestrigen Siegesfreude: wie war das doch alles so häßlich gewesen! Es wurmte sie immer

noch, was die Riedel über Frida gesagt hatte. Und wenn sie sich recht bedachte, schämte sie sich auch: wie hatte sie nur so grob werden können!

Arthur war erst spät in der Nacht von drüben wiedergekommen, und nüchtern war er da auch nicht mehr; er war sofort eingeschlafen.

Mine fühlte sich so schwer in allen Gliedern, als ob sie drüben mitgetrunken hätte. Und sie war doch heute bestellt zu einer großen Wäsche, mit dem Fünfuhrzug mußte sie schon hinein nach Berlin. Noch war es grauender Morgen. Rasch kleidete sie sich an; sie war noch nicht fertig mit dem Haaremachen, da hörte sie draußen etwas kraspeln. Die Morgendämmerung war unendlich still, noch nicht einmal ein Vogel piepste. Ganz deutlich hörte man verstohlene Tritte. Wer war da?!

Mine riß die Tür auf. Da huschte eben ein Unterrock, ein nacktes Bein mit einem Pantoffel daran, um die Zaunecke, und verschwand hinterm einsamen Busch an der Sandwehe.

Von einer unklaren Furcht gepackt, stürzte Mine in ihren Garten. Mit lautem Jammerruf sank sie dort auf die Kniee: Erbsen, Bohnen, alles noch wie gestern, aber ihre Erdbeeren — oh, ihre Erdbeeren! Die hatten noch gestern gestanden so frischgrün mit den roten Beeren — heute alles hin. Eine schwärzliche Flüssigkeit war über sie ausgeschüttet, die schönen Blätter waren alle begossen, die Früchte nicht mehr zu kennen; und alles, das ganze Beet, verwüstet, vertrampelt.

Ein ungeheuerer Schmerz erhob sich in Mine, er war so groß, daß ihre ganze Seele davon erfüllt war:

o ihre Erdbeeren, ihre schönen Erdbeeren! Sie konnte nichts weiter denken, sie war wie betäubt.

Der jammernde Schrei hatte Herrn Reschke geweckt. Er erschien in der Laubentür mit ganz verschwollenen, blinzelnden Augen: was war denn los?!

„Na, deine Erdbeeren — wenn's weiter nischt is!“ Aber als sie das vergrämte Gesicht zu ihm erhob: „Meine Erdbeeren, meine Erdbeeren, meine einzige Freude!“ da schnitt ihm der Ton ins Herz. Die Wut packte ihn. Was, ihr die Erdbeeren ruiniert, ihre einzige Freude? Das war mehr als gemein! Er ballte die Faust und drohte nach der Riedelschen Laube hin: das konnte nur d i e, die gewesen sein. „Schweinebande, verfluchte! Aber warte man!“

Nein, das konnte nicht sein; so schlecht war die Riedeln denn doch nicht! Die Erdbeeren, ach, die Erdbeeren! Die wuchsen doch so unschuldig aus der Erde heraus, kein Mensch konnte so böse sein, daß er's die ließ entgelten!

„Na, du siehst es doch!“ Arthur hatte eins von den schwarzen Blättern zur Nase geführt: „Das is noch von der Tunke, womit sie ihre Bude verpicht haben. Und noch was anderes is damang — pfui Deibel, wie stinkt das!“ Er schüttelte sich. „Ich zeige sie an!“ — — —

So traurig war Mine noch niemals von ihrer Laube fortgegangen; sie weinte nicht, ihre Augen waren ganz wie erloschen. Sie hatte erst geglaubt, sie sei gar nicht fähig, sich aufzuraffen, aber — die Wäsche, die Wäsche — sie mußte doch. Und wenn sie zusammenbräche am Waschfaß, sie mußte jetzt gehen.

Gebeugten Hauptes schritt sie langsam über das einsame Feld. Der Tau näßte ihre Schuhe und sank in Tropfen auf ihre glühende Stirn. Der Himmel weinte, das tat ihr gut. Da war doch einer, der ganz mit ihr fühlte, der mit ihr trauerte. Es wäre unrecht, sich so zu haben, hatte Arthur gesagt. „Nu hör aber mal auf! Kaputte Erdbeeren sind doch keine Leichen." Ach, er verstand das nicht! Seine Wut gegen die Riedels war auch kein Trost für sie. Wer, wer konnte sie trösten?!

Ganz versunken in ihren Kummer, den Blick starr zu Boden geheftet, trottete Mine. Da hörte sie plötzlich ein leises Stimmchen. Vor ihren Füßen, dicht an der Erde, eingebuddelt in diese fast, saß eine Lerche. Ein kleiner Klumpen, grau wie der Acker, unkenntlich fast. Hatte sie geschlafen, gerastet, war sie noch müde? Siehe, sie öffnete jetzt den kleinen Schnabel, sie schüttelte von ihren Flügeln den Staub der Erde, eine Sekunde noch, und schon wirbelte sie hinauf, so leicht, so geschwind, immer höher und höher. Sie warf ihr jauchzendes Lied in die Luft. Das klang von der Höhe herab zu der Tiefe, es schmetterte in alle Weite, es rief den Tag wach.

Die Sonne stand auf. Schon lange hatte der Himmel geleuchtet, ganz rosenfarben, Mine hatte es nicht gewahrt mit ihrem gesenkten Blick. Nun aber hob sie das Auge. Sie hatte lange nicht mehr die Sonne aufgehn sehen; seit Tagen der Jugend nicht mehr. Es war ihr altbekannt und doch heute so neu, dieses Wunder für die Welt — das größte Wunder.

Aus dem rosigen Himmel kam es geschossen gleich

goldenen Pfeilen, die zuckten und blitzten. Dann wurden sie breit und breiter. Nun waren es Schwerter. Und die Schwerter schnitten hinein in das Grau, das sich da noch ballte. Und es zerstob zu goldigem Dunst. Man konnte plötzlich nicht hinsehen mehr, da war lauteres Gold; und noch viele Farben, alle Farben des Regenbogens — ein unendlicher Glanz. Eine Fülle des Lichts — nicht von dieser Welt.

Mines Augen weinten geblendet. Das war mehr, als sie heute ertragen konnte, das stürzte über sie her mit einer Gewalt, die sie klein machte, ganz klein, und die sie doch erhob. Mines gebückter Rücken richtete sich auf; es fiel etwas von ihr ab, was sie beschwert hatte, was sie nicht hatte abschütteln können, was ihr aufgehockt hatte wie ein widriges Ungetüm, das sie nicht los wurde — jetzt war der ganze Haß weg. Und wenn es die Riedel auch wirklich getan hatte — Arthur schwor drauf — sie wollte ihr darum nicht so gram mehr sein, und ihr auch nichts Schreckliches darum wünschen. Menschen sind keine Engel — war sie selber denn nicht auch garstig gewesen? Ach, und so grob! Sie würden sich eben jetzt nicht mehr umeinander kümmern. Aber die Riedel vor Gericht verklagen, nein, das tat sie nicht! Das durfte auch Arthur nicht tun.

Es kam eine Heiterkeit mit diesem Entschluß über Mine, es glätteten sich viele Falten in ihrem Gesicht. Durch den wunderbaren Morgen schritt ihre Seele erfrischt. Und ihr Körper war auch erfrischt. Rüstig ging sie zur Arbeit, sie war nicht ermüdet mehr. Jetzt begriff sie auch ihren verzweifelten Kummer nicht

mehr: Erdbeeren können doch wieder wachsen. Und sie würden wieder grünen und Früchte tragen — im nächsten Jahr.

Zehntes Kapitel

Frida Reschke sollte zum Doktor gehen. Das wollte die Mutter. Die Sommerschwüle der Stadt hatte das Mädchen ganz matt gemacht, wenn es abends nach Hause kam, war es müde zum Umsinken. Aber Frida wollte nicht: sie würde sich schon wieder frischer fühlen, wenn die Witterung frischer wurde. Sie hatte auch kein Vertrauen zu dem Kassenarzt, überhaupt zu keinem Arzt. Ja, wenn der Doktor Hirsekorn noch in Berlin wäre, den hätte sie wohl einmal gefragt!

„Du kannst doch auch jetzt mal zu 'm gehen," sagte Mine. „Der war ja so freundlich, als er bei uns in der Laube war."

Aber Frida entschloß sich nicht. Was sollte sie sagen? ‚Ich bin krank' — nein, krank war sie eigentlich nicht. Schmerzen? Schmerzen hatte sie eigentlich auch keine, und doch tat ihr etwas weh; aber dagegen gab es keine Medizin. Warum war sie nicht hübsch und vermögend, daß sie wählen konnte unter den besten Männern? Und wenn sie denn nicht schön und reich war, warum war sie denn nicht wenigstens lustig und leichtlebig, daß es ihr ging, wie es anderen Mädchen ihres Standes ging? Die hatten alle einen Bräutigam. Ob der sie später heiratete, danach fragten sie

nicht; sie küßten und ließen sich küssen, sie gingen mit ihm am Sonntag aus, er stand jeden Abend im Torflur an ihrer Arbeitsstelle und holte sie ab, und dann hatten sie nach dem Tagewerk noch ihre Abenderholung. Sie gingen Arm in Arm, lachend und schwatzend eng nebeneinander, schlenderten im Tiergarten oder auch nur in den Straßen, und die Augen der Mädchen waren am andern Morgen so viel froher, so viel heller, als die ihren.

Frida Reschke betrachtete sich mit prüfendem Blick in ihrem Spiegel: und war sie denn wirklich schon alt? Vierundzwanzig war sie jetzt geworden — ist man dann schon eine alte Jungfer? Nein, aber man geht darauf zu. Das zeigten ihr auch die Fältchen, die kleinen Fältchen an ihren Augenwinkeln; noch sah die vielleicht kein anderer, aber sie sah die. Und das reiche blonde Haar, dessen Masse fast zu schwer war, fing an, ihr auszugehen. Sie hatte immer geklagt, das viele Haar mache Kopfweh, und es war so schwer in Ordnung zu halten; nun gab es ihr einen Stich durchs Herz, wenn ein ganzer Wusch Haare im Kamm hängen blieb. Aber heiraten, heiraten, so wie die Mutter, oder wie die Mädchen es nachher taten, wenn sie sich genug amüsiert hatten, davor grauste ihr. Immer Sorge haben ums tägliche Brot, immer in Hofwohnungen hausen, viele Treppen hoch oder ganz unten, wo es so dunkel ist, viele Kinder haben, und ihnen das gleiche Los blühen sehen — nein, dazu war sie viel zu verständig. So schwer es ihr wurde, dann wollte sie lieber eine alte Jungfer bleiben.

„Warum biste nur so trübselig?“ fragte die Mut-

ter sie oft. Aber sollte sie der das Herz auch schwer machen? Ändern konnte die's auch nicht. Verstehen würde sie's vielleicht auch nicht, es war ja schon so lange her, daß die in d e n Jahren gewesen war. Die Mutter konnte es nicht nachfühlen, wie ihr oft zumute war: weinerlich und gereizt, in dieser Minute hätte sie laut schluchzen können, in der anderen lachen — alle Zufriedenheit war weg.

Frida war sehr beliebt bei ihren Damen. Aber wie sich das nette Mädchen verändert hatte! So reizbar. Etwas tadeln durfte man schon gar nicht, dann legte sie gleich den Kopf auf die Maschine und weinte. Die mußte einen Kummer haben oder krank sein.

Aber Frida verneinte beides. Mit heißen Wangen stritt sie gegen solch gutgemeinte Fragen an. Um Gottes willen, daß nur niemand ihres Herzens geheimste Sehnsucht ahnte! Sie wollte heiter sein mit Gewalt, aber es glückte ihr nicht.

Wenn sie jetzt abends durch die Straßen schritt, die der Atem des Sommers schwül durchhauchte, unerträglich schwül, dann sah sie sich wohl um, ob jemand ihr folge. Und wenn sie in ihrem Viertel angelangt war, in dem die Liebe so viele Schlupfwinkel findet, dann ging sie nicht, wie früher, mit einem eiligen, abweisenden Gang, dann schlenderte sie. Lässig und matt. Ach, wenn nur die Sehnsucht nicht wäre, diese ewig brennende, heimliche Sehnsucht! —

Mine bestand darauf, Frida mußte jetzt öfter mit hinaus in die Laube. „Paß mal auf, wenn du da graben und hacken tust un machst dir orndtlich müde, denn schläffste nachher so gutt. Denn haste lauter

schöne Träume, denn siehste den blauen Himmel un die Sonne, denn hörste de Lerchen un de Frösche, denn schreiste nich auf im Schlaf un schmeißt der auch nich so wie jetzt ofte!"

Frida hatte dafür nur ein bitteres Lächeln: ja, sie konnte Sonntags immer mit hinauskommen, helfen würde es zwar nichts, aber es war doch immer noch besser, als allein zu Hause zu sitzen und darüber nachzugrübeln, warum nur sie, nur sie allein von allen Mädchen keine Freude hatte.

„Du könnt'st mal so gutt zum Herrn Dokter hingehen," sagte Mine. „Von hier nach der Gartenstadt, wo der wohnen tut, is es ja man bloß 'ne halbe Stunde. Du könnt'st doch das Fräulein auch mal besuchen."

Aber Frida war eigensinnig, sie wollte nicht. Da entschloß sich Mine, selber zu gehen. Es wäre freilich nötig gewesen, sehr nötig, heute die Raupen vom Kohl abzulesen; sie kämpfte einen Kampf, aber die Besorgnis um die Tochter siegte.

Eine Strecke Wegs ging Frida mit, bis an den Waldrand, aber dann war sie zu müde; sie blieb auf einem Baumstumpf sitzen. Als die Mutter sie nicht mehr sehen konnte, stützte sie die Ellbogen auf die Kniee und den Kopf zwischen die Hände. — —

Es wurde Mine nicht schwer, sich zu Doktor Hirsekorn hinzufinden. Es war ihr, als flöge immer etwas vor ihr her, wie jetzt der bunte Falter, der Fuchsschwanz mit den leuchtend blauen Augen — das war die Hoffnung. Der Herr Doktor hatte so ein gutes Gesicht und sah so klug aus. Wenn sie dem von

Frida erzählte, dann schrieb er ihr gewiß eine Medizin auf. Was die Riedel gesagt hatte, das wollte sie weit, weit von sich weisen — aber merkwürdig, daran denken mußte sie doch immer wieder. —

Bescheiden rührte sie im Kieferngrund Nr. 11 die Klingel, aber als das junge Ding in dem rosa Kleid, das die Tür öffnete, sie von oben herab ansah: der Herr Doktor hielt keine Sprechstunden mehr ab, sagte sie ganz stolz: „Er kennt mer gutt. Sagen Se nur: die Mutter von Fridchen!“

Mit einem Aufatmen der Erleichterung sah Mine sich um: so weit wäre sie. Und schön war's hier. Nicht so stolz wie in den großen Mietshäusern, wo sie nur die Hintertreppe heraufdurfte, und nur einmal auf Strümpfen in die Zimmer kam, wenn sie Fenster putzen sollte. Als das Mädchen wiederkam und ihr winkte, folgte sie der Rosagekleideten festen Schrittes über den schönen grünen Teppich die Treppe hinauf. Das Mädchen machte eine Tür auf, ein Strom hellen Lichtes floß ihr entgegen.

Da saß der Doktor mitten in der Sonne an seinem Schreibtisch, und sein volles weißes Haar leuchtete wie Silber. „Nun,“ sagte er, „was führt Sie denn zu mir?“

Da ging sie gleich auf ihn zu und streckte ihm die Hand hin: „Se soll'n mer helfen, Herr Dokter. Ich hab so 'ne Sorge von wegen meiner Frida!“

Nun, wo fehlte es der denn? Mine erzählte umständlich. Es gehörte Geduld dazu sie anzuhören; da war so viel Überflüssiges. Aber Hirsekorn sah in das arbeitsharte Gesicht, in das die Mutterliebe weichere

Linien zog und in dem beängstigten Blick der Augen sich klar offenbarte. Und dann sah er hinauf zum Bild seiner Marianne. Er legte seine Hand, an der die zwei Eheringe schon locker saßen, auf die dicke braunrote mit den abgestumpften Nägeln: „Machen Sie sich nicht zu viel Sorge, Frau Reschke. Was Sie mir da über Ihre Tochter sagen, ist nichts Bedenkliches. Lassen Sie das Mädchen so viel als möglich in der Luft sein und geben Sie ihr tüchtig Milch zu trinken. Ich werde Ihnen aber noch etwas aufschreiben, was sie kräftigt und ihr Appetit macht."

„Ach, Herr Dokter!" Mine kämpfte mit sich: sollte sie ihm das von der Riedeln sagen oder sollte sie nicht? Seine Freundlichkeit gab ihr Mut, mit einem tiefen Luftschöpfen sprach sie: „Ach, Herr Dokter, man gibt seinen Kindern doch nich bloß 's tägliche Brot. Damit is es nich abgetan. Mer möcht ihnen doch so gerne auch 's Glücke geben!" Traurig sah sie den Doktor an, es schwamm in ihren Augen eine tiefe Bekümmernis. „Die Frida denkt: ich merk es nich. Ich merk es aber doch. Un ich kann, ich *kann* ihr doch 's Glücke nich schaffen!"

„Nein, das können wir nicht!" Er sah hinauf zu seiner Frau und nickte ihr zu. Und dann nickte er Mine zu mit einem herzlichen Verstehen: „Das müssen unsere Kinder sich selber schaffen, Frau Reschke! Wir sind da ganz ohnmächtig, liebe Frau!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Frida Reschke hatte die Absicht gehabt, auf dem Baumstumpf am Waldrand sitzen zu bleiben, dort auf die Mutter zu warten, und sollte es auch ein paar

Stunden währen. Was hatte sie denn zu versäumen? Max war fortgegangen und nicht wiedergekommen, vielleicht war er aus Langerweile zurück nach Berlin gefahren; und der Vater war drüben beim Butterhändler, da spielten sie Karten. Und das Grammophon aus der Riedelschen Laube machte einen ganz toll. Sie zog die Nadeln aus den blonden Flechten — der Kopf tat ihr weh — eine noch immer große Last schöner Haare fiel ihr über den Rücken herunter. Und nun war es ihr plötzlich, als würde sie beobachtet. Wer sah sie denn hier?!

Eine jähe Röte schlug ihr ins Gesicht, da stand ein Herr, der sah sie immerfort an. Nun kam er näher.

* * *

Albert hatte jetzt jeden Sonntag seinen Ausgang. „Laß ihn doch," sagte Hippelt, wenn die Frau darüber in Erregung geriet. „Der Albert ist jung. Du kannst ihn nicht einsperren. Wirst dir wohl selber mal den Kaffee reinholen können und unsre paar Teller!"

Frau Hippelt war ganz entrüstet über diese Nachgiebigkeit: was fiel Hippelt eigentlich ein, war er krank? Dann war es ja gar kein Wunder, wenn der Albert jetzt so frech wurde. Er ließ sich nichts mehr sagen; sowie sie anhub, begehrte er auf, und seine Augen sahen sie an, so dreist, so höhnisch, daß sie sich gar nicht mehr getraute. Und wenn sie drohte: „Ich werd's Herrn Hippelt sagen," dann lachte er sie aus.

Albert war nicht mehr der geduckte Diener, der sich

alles gefallen ließ, der sich das Essen zuteilen ließ und wortlos die Zänkereien der Frau hinnahm.

Hippelt bekam jetzt öfters bei Nacht einen Anfall, der Atem wurde ihm knapp, eine Angst ließ ihm den Schweiß in kalten Tropfen rinnen. Wenn er dann japsend im Bette aufhockte oder sich ans Fenster schleppen ließ — ‚Luft, Luft!‘ — dann nahm der Bursche seine Zeit wahr. Selbst am anderen Morgen, wenn der Anfall vorüber war, hatte Hippelt nicht die Kraft, den Diener in seine Schranken zurückzuweisen. Zugelegt hatte er dem schon — o, wie wäre er froh, wenn der Mensch aus dem Hause wäre! — aber ihn fortschicken, nein! Er war nun einmal an ihn gewöhnt, und er war jetzt oft so hilflos, und, und — — o, der Junge war noch lange der Schlimmste nicht!

Albert verlangte: zwei Mark, drei, vier, fünf und zehn Mark. Nun ja, der Junge mußte doch auch ein paar Groschen in der Tasche haben, wenn er Sonntags ausgehen wollte! Hippelt war Albert gegenüber der Knauser nicht; eine unerklärliche Schwäche ließ ihn schweigen, wenn der dreiste Bursche forderte, forderte und wiederum forderte. Heimlich stöhnte er zwar und fluchte seiner Dummheit: wozu hatte er auch den Bengel ins Haus genommen? Er wünschte dem Frechen in ohnmächtiger Wut alle möglichen Strafen, aber merken ließ er sich's nicht. Der Herr sah dem Diener nach den Augen: war der auch guter Laune? Und er steckte ihm zu.

Es machte Albert unendlichen Spaß zu sehen, wie der Alte duckte. Er empfand nicht seine Grausamkeit — mochte der japsen und stöhnen und winseln! Wer

hatte denn auf das Weib gehört, als das so unter die Füße kam, daß es auf die Straße gehen mußte? Wer hatte denn auf ihn gehört, als er nicht von der Mutter weg in die Fürsorge wollte? Hatte er da nicht auch gewinselt wie ein junger Hund, sich an ihre Röcke gehangen? Fürsorge-Zögling, Fürsorge-Erziehung! Er lachte höhnisch auf: was er noch nicht gewußt hatte, das hatte er da gelernt. Der Alte war ein schöner Esel gewesen, daß er sich ihn ins Haus genommen hatte! Ein harter, eisiger Ausdruck machte das hübsche Gesicht des jungen Mannes unangenehm.

Aber lächeln konnte Albert auch. So gewinnend lächeln und überreden, daß er die Weiber am Schnürchen hatte. Erst war es nur die Grete vom Doktor nebenan gewesen — aber was machte er sich noch aus der? Nun hatte er noch zwei andere: die schwarze Anna und die blonde Frida.

Fast alle Abend sauste Albert auf seinem Rad hinaus nach der Heide. Die schwarze Anna war immer da.

Ein seltsames Gefühl war über die Wilde gekommen. Wenn jetzt die Bröse schimpfte und nach dem Besen griff, gab sie kein Widerwort. Es war ein sanfterer Blick in ihren Augen. Und sie hielt mehr auf sich. Nun kämmte sie ihr Haar, dieses ruppige Rabengefieder, und versuchte eine moderne Frisur. Das glückte ihr freilich nicht, die Mädchen, die zum Tanz nach dem Schützenhaus gingen, brachten es besser fertig, aber doch stand's ihr auch so gut. Und die Bluse, die ihr Max Reschke neulich mitgebracht hatte, die zog sie an. Eine rote hätte ihr freilich besser gefallen als diese blaue, aber er würde ihr ja noch

eine rote Kette mitbringen von Berlin. Darum hatte sie ihn angegangen. Der dumme Junge, wie er ihr nachschlich! Wenn sie erst die Kette hatte, dann konnte er gehen. In ihrem Herzen war kein Platz für ihn, und es war ihr jetzt auch, als dürfe sie ihm nicht einmal mehr einen Kuß geben. ‚Der Hübsche, der Feine' hatte sie zwar gar nicht gefragt: ‚Hast du außer mir vielleicht noch einen?' — sie selber, nein, sie konnte es nicht mehr.

Heute hatte Max Reschke Glück gehabt, er hatte die Anna gleich getroffen. Sie saß am Pechpfuhl und blickte versonnen ins Wasser, als er ganz unvermutet neben ihr stand. Er hatte die Kette für sie in der Tasche — eine teuere Kette — sein ganzer Wochenlohn war darauf gegangen, und der von der vorigen Woche auch; der Mutter hatte er das Kostgeld noch schuldig bleiben müssen. Er hatte es nicht erwarten können, der Anna dies Geschenk zu bringen, von der Arbeit weg war er herausgefahren. Strahlend hielt er ihr nun die Kette hin: rote Korallen, Perle an Perle gereiht.

Sie griff danach: „Dank schön!"

War das alles?! Wartend stand er vor ihr.

Sie band sich die Schnur um; den Hals vorstreckend, bespiegelte sie sich. Der Pfuhl war zu schwarz, das blinde Wasser gab ihr Bild nicht zurück.

In Maxens Augen spiegelte es sich: so hübsch war ihm die Anna noch niemals vorgekommen. Die roten Perlen lagen wie Blutstropfen auf ihrem bräunlichen Hals, und rot waren auch ihre Lippen. Von ihnen wollte er sich den Dank nehmen, aber sie stieß

ihn zurück. Behend war sie aufgesprungen, eine Handvoll Sand flog ihm ins Gesicht. Als er, schimpfend und sich die Augen reibend, wieder sehen konnte, war sie schon weit weg. Aus sicherer Entfernung schrie sie ihm zu: „Nu kannste gehn. Ich mag dich nich mehr!“ und dann lief sie weiter fort.

Was war denn, was war denn das?! Er hatte ihr doch die Kette mitgebracht — und nun auf einmal so?! Verdutzt sah er sich um. Kein Mensch war in Sicht, es war heute niemand in den Lauben. Er begann zu laufen, immer hinter ihr her. Aber er ereilte sie nicht, sie war zu geschwind. Der Atem schnaufte ihm, das Herz klopfte; verstört kam er endlich zu seiner Laube zurück.

Hätte er dem frechen Ding die schöne Kette doch nicht gegeben! Was hatte er denn nun dafür gekriegt? Gar nichts. Er glaubte gesehen zu haben, wie Anna die gespreizten fünf Finger an die Nase legte — galt das vielleicht auch ihm? Er ärgerte sich, wie er sich kaum je geärgert hatte, und dabei fühlte er einen leisen Schmerz: nein, das hätte er doch nicht von ihr gedacht. Ganz benommen saß er auf der Bank vor der Laubentür und stützte den Kopf. Er mußte sich erst einmal besinnen.

Da hörte er einen schleichenden Schritt: sollte sie doch zurückgekommen sein, war es nur Spaß gewesen? Er sprang auf: sie festhalten, festhalten! Ach so, es war nur der Butterhändler!

Auf seinen Plattfüßen kam der herangeschlorrt; er hatte getrunken, sein Gesicht war ganz rot, und man roch den Schnaps. „Bleiben Se sitzen,“ sagte er lal-

lend, „bleiben Se sitzen, junger Mann. Die is es nich wert!“ Er schüttelte den Kopf und starrte traurig hinaus auf die einsame Heide. „Sie sind's alle nich wert, das glauben Se man!“ Er seufzte, und dann schluchzte er trocken auf. Sein Gesicht verzog sich sehr komisch wie bei einem, der weinen möchte und es nicht kann.

Der Atem des Trinkers widerte den jungen Mann an, er wurde grob. „Was gehen Ihnen meine Angelegenheiten an? Kümmern Sie sich gefälligst nich drum!“

Der Butterhändler zuckte zusammen, klappte nach vornüber wie ein Taschenmesser ohne Scharnier: „Entschuldigen Se!“ und schlorrte dann wieder langsam davon, in den Hosen mit den vielen Schrumpeln und Falten, die ringsherum auf den Boden stauchten. —

Die schwarze Anna war weit gelaufen, die Kette schlug ihr dabei immer hart auf den Hals. Das erinnerte sie fortwährend: der Max, der war so gutmütig, sie war gar nicht nett zu ihm gewesen — der Max — die schöne Kette — nannte man das nicht undankbar? Aber sie konnte ja nicht dankbar sein, sie wollte es auch nicht sein, sie durfte es auch gar nicht sein. Alles, alles gehörte dem anderen. Und was der wollte, das tat sie.

Sie war gelaufen, bis sie nicht mehr konnte; eine Scham fing an, in ihr zu brennen, sie rannte wie vor sich selber davon. Ein paarmal hatte sie nach der Kette gefaßt: sollte sie die sich vom Halse reißen? Aber dann tat es ihr doch zu leid darum. Die mußte sie trotzdem behalten, die kleidete sie gut, sie würde

dem ‚Hübschen' damit gefallen. Jetzt hemmte sie ihren Lauf.

Über die Heide kam langsam die Dämmerung geschritten — die graue Frau. Das Mädchen breitete seine Arme aus: die war ihr lieb. Wenn das graue Kleid über den Boden schleppte, wenn es leis raschelte im Kraut und im Gras, wenn der graue Schleier im Kiefernbusch hing, sich da verfing in den struppigen Ästen, dann kam für die Anna die gute Zeit. Sie lachte glückselig: nun kam er bald, der Hübsche, der Feine, ihr geliebter Schatz.

So etwas hatte sie noch nie in ihrem Leben gefühlt, solch eine Ungeduld, solch eine Sehnsucht. Sie kannte nur harte Worte, Prügel, Hunger und Frost. Jetzt aber — ha, jetzt war es schön! Jetzt hatte sie einen, dem war sie so gut, daß sie an gar nichts anderes mehr denken konnte, und auch nichts anderes fühlte. Nicht, daß die Sonne sie brannte, der Regen sie durchnäßte; kein Schimpfwort traf sie mehr und kein Schlag. Heute, heute kam er ja wieder!

Der schwarzen Anna Gesicht war schmaler geworden, wie eine Träumerin ging sie über die Heide. Wann kam er, wann? Schon fiel nächtlicher Tau und näßte ihr Haar.

Als sie das Brombeergerank von einander schlug, das wie ein Vorhang den kleinen Tunnel im Bahndamm deckte, fuhr ihr ein scheues Nachttier entgegen. Sie schlug nach ihm: weg, hier war *ihr* heimliches Stübchen, hier erwartete sie ihn. Mit einem Seufzer setzte sie sich nieder: wenn er doch käme! Wie brachte sie die Zeit hin, bis er endlich, endlich zu ihr kam?!

Sie knöpfte an ihrer blauen Bluse; die war nicht mehr so sauber, wie Max Reschke sie ihr gebracht hatte, zerrissen war sie auch schon, aber sie war doch immer noch ihr Bestes. Und sie wollte gefallen. Aus dem Halsausschnitt ihres Hemdes zog sie jetzt etwas hervor: eine Schnur war es, daran ein Säckchen hing, aus einem alten Lumpen genäht, Salz war darin. Sie betastete es mit bebenden Fingern, dann drückte sie es an den Mund.

„Salz im Säckchen, helfe du,
Seine Liebe kommt mir zu."

So stand es in Großvaters Zauberbuch, das die Bröse geerbt hatte, und aus dem sie den Mädchen vorlas, die heimlich zu ihr geschlichen kamen an dunklen Abenden. Das Säckchen sollte freilich von gelber Seide sein, so stand's im Buche — aber wo sollte die arme Anna gelbe Seide hernehmen? Es half auch so. Des Mädchens Lippen küßten inbrünstiger: es h a t t e schon geholfen!

Mit einem Jubelschrei sprang Anna auf, sie hörte etwas, was noch kein anderer gehört hätte: aus dem Wald kam's geflogen, ein Mann auf dem Rad! Jetzt sprang er ab.

Das Brombeergestrüpp raschelte, gebückt trat er in das gähnende Dunkel. Schon hing sie ihm am Halse, wie ein Verdurstender trinkt, so küßte sie ihn. Er ließ sich's gefallen.

Endlich wurde es ihm zu viel: „Na ja, ja. Nu is es gut!" Sogleich ließ sie die Arme sinken. „Was haste denn da?" Er fühlte das Säckchen auf ihrer Brust.

Sie lachte verlegen: „Ach nischt!" Aber dann er=

zählte sie's ihm doch: man durfte eigentlich nicht darüber sprechen, dann wirkte der Zauber nicht mehr, aber wenn er es verlangte, mußte sie es ja sagen.

„Blödsinn!“ Er lachte roh. „Woher weißte denn das?“

Sie wurde rot. Hastig zog sie aus dem zerschlissenen Rock eine kleine Schachtel, die hielt sie ihm dicht vors Gesicht in der Dämmerung der Höhle, an die sich nur langsam sein Auge gewöhnte. „Da is 'n Rabenei drin. Wer das immer bei sich trägt, der kriegt niemals Schmerzen.

Schmerz, stehe still,
Weil das Ei es will!

Willste's haben? Ich geb's dir gern!“

Er schlug es ihr aus der Hand. „Ich brauch dein Ei nich. Aber kannste auch Geld zaubern? Das wäre schon eher was!“ Er lachte sie aus, aber doch war in seinem Lachen etwas wie Neugier, in seinen Augen etwas wie Gier. Wer doch schnell reich, reich werden könnte!

Sie schmiegte sich an ihn, ihren Arm schlang sie fest um seinen Nacken. Im Kusse flüsterten ihm ihre Lippen ins Ohr: „Es steht im Zauberbuch, ich weiß alles auswendig. ‚Nimm jeden Morgen ein Stück Kohle, steck das in die Tasche und sprich:

‚Daß ich heut mir Reichtum hole,
In der Tasche tut's die Kohle.‘

Ich trag immer welche bei mir!“

„Danach siehste aus!“ Er lachte ärgerlich und stieß sie zurück. Wollte ihn das dumme Frauenzimmer zum Narren halten?

Doch sie sagte ernsthaft: „Die Bröse hat aber Geld. Wenn die mal tot is, dann kriegst du alles. Ich geb es dir!“ Da zog er sie wieder an sich.

Und sie murmelte demütig, ihn zärtlich umschlingend: „Hab mir lieb, hab mir lieb, verlaß mir nie!“

Elftes Kapitel

Was der schwarzen Anna nicht möglich war, in Herrn Hippelts Albert zu erwecken, das war der blonden Frida gegeben. So sehr es auch in ihr drängte und ihm entgegenwallte, mehr als ihre Hand fassen durfte er nicht; nur beim Abschied erlaubte sie ihm einen Kuß. Wenn er erst ihr Bräutigam war, dann war es etwas anderes; aber jetzt ging sie doch erst mit ihm. Er hatte sich ihr vorgestellt als junger Kaufmann; er schämte sich, Diener zu sein. Und es wurde ihm nicht schwer, sich in die Lüge hineinzufinden — Kaufmann sein war ein schöner Beruf, da kam man am ersten zu Geld. Wenn er an Geld dachte, überlief es ihn. Geld, Geld! Das lag ihm im Blute.

Unversehens war er dazugekommen, als der Alte an seinem Geldschrank kramte; sonst hielt der dann immer die Türe verschlossen, heute nicht. Der Alte wurde eben vergeßlich nach und nach. Ein Blick genügte: da lagen Rollen voll Geld, wertvolle Papiere. Albert hatte sich abwenden müssen, es riß ihn hin zu dem Geld mit aller Gewalt, er mußte eilen, daß er wieder aus der Stube herauskam. In seinen Adern

rollte es wie rasend, in seinem Kopf hämmerte wahnsinnig ein einziger Gedanke: nimm dir, nimm!

Immer häufiger trat er jetzt an Hippelt heran, er brauchte viel Geld, das Kaufmann-spielen kostete. Nicht, daß er Frida schon ausgeführt hätte, so frech er auch war, das getraute er sich nicht, es konnte ihn zu leicht jemand sehen; er hielt alles geheim. Aber eine Uhr kaufte er sich, eine goldene Kette, einen Siegelring und ein Stöckchen mit silbernem Knopf.

Es wäre Albert das Liebste gewesen, sich mit Frida nur heimlich zu treffen, dort im Walde, wo er sie kennen gelernt hatte, als sie auf dem Baumstumpf saß und ausruhte; dabei sollte es vorderhand bleiben. Aber das wollte sie nicht. Warum wollte er nicht ihre Mutter kennen lernen? Die würde sich so freuen. Die war eine so brave Frau — oder war die ihm vielleicht nicht gut genug? Frida schien beleidigt. Da lenkte Albert rasch ein. Das Verlangen nach dem Mädchen, nach einer, der er nicht nur zu winken brauchte und sie war sein, war stärker als seine Klugheit. Was konnte ihm denn auch passieren, wenn er mit den Reschkes einmal nachmittags draußen in ihrer Laube zusammentraf?! Als er es Frida zusagte, dünkte ihn ihr Blick verheißungsvoll, sie ließ ihre Hand in der seinen, und als er Abschied nahm, erwiderte sie, die sonst so Spröde, seinen Kuß mit einer Hingebung, die ihm das Blut durch die Adern jagte.

Albert hatte Frida angegeben, daß er für den Sommer sich in Tegel eingemietet habe; seine Tätigkeit war sehr anstrengend, er mußte wenigstens frische Luft haben und abends Ruhe. Sie fand das ganz

natürlich. Wer es sich irgend leisten konnte, zog ja im Sommer aus der Stadt heraus. Und er konnte es sich ja leisten. Mit der Gläubigkeit eines Kindes hörte sie ihm zu. Ihr Herz sprach, da schwieg ihr Verstand. Es kam ihr gar nicht der Gedanke: verhielt sich auch wirklich alles so, wie er sagte?

Und Mine kam dieser Gedanke ebensowenig — ihr Fridchen, ihr Fridchen machte solch ein Glück! Gerade als sie in tiefer Kümmernis zum Doktor gegangen war, gerade da war es gekommen. Wie vom Himmel gefallen, der Frida in den Schoß. Die Mutter dachte gar nicht daran, mit der Tochter zu schelten, daß diese erst so nachträglich von ihrem Glück erzählt hatte. „'n bißchen eher hätte sie schon mit der Sprache rausrücken können," sagte Arthur. Aber die Mutter war viel zu froh, um der Tochter einen Vorwurf zu machen. Sie faltete ihre Hände: der liebe Gott verstand es doch, noch besser zu kurieren als der beste Doktor. Nun hätte sie das Rezept vom Doktor Hirsekorn ja gar nicht machen zu lassen brauchen, Frida blühte sichtlich auf.

Mit einer großen Freudigkeit rüstete Mine zu dem Sonntag, an dem Frida ihnen ‚Herrn Albrecht' zum ersten Mal vorstellen wollte. Er wohnte in einer feinen Villa, wie würde es ihm bloß hier in der Laube vorkommen?! Mine sagte sogar eine Waschstelle ab, um draußen alles so fein als möglich herzurichten, und sie vermißte die Einnahme doch ungern. Frida hatte Geld zum Empfang geben wollen, aber das nahm die Mutter nicht an: unter keinen Umständen, nein, es war ihr eine zu große Freude, es ihrer Frida so schön zu machen als sie irgend konnte.

Reschkes hatten sich in Unkosten gestürzt. Mine hatte die Laube gefegt, gescheuert, die Bretterwände schier abgekratzt, den Garten von allem Unkraut gesäubert, jedes welke Blatt aufgesammelt, jede Scherbe herausgelesen, den Weg sauber geharkt; das kostete alles weiter kein Geld, nur Arbeit, aber Arthur hatte sich einen neuen schwarzen Rock angeschafft. Er konnte doch unmöglich in seinem gewöhnlichen Sonntagsanzug, der anfing schon recht schäbig zu werden, den Herrn empfangen; einen schwarzen Rock mußte er ja nachher doch zur Hochzeit haben. Und eine wunderschöne Decke hatte er auch gekauft; es war nicht möglich, daß sie wie sonst auf dem alten Wachstuch Kaffee tranken. Die Decke war rosa und hatte rund herum Fransen, man sah gar nicht, daß der Tisch darunter nur eine einfache Kiste war. Und einen Blumenstrauß hatte Arthur auch noch mitten darauf gestellt, und über den Laubeneingang eine bunte, mit Kieferngrün umkränzte Inschrift gehängt: ‚Herzlich willkommen‘.

Zum ersten Mal in ihrem Leben sahen die Reschkes solch einen Gast bei sich. Im Versenk, wo sonst nur die Weißen lagerten, lag heute noch eine Flasche Rheinschaumsekt, direkt aus der Fabrik in der Brunnenstraße bezogen. Arthur wußte, was sich gehörte; wenn Herr Albrecht heute die Verlobung proklamieren sollte, Frida etwa gar den Ring mitbrachte, dann ließ er den Pfropfen springen. Mine hatte einen Kuchen gebacken, der war nicht aufgegangen vor lauter Rosinen, sie selber aber schien aufgegangen zu sein vor lauter Glück. In einer nicht geringen Aufregung harrten die Reschkes am Nachmittag.

Zum Glück waren die Riedels heute nicht draußen, es herrschte wirkliche Sonntagsruhe, ein Feiertags-friede. Max hatte nicht mitkommen wollen: „Ich habe doch gar nischt dabei zu tun.“ Aber Herr Reschke war energisch geworden: „Nanu, wenn deine Schwe-ster sich verlobt, willst du nich mal dabei sein? Haste denn keine Ahnung, was sich gehört?“

Max hatte mitkommen müssen. Nun stand er, die Hände in den Hosentaschen, mißmutig oben auf der Sandwehe und sah mit düsteren Augen hinaus auf die Brache, die öde Heide, die ihm niemals so öde vor-gekommen war wie gerade heut.

Frida war Herrn Albrecht entgegengegangen. Fern sah man ihre weiße Gestalt am Waldrand stehen und mit dem Taschentuch winken.

Der Ersehnte ließ sie heute ein wenig warten. Als er kam, war er heiß und rot und sein Atem ging rasch: er wäre so schnell gefahren vor Ungeduld. Da zog sie ihn noch einmal zurück hinter den letzten Busch am Waldrand, und da hielt sie ihm das Gesicht entgegen zum Kuß. Nun brachte sie ihn ja zu Vater und Mut-ter in die Laube, nun war es ja ganz etwas anderes.

Während er sie umarmte, fuhren seine blitzenden Augen beständig umher; er war in Unruhe.

Albert hatte nicht die sonstige Dreistigkeit heute. Nicht die Stirn, mit der er gestern vor Hippelt hin-getreten war: „Ich brauche dreißig Mark!“ Er hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, dem Alten eine Geschichte vorzuschwindeln, warum er das Geld nötig brauchte, er kriegte es ja auch so.

Hippelt hatte im Bett gelegen; mit einer Scheu im

Blick sah er dem Burschen entgegen, er wußte schon, der wollte wieder etwas. Und er duckte sich in seine Kissen, und Albert trat ganz dicht zu ihm heran. Sein Blick hatte etwas Einschüchterndes, Zwingendes; da gab es kein Nein. ‚Wozu brauchst du schon wieder Geld?‘ wollte Hippelt fragen, aber er fragte doch nicht. Schreien wollte er: ‚Ich denke nicht dran, dreißig Mark, bist du verrückt?‘ Aber er konnte nicht schreien. Wenn er nicht gab, dann — dann — er machte sich nicht klar, was dann war. Mit Stöhnen und Grummeln zog er aus der Tasche der Hose, die am Bettpfosten hing, sein Portemonnaie. „Zwanzig Mark?!“ Er wollte handeln. Aber Albert sagte kein Wort; seine ausgestreckte Hand schloß sich nicht eher, als bis das letzte Markstück darin war, sein Auge wich nicht eher von Hippelt. An der Tür war er wieder der höfliche Diener, er machte eine Verbeugung gegen das Bett hin: „Danke, Herr Hippelt!“

Als er fort war, weinte Hippelt: o daß er so schwach war! Anzeigen sollte man die freche Kanaille — Erpressung, Bedrohung — aber er konnte ja nicht, nein, das konnte er nicht! Tränen der Wut liefen dem kranken Mann über das gelbgewordene Gesicht, in seiner Brust klopfte es hart vor zorniger Erregung. Und doch war eine gewisse Anerkennung in ihm: der Albert war ein Halunke, ei, was für ein Halunke, aber einer, der es zu etwas bringen konnte, bringen würde! So ein Junge, so ein Junge! Wie ein Schmunzeln zuckte es um den blassen Mund. Ein ganz geriebener Junge! Und ein ihm selber unerklärliches Gefühl machte Hippelt weich. —

Heute, hier in der Laube, war Herr Albrecht nicht der Albert von gestern. Eine beständige Unruhe ließ seine Augen umherflackern. Als er mit Frida übers offene Feld geschritten war, hatte ihn die Scheu gefaßt; hier wurde sie noch größer. Die Reschkes waren so vertrauensselig. Und es war fast lächerlich, wie die Frau ihn bei beiden Händen faßte, sie so derb schüttelte, als wollte sie sie ihm aus dem Gelenk reißen, und ihn dabei ansah, als wäre sie selber in ihn verliebt. Mine hatte gesagt: „Sein Se ooch schöne willkommen, Herr Albrecht, ich freu mir sehre!" Und doch konnte er nicht recht darüber lachen. Die mußte ihr Kind sehr lieb haben!

Albert senkte den unruhigen Blick. Es kam hier allmählich etwas über ihn wie eine Ahnung harmlosen Friedens; diesen seltenen Gast hatte er noch nie bei sich einkehren sehen. Er drückte die Hand Fridas, die ihr im Schoße lag; sie behielt die seine in der ihren und nahm sie mit auf ihren Schoß.

Sie tranken an der rosa Decke Kaffee, die Mutter hatte heute tiefer in die Tüte gegriffen, Frida hatte er noch nie so gut geschmeckt. Sie dachte jetzt nicht mehr daran, daß dazu aus dem Pfuhl geschöpft war; heute war ihr das trübe Wasser zur kristallhellen Quelle geworden. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen leuchteten.

So hübsch hatte Mine ihre Frida noch nie gesehen: die saß ja in dem weißen Kleide schon da wie eine leibhaftige Braut. Erinnerungen an die eigene Jugend schossen ihr plötzlich durch den Kopf — ein weißes Kleid hatte sie nicht getragen, und einen Kranz hätte

sie eigentlich auch nicht mehr aufsetzen dürfen — Gott sei Dank, daß es bei Frida alles so anders war!

Recht bescheiden war der Herr Albrecht, das war doppelt anzuerkennen von einem, der es schon so weit gebracht hatte in jungen Jahren. Er schien kaum älter als Max zu sein, vielleicht noch nicht einmal so alt. Arthur trat heimlich seiner Frau auf den Fuß und zwinkerte ihr zu: das war einer! Er hatte den feinen Anzug wohl wahrgenommen, die Uhrkette, den Siegelring; am meisten Eindruck aber machte ihm das zurückhaltende Wesen. Ein anderer in solcher Stellung wäre viel mehr aufgetreten, hätte vielleicht gar geprotzt, aber dieser junge Mann saß so still und bescheiden am Kaffeetisch und hielt die Augen gesenkt. Und Frida schien er recht von Herzen lieb zu haben, er saß die ganze Zeit über mit ihr Hand in Hand. Und der Kaffee schien ihm auch zu schmecken, seine freie Hand griff immer wieder nach der Tasse. Nur essen mochte er nichts, so sehr ihn auch Mine zum Kuchen nötigte: „Essen Se man, essen Se man, er tut wirklich gutt sein!" Er könnte nichts essen.

Das war die Wahrheit. Albert hätte keinen Bissen herunterbringen können, die Kehle war ihm wie zugeschnürt; in einer nervösen Unruhe griff er immer wieder zur Tasse und trank in kleinen Schlückchen, das feuchtete ihm wenigstens die Lippen. Eine brennende Trockenheit hatte er in sich, und eine noch nie gefühlte Beklemmung. Er kämpfte mit sich: sollte er nicht aufspringen, die Hand aus der des Mädchens reißen, das so vertrauensvoll die seine hielt?! Der Frau, die ihn so mütterlich treuherzig ansah, ins Ge-

sicht schreien: ‚Machen Sie sich keine Hoffnung, ich heirate Ihre Tochter nie!‘ Dem Bruder, der verlegen auf seine breiten Fäuste niedersah und nicht recht wußte, wie sich benehmen, zubrüllen: ‚Pack mich, prügel mich, ich bin's nicht wert, daß ich hier bei euch sitze, deine Schwester betrüge ich, betrüge euch alle — werft mich schnell heraus!‘

Unwillkürlich rückte Albert mit dem Stuhl, rückte weiter von Frida ab, sie aber rückte ihm nach, und mit ihren weichen Fingern über die seinen streichelnd, flüsterte sie ihm zu: „Gefällt's dir bei uns?“ Sie hatte sonst immer noch ‚Sie‘ gesagt, heute sagte sie zum ersten Mal ‚du‘. Das durchzuckte ihn. Er rückte wieder näher zu ihr, ganz nahe, und schlang den Arm um ihre Taille.

„Ja, ja, die Liebe macht satt!“ Herr Reschke wagte jetzt diesen kleinen Scherz. Frida errötete, und Herr Albrechts Arm drückte fester. Gutmütig lachend fuhr Reschke fort: „Na ja, ist es denn nich so? Wenn man so recht verliebt ist, denn fühlt man nich Hunger und Durst. Und auch keine Not — was, Mineken?“ Er hielt seiner Frau die Hand hin. Der Anblick des zärtlichen jungen Paares versetzte auch ihn in eine gehoben-zärtliche Stimmung.

Mine schlug ein, aber in ihrem Blick lag eine stille Verwunderung: war Arthur denn jemals so verliebt in sie gewesen, daß er nicht Hunger und Durst gefühlt hatte? Und sie?! Sie schlug die Augen nieder: ach, die Not hatte sie oft bitter genug gefühlt. Ei, dann hatte sie ihn doch wohl noch nicht genug lieb gehabt! Und wie mit einem um Entschuldigung bittenden Lächeln schloß sie ihre beiden, durch Jahre

unermüdlicher Arbeit hart und rissig gewordenen Hände um ihres Mannes viel geschontere Hand.

Albert sah alles. Er hatte Herrn Reschke gleich richtig eingeschätzt — aber die Frau, die Frau? Die war einfältig, und doch nicht einfältig. In ihren Augen war etwas, das sah tief. Er bekam auf einmal Angst: wenn die es herausfühlte, daß alles Schwindel war?!

Wie ein verwegener Kletterer, der vorm letzten Anstieg alle Kraft zusammennimmt: jetzt gilt's! so raffte er sich auf.

„Nu taut er auf," wisperte Arthur und stieß seinen Max an.

Albert erzählte mit vieler Geläufigkeit: in einem großen Geschäft war er angestellt, in einem sehr großen, und —

„Wo denn?" unterbrach ihn Herr Reschke.

„Im Seidenhaus bei Michels," log er frech. In der Eile fiel ihm nichts anderes ein. Und es war ja auch gut so: was hatte dieser Mann mit Seide zu tun, da kam der Reschke ja nie hin!

„Verkaufen Sie da im Laden? Du, Alte, da gehn wir mal hin!" Arthur rieb sich die Hände.

Der Lügner wurde rot und dann blaß, aber nur einen Augenblick verlor er die Fassung. „Im Laden?!" Er sagte es kühl, mit einer gewissen Verächtlichkeit. „Ich werde doch nicht im Laden stehn. Nein, ich bin beschäftigt im Kontor — in den Kontoren. Ich habe da 'ne ganze Masse unter mir. Personal, über hundert!"

„Was Sie nich sagen!" Reschke war starr. „Da haben Sie wohl auch 'n sehr gutes Einkommen?" Er

fragte es förmlich kleinlaut. Wie kam Frida, die stille Frida, zu so einer Partie?!

„Na ja, es geht!" Herr Albrecht lachte. „Ich bin die rechte Hand vom Chef, ich möchte sagen, wie ‚Sohn'. Ich brauche mir über meine Zukunft keine Sorge zu machen, und die, die die Meine wird —" er zog Frida noch dichter an sich und flüsterte der sich nur wenig Sträubenden etwas ins Ohr — „die hat auch genug. Mehr als genug!"

Es wurde ihm jetzt gar nicht schwer mehr, weiter zu schwindeln. „Ach!" hatte Mine nur gesagt und die Hände gefaltet; sie sah Herrn Albrecht jetzt nicht mehr an, sondern vor sich nieder in ihren Schoß, dankbar erschrocken.

Albert berauschte sich an der eigenen Erzählung. Wie ein phantastisches Traumbild stieg's vor ihm auf. Jetzt war er nicht der Kalte, schlau Berechnende mehr, jetzt war er ein Märchenerzähler, der aller Wirklichkeit aus dem Weg ging. Aus märkischem Sand glühte das Morgenland auf, die arme Laube, das dürre Feld waren nicht mehr.

Reschkes staunten und staunten; aber sie glaubten. Einen Garten verhieß Herr Albrecht der glücklichen Frida, ein hübsches Häuschen draußen im Vorort, ein Dienstmädchen, eine Küche voll von Geschirr, einen Salon, in dem ein Piano stand, und — er küßte sie — ein Schlafzimmer mit Sprungfedermatratzen und seidenen Steppdecken.

„Donnerwetter!" Reschke sprang auf. Jetzt war der Moment gekommen. Er stürzte an seinen Keller, er nahm seinen Rheinschaumsekt beim Kragen und ließ

den Pfropfen knallen. In Gläsern, die früher Mostrich enthielten — Mine hatte sie nach und nach vom Krämer gesammelt — präsentierte er.

Herr Albrecht hob sein Glas hoch: „Aufs Wohl der Familie Reschke!"

„Auf euer Glück!" sagte Mine schlicht. „Daß Gott 's euch erhalte!"

Sie stießen alle miteinander an. Nur Max zögerte, er war der einzige, der nicht so mittat.

Herr Albrecht zog einen Ring aus der Brusttasche, er steckte ihn Frida an; es war noch kein richtiger Verlobungsring, nicht der schlicht-goldene Reif, der da ewig bindet, nur ein kleines Ringelchen mit blauem Stein. Aber der richtige kam ja nach. Gleich morgen würde Herr Albrecht die Ringe in der Stadt kaufen und die Namen eingravieren lassen, und die Jahreszahl und das Datum.

Es war nicht der Schaumwein, der Albert berauschte. Einmal so wirklich geliebt zu sein, geehrt und bewundert, das war selbst für seine Frechheit zu viel. Er war noch jung. Ein Schluchzen stieß ihn; eine Glückseligkeit, aus Lüge und Wahrheit gemischt, überwältigte ihn. Frida umfassend und sie zu Mine hinziehend, sagte er leise, wie verlegen: „Liebe Mutter!"

Das war ein seliger Augenblick. Frida glühte. Aus dem zurückhaltenden Mädchen war eine andere geworden. Jetzt durfte sie ja all ihre Gefühle zeigen. Fiebernd faßte ihre Hand nach der des Bräutigams, ihr Atem ging hastig, mit schwimmenden Augen trat sie zur Laubentür: da lag das Feld, heut war es so schön. Die ganze Welt war so schön! Leidenschaftlich

bewegt lehnte sie sich in des Geliebten Arm; ihr war ganz schwindelig vor lauter Glück.

Da brach es erschreckend laut in die stille Stunde hinein.

O Gott, die Riedels! Das war Fräulein Elsas Stimme! Kamen die jetzt doch noch?! Fräulein Ella kam mit ihrem geschiedenen Mann, Fräulein Elsa mit dem Bräutigam und der mit einer blauseidenen Schleife geputzten Almyra. Beide Jünglinge trugen Zylinder, auch die Damen waren im höchsten Staat: große Hüte mit Straußenfedern, und ihre Röcke rauschten.

Dicht kamen sie bei Reschkes Grundstück vorbei, obgleich man sich bis jetzt immer gemieden hatte; sie grüßten nicht, aber neugierig gafften sie über den Zaun und blieben stehen. Fräulein Ella führte sogar ein Lorgnon an die Augen, das ihr an langer Kette vorn herunterbaumelte. Die festlich gekleidete Frida und der Herr an ihrer Seite erregten ihre Aufmerksamkeit. Ella sagte etwas zu Elsa, sie brachen in ein Gelächter aus, in das ihre beiden Herren mit einstimmten.

Arthur hielt mit Mühe an sich. Was sollte Herr Albrecht wohl von dieser Nachbarschaft denken? Aber der lachte. Und Frida hatte kaum etwas gehört: was gingen sie die Fräulein Riedel noch an? Sie wußte nichts mehr vom Schmutz der Erde, ihre Seele hatte Flügel bekommen, die trugen sie in höchste, seligste Höhen.

„Geht, geht 'n bißchen spazieren," sagte Mine und stieß die Tochter an. Es war ihr ganz schrecklich, daß

die beiden jetzt, gerade jetzt von drüben Gesang, Gelächter, das ganze laute Gebaren mit anhören sollten. Schon quäkte das Grammophon. „Geht," drängte sie.

Und Frida zog mit Herrn Albrecht in die Heide hinein. Beide strebten sie weg von jeglicher Menschenseele; so stolz auch Frida am Arm ihres Bräutigams ging, jede Kleinlichkeit war von ihr abgefallen, jede Äußerlichkeit. Sie hätte sonst wohl die unschuldige Eitelkeit gehabt, ihren Bräutigam recht zu zeigen, heut glühte in ihr nur der Wunsch, den Geliebten eine Stunde ganz, ganz allein für sich zu haben, von keinem Auge gesehen, von keinem Ohr gehört.

Und Albert empfand denselben Wunsch, aber aus andern Gründen; er sah sich verstohlen um: kam auch niemand, sah sie auch niemand? In geheimer Scheu drängte er von der Heide ab — wenn ihnen hier die schwarze Anna begegnete! Er führte Frida ohne Weg, so rasch es ging, hinein in den Wald.

Reschkes hatten dem Paare nachgesehen, so lange es sichtbar blieb; Fridas weißes Kleid flatterte. Mine wischte sich über die Augen: wie sie's ihr gönnte, ihrer Frida, ihrer braven, fleißigen Frida, die hatte sich das Glücklichsein wirklich verdient!

„Sie hat's große Los gezogen," sagte Arthur. „Na, Maxe, nu mach du auch mal voran. Wer weiß, was dir noch blüht!" Mit einem ermunternden Lachen schlug er dem Sohn auf die Schulter.

Der stand stumm da, hatte die Hände in den Hosentaschen und runzelte die Stirn.

„Na, was stehste denn so da, so, so übelgelaunt," tadelte der Vater. „Na, was haste denn?"

„Ich weiß nich, ich weiß nich," murmelte Max. „Der gefällt mir nich!"

„Und warum denn nich, wenn man fragen darf?"

„Ich weiß nich, ich weiß nich!" Dabei blieb Max. Und sie fragten ihn auch weiter nach seinen Bedenken nicht.

„Sieh man lieber, daß du dich mit deinem Schwager gut stellst," riet der weltkluge Arthur. „Vielleicht kannste ankommen bei Michels; die lassen doch auch streichen und malen."

„Die haben Parkett." Max zuckte die Achseln.

Mine ging hin zum Sohn und strich ihm die in die Stirn gefallene straffe Haarsträhne zurück. Sie kannte ihren Jungen: der hatte nicht Vaters Verstand, der hatte nur den ihren; man konnte es ihm nicht übel nehmen, daß er es nicht gleich begreifen konnte, dieses ungewöhnliche Glück. Und er sollte nicht denken, daß sie ihn weniger lieb hätte als Fridchen. Nun er so dastand, gar nicht so froh, wie er es doch hätte sein müssen, schier betrübt mit umdüsterter Stirn, da fühlte sie eine Liebe für ihn, viel sorgender, als für die glückliche Frida. „Was haste denne, mein Maxe, tut dir's denne gar nich freuen?"

Da gab er sich einen Ruck: „Doch, doch, Mutter. Natürlich!" — — — — —

Es war heute ein großes Gelärm bei den Riedels, die vier machten mehr Spektakel als vierzehn. Die zwei Fräuleins spielten mit den jungen Herren Haschen. Wenn eine erwischt wurde, stieß sie einen Schrei aus, der übers Feld gellte.

Das wurde selbst dem Butterhändler zuviel. Daß

der auch da war, hatten Reschkes gar nicht bemerkt, nun aber stieß er die Tür seiner Laube auf und rief heraus: „Ruhe!“ Als die sich Nachlaufenden sich nicht daran störten, im Gegenteil erst recht laut schrieen und dicht bei seiner Laube herumrannten — hinterher die kläffende Almyra — kam er herausgewankt. Sein Gesicht war gedunsen, die grauen Haare hingen ihm wirr um den Kopf. Er ballte die Faust, er drohte ihnen: „Wollt ihr wohl stille sein!“ Und als die Fräuleins lachend aufkreischten: „Der mit den Plattbeenen, hahah, der mit den Plattbeenen!“ watschelte er, rascher als man's ihm zugetraut hätte, vorn an seinen Zaun, raffte wild fluchend eine Handvoll Erde auf und schleuderte sie nach den vorüberraschelnden Weiberröcken.

Mit einem spöttischen Knix warf Fräulein Elsa dem Manne, der mit eingeknickten Knieen dastand, mit einem verwirrten Ausdruck in den stieren Augen, eine Kußhand zu:

‚O du mein Friederich,
Du bist so nett,
Und so adrett,
Und darum lieb ich dich,
O du mein Friederich.‘ —

Da stürzte der Butterhändler zurück in seine Laube und schmetterte die Tür hinter sich zu.

Gott sei Dank, daß Frida und ihr Bräutigam das nicht hatten mit ansehen müssen! Jetzt war es endlich drüben stiller geworden. Arthur berichtete: jetzt hatten die Fräuleins die feinen Kleider ausgezogen, in den alten zerrissenen Unterröcken und in Nachtjacken

schlampten sie zum Pfuhl und holten Wasser; die Liebhaber hatten sich's auch bequem gemacht, in Hemdärmeln lungerten sie vor der Tür.

Mine fand kein befreiendes Lachen wie Arthur und Max. Voller Ungeduld wartete sie auf ihre Frida. Es war schon spät. Frida sollte dann gleich mit Max nach Hause fahren — wenn sie doch kämen!

Zehnmal war die Mutter schon vor die Laube gegangen und hatte Ausschau gehalten. Man konnte bereits nichts mehr sehen. Es war zu merken, daß der Sommer zu Ende ging, es wurde viel zeitiger dunkel, und wie nebelnde Gestalten kam's über die Heide. War das Frida oder war sie es nicht? Etwas schien sich zu nahen — war sie es? Die Mutter strengte die Augen an — jetzt bewegte sich etwas am Pfuhl! Nein, das war nicht Fridas weißes Kleid. „Geh doch Frida'n entgegen, Maxe," bat sie den Sohn. „Sie wer'n sich doch nich verlaufen haben?" Man hörte ihrer Stimme die Unruhe an.

„Laß sie doch," sagte Arthur und lächelte. „Der passiert nischt. Un übrigens is er doch ihr Bräutigam!"

Es war Mine merkwürdig: wie oft hatte sie schon auf Frida gewartet, aber nie war sie so unruhig gewesen wie heute.

„Lächerlich!" sagte Arthur.

Max war von der Laube weggeschlendert. Das war wirklich eine komische Idee von der Mutter: wo sollte er Frida denn jetzt suchen bei Nacht und Nebel? Die würde schon kommen! Aber dann verfinsterte das Mißtrauen, das schon dunkel den ganzen Nachmittag seine ohnehin schlechte Laune beschattet hatte,

sein Gesicht. Es kam ihm alles so merkwürdig vor: wie konnte ein so junger Mensch schon eine solche Stellung haben? Wenn der nur nicht schwindelte! Hausdiener da war, wo er vorgab, Bureauchef zu sein. Arbeitsfäuste hatte der so gut wie er, wenn der sich auch Glacéhandschuh drüber zwängte. Aber sagen würde er nun vorderhand nichts mehr, sie hielten ihn ja doch bloß für dumm. Und überdies: was ging es ihn an, wenn Frida zufrieden war. Hatte er denn nicht genug mit sich selber zu tun?!

Max hatte die schwarze Anna nicht mehr wiedergesehen; ein paarmal war er seitdem wieder draußen gewesen, sie aber schien verschwunden. Was würde er denn machen, wenn er sie heute träfe? Würde er sie ausschelten, schlagen, ihr die Kette vom Halse reißen? Das würde er sich doch noch überlegen.

Max Reschke setzte sich jenseits des Pfuhls an einer Sandwehe nieder. Wozu sollte er noch weiter in der Dunkelheit herumstolpern? Er streckte sich lang. Hier war er noch auf Rufweite von der Laube; wenn Frida gekommen war, würde er schon die Stimme der Mutter hören. Aber noch war es still. Bei Riedels jetzt auch; durch ihre halbangelehnte Tür warf die Hängelampe einen breiten, erleuchtenden Streifen bis hierher aufs Wasser. Eine wunschlose Stille war in der Nacht, als sei alles erfüllt. Ein traumhafter Friede. Kein Stern flinzelte am Himmelsgewölk, alles war in weiche, warme Dunkelheit eingewickelt. Kein Frosch quakte, keine Grille zirpte, alles Getier war schon zur Ruhe gegangen. Dem jungen Menschen, der regungslos dalag, kam fast der Schlaf.

Da rührte sich etwas im Wasser. Was war denn das? Ein Hund? Wie kam der hierher? Große Ringe zogen sich in der Mitte des Pfuhls, wo das tiefere Wasser war. Es schwamm da etwas, tauchte unter, plätscherte leise und hob jetzt den Kopf mitten in dem flutenden Schein, den das Licht aus der Laube warf, und der in der tiefen Dunkelheit doppelt hell und wie Mondlicht glänzte. Max hielt den Atem an, stemmte die Hand auf den Boden und richtete sich halb auf.

Ein Kopf wurde sichtbar mit langen Haaren. Jetzt zeigte sich auch das Gesicht, die weißen Augäpfel glitzerten und die weißen Zähne.

Max saß ganz starr: wer war das? Wer war das?!

Sie hob die Arme, als wolle sie winken, sie schüttelte den Kopf — wie Perlen sprühten blinkende Tropfen — sie hob den Oberkörper heraus aus dem Wasser. Jetzt war sie ganz deutlich sichtbar.

Max sprangen die Augen fast aus den Höhlen, er spähte, er lauschte, den Hals vorgestreckt lauerte er angestrengt: sollte er hin, sie packen? Er konnte sich nicht rühren, er war gelähmt. Wie verzaubert starrte er auf den schimmernden Körper im schwarzen Pfuhl.

„Maxe, wo bist du?“ Das war der Mutter Stimme. „Maxe, Frida is hier! Maxe, Maxe!“ Sie riefen alle nach ihm.

Blitzschnell hatte sich der schimmernde Leib geduckt, war untergetaucht, die Erscheinung verschwunden. Jetzt erlosch auch die Lampe in der Riedelschen Laube, nichts war mehr zu sehen. Lautlos lag der schlammige Pfuhl, nicht das leiseste Plätschern verriet, daß jemand darin badete.

Hatte er sich getäuscht, die Anna zu sehen vermeint in einem Traum?! Die Hände vorgestreckt wie ein Blinder, der sich zu stoßen fürchtet, tappte Max durch tiefe Dunkelheit zur Laube hin.

Frida war zurückgekommen. Wo war denn der Bräutigam? Herr Albrecht hatte sein Rad am Waldrand versteckt gehabt — im tiefen Sand der Heide konnte er nicht fahren — es war so schnell dunkel geworden, daß er schon fortgeradelt war, er hatte es ja noch so weit nach Tegel.

„Na, wie ich das finde!" Reschke schüttelte den Kopf. „Er hätte dich doch mindestens bis hierher bringen können, wenn nich bis nach der Bahn. Habt ihr euch etwa schon gezankt?"

„Gott bewahre!" Frida schüttelte verneinend den Kopf. Ihre Augen flackerten wie zwei Kerzen, die ein stürmischer Wind auslöschen will. Hastig atmend lehnte sie sich gegen die Laubenwand, dunkelrot waren ihre Wangen.

„Was biste heiß! Biste denn so gelaufen?"

Verlegen wich Frida der Mutter Hand aus, die ihre Wange befühlen wollte. Sie drängte zum Nachhausegehen.

Die Eltern wollten heut nacht hier draußen bleiben. „Es is vielleicht das letzte Mal for dies Jahr," sagte Mine wie zur Entschuldigung. „Es is vorbei mit 'm Sommer. 's beste dervon is hin!"

„Gute Nacht, Mutter!" Fridas Augen schwammen. Ihre Stimme zitterte, und die Hand, die sie der Mutter reichte, zitterte auch. In Hast zog sie den Bruder mit sich fort.

„Die ist nich schlecht verliebt," sagte lächelnd der Vater. „Na ja, lange genug hat's gedauert, nu brennt sie aber auch lichterloh! Er amüsierte sich; pfeifend und gut gelaunt suchte er das Lager auf, er war so recht wohlig müde. Das wollte er aber nun mal genießen, diese schöne Nacht nach dem schönen Tag.

Mine konnte nicht schlafen. Sie begleitete in Gedanken die Kinder auf dem Nachhauseweg. Nun waren sie da in Berlin — jetzt in der Novalisstraße — jetzt stand Frida in der Stube und zog sich aus — Max hatte das Bett in der Küche — jetzt sah sich Frida im Spiegel und lachte ihr eigenes Bild an: was war sie doch heute so glücklich! Oder war sie es nicht? Sie war so merkwürdig gewesen heut abend — warum?!

„Lieg stille, Alte!" Arthur gab ihr einen Rippenstoß. „Du störst einen ja!"

Da ließ sie es sein mit der Unruhe; ihre Hände auf der Brust faltend, lag sie ganz still. Und dann kam auch ihr der Schlaf.

Zwölftes Kapitel

Der Butterhändler war schon seit Tagen nicht zum Vorschein gekommen. Sonntag hatte er sich zum letzten Mal gezeigt, als er, die Faust ballend und den lärmenden Fräulein Riedels drohend, an seinem Zaun stand. Arthur hatte Montag früh, als er zur Stadt fuhr, bei ihm angeklopft: „Kommen Sie mit?"

Da hatte es dumpf drinnen erwidert: „Lassen Se mich!“

Er war nicht fortgegangen, das konnten die Riedels bezeugen. Frau Riedel, die mit der Jüngsten ihren beiden Großen am Montag nachgekommen war, wäre es nicht entgangen, wenn der Butterhändler seine Laube verlassen hätte; sie waren die ganze Woche draußen geblieben. Aber ob er denn nichts kochte? Kein Rauch stieg aus seinem Schornstein auf. Er hatte auch nicht geschimpft bei allem Lärm. Die Fräulein Riedels hatten wieder Besuch; Grammophon und Gesang ertönten jeden Abend bis nach Mitternacht. Mehr als einmal war Fräulein Elsa beim Butterhändler trällernd vorbeigestrichen, er schmetterte nicht die Tür. Da ließen sie ihn links liegen.

Am Sonntag darauf kamen Reschkes. Mine wollte abernten und Arthur derweilen Karten spielen mit dem aus der Koppenstraße. Er klopfte dort — es ließ sich nichts hören. Er donnerte mit der Faust gegen die Tür — auch darauf keine Antwort. Nur die Riedels kamen an.

Seit dem Zweikampf der Frauen hatten die beiden Familien sich nicht gesprochen, nun wurde das Eis gebrochen. „Er is doch drinne,“ flüsterte Mutter Riedel, und ihrer Zweiten zublinkend, ermunterte sie: „Sing doch mal, sing mal tüchtig!“ Zum Trommeln Reschkes an die von innen verschlossene Tür trompetete Fräulein Elsas durchdringende Stimme:

„O du mein Friederich,
Du bist so nett,
Und so adrett.“ —

Sie standen alle auf dem Sprung, fortzuflüchten, wenn der Gehänselte herausstürzen sollte, aber nichts konnte den aufstöbern.

„Laßt ihn doch," sagte Mine. Sie war jetzt auch dazugekommen. „Herr Kopka, Herr Kopka, machen Se doch auf! Wir kriegen ja Bange!"

Bange?! Sie sahen sich an, und plötzlich lief es ihnen allen eiskalt über. Der Gesang brach ab.

„Ich fürchte mich!" Die kleine Irene weinte auf. „Ich fürchte mich!"

„Quatsch!" Die Riedel fuhr sie an, aber Mine nahm das zitternde Kind neben sich: „Sei stille — still!"

Und dann schrieen sie alle vereint: „Herr Kopka, Herr Kopka!"

„Er is aber drinne!" Die Riedeln beharrte dabei, sie neigte das Ohr zur Türritze.

Die Reschke schob sie zur Seite: „Weg, vielleicht is er krank," und die kräftige Schulter gegen die erzitternde Tür stemmend, drückte sie diese ein.

Eine Ratte, groß wie ein Kaninchen, jagte heraus und zwischen den Aufkreischenden durch.

Da war der Butterhändler. An einem Haken hinten in der Laube. Seine zu langen Hosen hingen noch länger herunter, er hatte die Hosenträger zum Aufhängen gebraucht.

Die kleine Irene stieß einen gellenden Schrei aus; das war zu viel für ihr junges Herz. Mit beiden Armen Mine umklammernd, sank sie vor ihr in die Kniee, das Gesicht gegen ihren Schoß pressend. Dann ließen ihre Arme ab, ohnmächtig fiel sie nieder. Über sie weg drängten die anderen zur Leiche.

Nur Mine hatte sich nach dem Kinde gebückt. Sie nahm es auf den Arm: war das zarte Dingelchen leicht. Sie trug es hinaus, recht weit weg, bis zum Busch am Wasser: daß das arme Kind nur nichts mehr von dem Gräßlichen gewahr wurde! Dem da in der Laube war ja doch nicht mehr zu helfen. Sie schauderte; ihre bäuerische Frömmigkeit wandte sich ab in grausem Entsetzen, aber ihr menschliches Mitgefühl ließ sie verstehen: dem armen Mann war das Leben zu schwer gewesen, wer weiß, was der still geduldet hatte. „Lieber Gott, sei ihm gnädig!“ flüsterte sie. —

Sie saß mit trauriger Mine bei dem Kinde. Das lag noch immer, die Augen geschlossen; den blonden Kopf hatte sich Mine auf ihren Schoß gebettet. War das ein hübsches Gesichtchen, aber elend. Die Brauen gingen wie feingezeichnete Bogen bis hin zu den Schläfen, die Schläfen waren durchsichtig, blaugeädert, und das Mündchen war schmerzlich nach unten gezogen. Mine konnte sich nicht enthalten, sie beugte sich über das feine Gesichtchen und küßte es mitleidig.

Da schlug Irene die Augen auf, dankbar sah sie in das Gesicht der Frau; sich dann heftig aufrichtend und an Mines Brust sich werfend, schluchzte sie leise: „Wie schrecklich, wie schrecklich — es ist alles so schrecklich — ich soll Ballett tanzen und mag nicht. Ich muß Barfußtänzerin werden — Mutter sagt so — ich soll Geld verdienen wie die beiden Großen, aber ich tu's nicht, ich—!“

Sie hörte auf; mitten in ihrem Schluchzen, sich von Mine abkehrend, starrte sie in den schwarzen Pfuhl: „Der Butterhändler hat ja so recht gehabt!“

Es war ganz unkindlich, wie sie das sagte: „Wenn

ich mich man traute! Ach Gott, ach Gott, ich fürchte mich so!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie fürchteten sich alle. Seitdem der Butterhändler gefunden worden war, tot in seiner Laube, waren nun schon sieben Tage verstrichen; die ganze Woche hatte sich draußen niemand sehen lassen. Mine sprach zwar davon, sie müsse ihre Kürbisse abnehmen und auch die letzten Bohnen pflücken, aber Arthur sagte: „Was willste so allein da? Nee, nee, laß man die Kürbisse und die Bohnen, viel taugen sie doch nich!" Und sie hatte sich zurückhalten lassen; nicht aus Angst, der Butterhändler könne umgehen, wie die Riedeln behauptete, sondern einer seltsamen Unruhe wegen, die sie gar nicht verlassen wollte: es waren seit Fridchens Verlobung schon vierzehn Tage verstrichen, aber den richtigen Ring hatte die immer noch nicht.

Herr Albrecht war krank gewesen, er schrieb eine Postkarte aus Tegel, daß er leider die Ringe noch immer nicht hätte besorgen können, er wäre auch nicht im Geschäft gewesen. Frida beunruhigte es weit mehr, daß der Geliebte krank war und sie ihm nichts Liebes erweisen konnte, denn sie wußte nicht einmal seine Wohnung. Auf seinen Vorschlag schrieben sie sich postlagernd.

Frida schrieb einen langen Brief und steckte ihn mit glühenden Wangen in den Postkasten. Der Mutter hatte sie ihn nicht gezeigt, war doch jedes Wort ein Wort überströmender Liebe, einer Leidenschaft, die keine Scheu mehr kennt. Die Mutter hätte das nicht lesen dürfen. Ihre Feder war hastig übers

Papier geflogen — flüchtige Buchstaben ohne Haar- und Grundstrich, Worte, kaum ausgeschrieben — sie überlegte gar nicht, was sie da hinkritzelte. Ihre Gefühle gingen mit ihr durch wie junge Pferde, die Zaumzeug und Zügel nicht zurückhalten, die voranstürmen, berauscht von lustvoller Luft.

Aber Herr Albrecht war kein Briefschreiber; er ließ seine ‚vielgeliebte Braut‘ nur wissen, daß es ihm besser ginge, und daß er hoffe, sie nächsten Sonntag draußen in der Laube wieder zu besuchen.

Das hatte Frida den Eltern mitgeteilt, und so fand Arthur es denn richtig, wieder hinauszugehen, wenn er sich auch nur seufzend dazu anschickte. „Ach, die olle Laube!“ Es war ganz gut, daß man nicht in den Sommer hineinging, sondern aus dem Sommer heraus. Da hörte es so wie so draußen bald auf.

Mißmutig saß er heut auf dem Bänkchen vor seiner Laubentür und schielte hinüber zum Butterhändler. Der war nun längst begraben, die Polizei hatte ihn abgeholt, aber seine Siebensachen hatte er noch hier. Nicht einmal seinen schwarzen Rock hatten sie ihm angezogen, der hing da. Es war grausig still.

Als wenn der Butterhändler so viel Lärm gemacht hätte! Arthur schüttelte den Kopf: nein, der war früher ebenso wenig laut gewesen, wie er es jetzt war. Aber die Riedels ließen sich gar nicht mehr hören. Fräulein Elsa sang nicht, das Grammophon ging nicht, Almyra bellte nicht; sie waren alle da, aber man vernahm nur hin und wieder ein abgerissenes Wort, ein leise geführtes Gespräch, das man nicht verstehen konnte. Arthur wäre der alte Lärm jetzt lieber gewesen.

Frida war dem Bräutigam entgegengegangen. Max hatte nicht mit heraus kommen wollen, Arthur seufzte: wie sollte er sich bloß jetzt die Zeit vertreiben?! In einer gewissen Sehnsucht starrte er nach der Hohenfelder Chaussee: ob er wohl nach der Restauration ging? Da sah er vom Dorf her ein Gefährt kommen.

Es war ein offener Geschäftswagen, so wie ihn die Leute brauchen, die zur Halle fahren; aber heute war nichts von Waren aufgeladen. Vorn auf dem Bock saß ein junger Mann, der kutschierte, und hinter ihm, auf einem hineingestellten tiefen Stuhl, eine Dame ganz in Schwarz. Ihr langer Kreppschleier wehte.

„Nanu, die kommen wohl gar hierher?“ Arthur spannte neugierig. Richtig. Sie lenkten jetzt ab von der Chaussee, fuhren ins Feld hinein, dort hielt der Wagen an. Der Mann half der Dame herunter. Das Pferd wurde losgesträngt, es schnupperte ganz ruhig am Boden hin und suchte sich ein Hälmchen.

Die beiden kamen jetzt auf die Reschkesche Laube zu. Mit geziert abgestrecktem Zeigefinger faßte der junge Mann an seinen Hut: „Pardon, ist hier die Parzelle eines gewissen Kopka?“

„Jawohl. Da!“ Arthur zeigte. „Hier nebenan!“ Dabei musterte er die Fremden scharf. Das war der Richtige, so ein Käsegesicht, das Schnurrbärtchen gewichst, die Haare gelockt, die Füße in zu enge Stiefel gezwängt, noch ein junger Kerl, mindestens zehn Jahre jünger als die Schwarzgekleidete an seinem Arm!

Die war aber nicht übel. Hübsch drall und weiß und rot. Und Augen hatte sie, so glänzend wie blank-

geriebene schwarze Kirschen. Mit denen funkelte sie immer den jungen Mann an.

Sollte das etwa gar die Kopka sein? In tiefer Trauer war sie, zwei Eheringe hatte sie am Finger —! Arthur pfiff nach seiner Mine, die hinter der Laube buddelte. Er flüsterte ihr hastig zu: „Dem Butterhändler seine! Haste Worte?“

Und nun beobachteten sie, wie das Paar die verlassene Laube durchstöberte. Viel würden sie nicht darin finden, der arme Mann war ja so bescheiden gewesen, hatte gar keine Bedürfnisse gehabt. Die Frau war nobler; ihr Kleid war von feinem Tuch, der Unterrock von Seide, der Hut hatte eine Garnitur von haselnußdicken schwarzen Perlen.

Die Dame in Trauer raffte ihr Kleid hoch, jetzt rief sie im Tone höchsten Abscheus: „Ekelhaft! Wie er hier gehaust hat! Sieh mal bloß, Karl! Na ja, so war er ja immer! Sieh mal, da is sein schwarzer Rock! Ob du den noch tragen kannst?!“

Was er darauf sagte, verstanden die Lauschenden nicht. Aber nun tönte wieder ihre Stimme: „Na, denn nich! Nee, das sollst du auch nicht, da bist du viel zu schade for!“ Und dann erklang zärtliches Geflüster. Und dann Lachen.

Mine fuhr auf: die sollten nur versuchen, hier ihren Kohl zu bauen! Das war ja eine ganz herzlose Kreatur — der Butterhändler, der arme Mann — die weinte ihm nicht mal eine Träne nach!

„Die dachten wohl, se könnten hier Schätze klauen!“ Arthur war empört. „Machen sollen se, daß se hier runter kommen, sonst —“ er sprach nicht aus.

Von der Riedelschen Laube her flog ein Schimpfwort, und Mutter Riedel flog gleich hinterdrein. Sie stand vor des Butterhändlers Laube, breit den Ausgang versperrend, und schrie hinein: „Nu soll eener sagen, so 'n Weibsbild, so 'n Mensch! Schämt sich nich, anzukommen mit dem jungen Kerl! Sich abzuknutschen hier un noch zu lachen!"

Die hatte auch alles gehört! Arthur stieß seine Mine an.

„Is det 'ne Benehmijung? Zeigt det von Jefühl?! De Augen sollten Se sich ausschämen, Sie, Sie Stücke, Sie!"

Die Beleidigte schrie auf, der Beschützer warf sich in die Brust: „Was unterstehen Sie sich? Frau Kopka ist hier im vollen Recht, sie ist ihres Mannes Erbin." Er faßte die Riedel am Arm: „Machen Sie wohl gleich, daß Sie hier runterkommen von unserm Land!"

Die Riedel kreischte gellend: „Mörderbande! Den Mann ha'm se in 'n Tod jetrieben, un nu sind se noch frech! So 'n juter Mann! Runter mit euch hier! Riedel, man fix! Ella, Elsa! Reschke, kommen Sie och!" Sie winkte mit beiden Armen: „Kommt man alle, alle! Det leiden wir nich, wir sind anständ'je Leute, hier is anständ'jes Land, hier leiden wir solche Packasche nich! Haut se, haut se! Runter mit se!" Sie raffte einen Kloß Erde auf und klatschte ihn der Kopka ins erbleichte Gesicht.

Der Liebhaber hielt sein Stöckchen vor, es wurde ihm aus der Hand geschlagen. Ein Regen von Erde und Sand, von Beschuldigungen und Schimpfworten

schauerte jetzt über die Flüchtenden her. Sie liefen eiligst davon.

Und nun, als habe der Wind nur darauf gelauert, pustetete auch er los. Ein jäher Stoß fegte übers Feld. Das war Sturm. Und finster wurde plötzlich der Himmel. Wer hätte vor Minuten noch an ein Gewitter gedacht? Die Sonne hatte geschienen, nun verbarg sie ihr Licht. Schon donnerte es. Kraut und Gras duckten sich, ein Blitz fuhr nieder. Überall zuckte es, der ganze Himmel schien aufzuflammen; aus allen Richtungen ein empörtes Grollen, ein Knurren, ein Knattern, ein drohendes Fauchen. Und nun ein Regenschutt, prasselnd wie Hagel, das Feld peitschend, den Boden zerwühlend. Sand und Erde spritzten hoch auf, es war alles in Aufruhr geraten. Die bebenden Gräser bäumten sich, das zähe Heidekraut legte Fallstricke. Der Fuß verfing sich — hier ein gähnendes Loch, dort eine herausgestreckte Wurzel — die flüchtende Frau war hingestürzt, die Furcht jagte sie wieder auf, sie keuchte, sie rannte mit vorgestreckten Händen.

Der lange Kreppschleier wehte zerfetzt, die Hutgarnitur hatte sich aufgelöst, die Perlen flossen nieder in schwarzen Strähnen, das Kleid hing schlapp wie eine nasse Fahne. Gerade daß sie mit letzter Kraft den Wagen erreichten.

Der junge Mann peitschte auf das Pferd los; das machte, ängstlich geworden durch das Toben des Wetters und das Geschrei der Verfolger, wilde Sätze. Hintenüber fiel Frau Kopka von ihrem Stuhl, der Kutscher verlor jegliche Führung, in rasender Fahrt ging's vom Felde fort. — — —

Das Wetter grollte noch; nun gab es sich zufrieden. Mine sah auf zu den schnell sich lichtenden Wolken: das hatte der Himmel gut gemacht. Jetzt war es bald wieder schön. Das Feld, auf das eben noch der Regen geprasselt, lag schon beglänzt. Erfrischt duftete die Scholle. In tiefen Atemzügen trank Mine die gereinigte Luft.

Die empörte Natur hatte sich bald beruhigt, aber in den Menschen zitterte die Empörung noch nach. Arthur war bei den Riedels eingetreten, das mußte man sich doch besprechen. „Alle Achtung, Mutter Riedeln!" Und sie lächelte würdevoll: „Det is man sich doch selber schuldig, sich un die Ehre von die janze Kolonie!"

Mine hatte sogar vergessen gehabt, daß Frida und ihr Bräutigam noch nicht da waren. Jetzt kam Frida endlich, aber allein. Sie war ihm weit entgegengegangen; länger hatte sie nicht mehr draußen auf ihn warten können, vom Regen durchnäßt, fror sie. Und auch vor Enttäuschung. Sie war blaß und zitterte: „Ob er noch kommt?" — — —

* * *

Aber der, auf den Frida Reschke wartete, dachte nicht daran, zu kommen. Es riß ihn wohl noch hin zu dem Mädchen, denn zum ersten Mal in seinem Leben hatte er wirklich eine lieb gehabt. Er hatte sie auch jetzt wohl noch lieb, aber die Verlobung, in die er sich im Leichtsinn gestürzt hatte, dünkte ihn zu gefährlich. Sie würden bald dahinter kommen, daß von dem, was er ihnen erzählt hatte, nichts, gar nichts

wahr war. Jetzt brauchte er sich ja noch nicht vor Entdeckung zu fürchten — was wußte sie denn? Er pfiff sich eins, wenn er der Dummen gedachte. Und doch, wenn er sich das Mädchen vergegenwärtigte, das vergebens auf ihn wartete, kam ihm ein Bedauern. Er holte sich die Briefe ab, die sie postlagernd nach Tegel schrieb, einen nach dem andern. Die Stirn zusammengezogen, mit leisem Herzklopfen, las er sie.

‚Warum höre ich nichts von Dir‘ — ‚Warum kommst Du nicht, bist Du mir böse?‘ — ‚Was habe ich Dir getan, daß Du so zu mir bist?‘ — — und dann der letzte Brief: ‚Willst Du mich denn verlassen? Bin ich Dir nicht gut genug, oder —‘

hier waren Tränen aufs Papier gefallen, man sah ihre Spuren —

‚bist Du schlecht? Das kann, das will ich nicht glauben.‘

Mochte sie glauben, was sie wollte! Albert zuckte die Achseln. Nun schrieb sie nicht mehr. Ja, ja, sie tat ihm leid, er vermißte sie auch, keine war so wie die, so lieb, so blond, so ein anständiges Mädchen, und doch so heiß! Aber was sollte er machen? Ja, wenn er Geld hätte, viel Geld! Er hätte jetzt nicht einmal die Verlobungsringe kaufen können. Auf sein Rad hatte er auch noch immer abzuzahlen, der Verkäufer mahnte schon. Und alles andere hatte auch viel gekostet. Geld, Geld!

Der Schrank, den Hippelt in seinem Schlafzimmer hatte, zog ihn an sich heran. Fast willenlos stand Albert ihm gegenüber. Der war nur ein Möbel, ein totes Ding aus leblosem Eisen, aber doch streckte er

Hände aus. Eine Kraft hatte er, die war unheimlich. Und eine Zunge hatte er, die sprach: ‚Such den Schlüssel, schließ mich auf, nimm!' Geld, Geld, Geld!

Geld war für Albert das einzige Ziel. Wer Geld hat, der hat die Macht; es gibt nichts auf der Welt, was man dafür nicht haben kann. Geld, Geld! Eine Gier, ihm angeboren und jetzt noch gesteigert, verzehrte den jungen Menschen fast. Er hatte Nächte mit wilden Träumen: Frida lag an seiner Brust, er steckte ihr den Ring an den Finger — sie lachte, sie weinte — dann war es wieder die schwarze Anna, die flüsterte heimlich: ‚Großmutter hat Geld, wenn die tot is, dann kriegst du alles!'

Aber die war ja nicht tot, die lebte noch immer! Mit einem Stöhnen fuhr Albert auf aus dem Traum.

Und dann war es wieder Hippelt, der vor ihm stand im geflickten Schlafrock. Der war ja so reich, was schadete es dem, wenn man ihn schröpfte. Und auf und zu klappte der Geldschrank im Schlafzimmer seine Tür — klapp — klapp — die Angeln kreischten, der Schlüssel knirschte, das Schloß schnappte. —

Frau Hippelt klagte bitter über den zerstreuten Diener. Was hatte der Mensch nur im Kopf, daß er alles vergaß? Nur den Winter würde sie's noch mit ihm aushalten, da bekam man niemand heraus; aber keine Stunde länger behielt sie ihn dann noch im Haus. Der Diener war ihr unheimlich. Sie sah ihn oft herumgehen wie geistesabwesend, er murmelte etwas vor sich hin, und wenn ihn der Herr ins Schlafzimmer rief, dann schrak er zusammen, und es lief über ihn hin wie ein Frösteln. —

Hippelt mußte jetzt häufig zu Bett liegen. Aber einen Arzt fragte er nicht, das kostete zu viel Geld. Er wußte ja selber, was ihm fehlte: einzig der Ärger, den er hatte über das draußen brachliegende Land. In der Stadt war es ihm immer so trefflich geglückt, jedes kleinste Stück Baugrund hatte Hunderttausende eingebracht. Aber hier Morgen und Morgen, tausende von Ruten, und keiner da, der darauf bauen wollte! Dieses verfluchte Feld hatte sein Geld verschluckt, diese Handvoll Erde fraß ihn fast auf.

Was nutzte die Idee, die ihm so klug vorgekommen war, daß er sie ausgeführt hatte schon im vergangenen Frühjahr?! Es war ihm schier ans Leben gegangen, soviel wegzugeben — ein ‚unbekannter Wohltäter' hatte dem Verein zur Beschäftigung von Arbeitslosen achthundert Ruten Land für den Bau einer Niederlassung zur Verfügung gestellt, und noch dazu dreitausend Mark als ersten Baustein geschenkt. Seine Schenkung war mit Dank angenommen worden, ein ‚Geben ist seliger denn Nehmen' hatte ihm gelohnt. Aber an Bauen dachten sie noch immer nicht. Noch immer war kein Bauzaun aufgeführt, kein Pfahl, keine Tafel zeigte an: ‚Unbefugten ist der Eintritt verboten'.

Hippelt hatte Herrn Bernhard letzthin durch Albert herauswerfen lassen. Dieser Gauner brauchte ihm gar nichts vorzuerzählen, er wollte gar nichts wissen, er wußte so schon genug: der Butterhändler hatte sich aufgehängt, die Riedels wollten die Pacht nicht erneuern, nur die Reschkes waren noch da. Ein Reinfall, ein ungeheuerer Reinfall! Der Geizhals jam-

merte um die verlorenen Zinsen, der vielfache Millionär wähnte sich schon ruiniert.

Der mausgraue Schlafrock war so mürbe geworden, daß er in den Nähten nicht mehr zusammenhielt, aus Rissen und durchgeschabten Stellen sah die Wattierung vor, das Rot der Aufschläge war gedunkelt vom langjährigen Schmutz; aber Hippelt hätte sich jetzt keinen neuen gekauft: bewahre! Er gab strenge Weisung: es wurde gespart. Beim Essen gespart, beim Heizen gespart, überall gespart. —

Er lag im eiskalten Zimmer, den Kopf auf einen rotweißen Lappen gebettet, der mit Sicherheitsnadeln, zum Schutz für das weiße Kissen, aufgesteckt war, als Albert ihm eine Frau anmeldete, die ‚Bröse' hieß. Was wollte sie denn? Hastig fuhr Hippelt im Bette auf: „Gib mal den Spiegel her!" Daß er die auch so empfangen mußte! Er fühlte auf einmal menschliche Eitelkeit. So zerknautscht, so heruntergekommen! Er besah sich im Spiegel: sein Gesicht war ganz klein. Der würde er so nicht imponieren heute.

Die Bröse trug noch den alten Rock, den schleppenden, mit den vielen Falbeln. Aber darüber hatte sie ein bedeckendes Cape gehängt, einen Hut hatte sie auf, und gewaschen hatte sie sich auch. „Sie sehn nich gut aus," sagte sie gleich als ersten Gruß und besah Hippelt kopfschüttelnd.

Das ärgerte ihn. „Gut oder nicht gut — was wollen Sie?"

Sie beachtete seine Gereiztheit gar nicht, ihre Hand aus dem Cape reckend, faßte sie sein Handgelenk. Sie fühlte seinen Puls, zählte, schüttelte den Kopf und

zählte wieder. Schwach fiel seine Hand herunter, als sie die losließ.

„Nanu?“ Ihr Gesicht hatte ihn betroffen gemacht. „Bin ich denn krank?“

Sie wich seiner Frage aus. „Ich wer' Ihnen was geben, was gut gegen's Herzkloppen is — Hundefett und Fingerhutsaft — det reiben Se man tüchtig ein.“ Sie schob ihm das Hemd von der mageren Brust: „Hier. Dreimal 'n Tag. Un dabei sprechen Sie jedesmal: Ich sag dir, steh still — Fingerhütchen es will!“

Er regte sich auf. „Lassen Sie Ihren Hokuspokus, ich glaube nicht dran!“

„Sie werden schon noch dran glauben. Mein Mann, mein Heinrich, hat viele damit kuriert. Un wenn se ihn nich angezeigt hätten wegen — wegen —“ der Kopf sank ihr auf die Brust. Sie murmelte in sich hinein, man konnte sie nicht recht verstehn.

Was? Was redete die da?! Hippelt räusperte sich.

Da fuhr sie auf aus ihrem traurigen Gemurmel. Wild sah sie sich um: „Se haben 'n eingelocht. Es gibt keene Gerechtigkeit in der Welt! Die Zuchthauskrankheit hat er sich geholt — mein Heinrich. Gestorben is er dran. Was war mein Heinrich so gut — alle anderen sind Teufel. Alle, alle! In den tiefsten Höllenpfuhl soll'n se kommen, wo der sitzt, der Oberteufel is von Anfang an, un die Seelen brät. Aber mein Heinrich, mein Heinrich —“ ein Zug von großem Stolz kam in ihr Gesicht, ihre Stimme, heiser wie Rabengekrächz, wurde weicher — „der war ein Wunderdokter. Un wenn er nich gestorben wär, denn hätt er noch viele gesund gemacht.“

„Na ja, na ja," sagte Hippelt. Was ging ihn das verrückte Zeug an? Ungeduldig wartete er auf das, was sie eigentlich wollte. Die Alte kam doch nicht deswegen her?! „Nu, nu," ermunterte er und sah in ihr geistesabwesendes, zerstreutes Gesicht. Er stieß sie an: „Na, Bröse!"

Sie besann sich. „Ach so!" Bitter lachte sie auf. „'s langweilig, wenn sich einer beklagt. Ich hör ja auch schon auf damit. Ich will Ihnen jetzt mein Haus verkaufen." Sie streckte die Hand aus: „Tausend Mark — und Sie haben's!"

Das sollte ihm einfallen! Er brauchte das Haus jetzt nicht mehr. Die Bröse konnte ruhig bleiben, es verlohnte sich kein Pfennig mehr. Er würde zu all dem Verlorenen nicht noch mehr herauswerfen. Schon wollte er's ihr rundweg sagen, da besann er sich noch: man soll nie mit der Wahrheit herausrücken. Er fragte erst: „Warum wollen Sie denn verkaufen? Jetzt auf einmal?!"

Ihre tiefliegenden Augen blickten finster zu Boden. „Se rücken mer zu nah auf 'n Leib. Hundertachtzig Ruten sind da verkauft — die Stadt Berlin baut 'n Irrenhaus drauf — 'n ganz großes Gelände. Teuer genug hat se's bezahlen müssen: hundert Mark die Rute. Vor den Irren fürcht ich mich nich — aber ich mag's Bauen nich mit erleben. Hü, hott, klatsch auf de Pferde — se fahren an — se karren Steine — se schlagen Gerüste auf — se hämmern, se sägen, se poltern, se schrein — ich kann's nich ertragen!" Sie hielt sich beide Ohren zu, ihr Kopf wackelte aufgeregt: „Ich kann's nich, ich kann's nich! Herr Hippelt, kaufen

Se mer mein Haus jetzt ab! Herr Hippelt, Se krie-gen's nu billig! Herr Hippelt —?!" Sie sah ihn fragend an, aber er konnte ihr nicht antworten.

Hundert Mark für die Rute?! Soviel Geld für sein Land, für das er gar nichts gekriegt hatte?! Das war zu viel für sein Herz. Er hatte sich auf-richten wollen, schreien: „Mein Land —" aber es wurde nur ein Stöhnen daraus. Seine Farbe ward grünlich, seine Nase spitz, wie ein Toter sank er zurück ins Kissen.

Dreizehntes Kapitel

Auf dem Feld, das so lange stillgelegen hatte, eine einsame Heide, war jetzt viel Leben. Man schachtete aus. Mit Hacken und Spaten waren Arbeiter an-marschiert gekommen von der Bahnstation, eine ganze Kolonne.

Noch im Herbst mußten die Ausschachtungsarbeiten vollendet sein für die Fundamente der Gebäude, für die Röhren der Wasserleitung. Dann konnte man im zeitigen Frühjahr anfangen mit dem Bau. Hohe Wälle von Sand türmten sich schon. Auch wo nicht gebuddelt wurde, war es jetzt nicht so ruhig mehr. Der Wind trug die Stimmen der Arbeiter in alle Weite, vom frühen Morgen bis Feierabend war steti-ges summendes Geräusch in der herbstlichen Luft, und ein Poltern von Schollen.

Traurig lagen die drei Lauben, wie verloren,

beim Pechpfuhl. Sie würden wohl auch bald verschwinden, wer mochte sich jetzt noch hier ansiedeln so dicht bei der Irrenanstalt? Wenn erst irre Schreie über die Mauern gellten, vergitterte Fenster die Freiheit ausschlossen, dann war hier für andere kein Bleiben mehr.

In der Laube des Butterhändlers hatten sich die Arbeiter eingenistet; auch die Riedel'sche war schon leer. Mit Sack und Pack, wie sie gekommen, war die Familie abgezogen: die Mutter mit dem Bettenpack auf dem Rücken, mit Waschgeschirr und Petroleumkocher der Vater, Fräulein Ella mit Hängelampe und Spiegeltoilette, Fräulein Elsa mit Almyra und dem japanischen Sonnenschirm. Das übrige holten sie noch nach.

Nur die Jüngste trug nicht mehr den Wasserkessel als Helm auf dem Köpfchen; Irene Riedel lag krank zu Hause. Seitdem der tote Butterhändler sie so erschreckt hatte, war sie krank, und ein großer Ernst lag auf ihrer Stirn, eine tiefe Sehnsucht in ihren Augen.

Mutter Riedel sah das gar nicht: die Irene war eben bleichsüchtig, das tat weiter nichts, das gab sich von selber. Die Schwestern sahen es auch nicht, sie suchten zum Winter jetzt ‚Ankaschemang' und neue Liebhaber. Nur Herr Riedel sah es. Noch ging er in die Biergärten bei gutem Wetter Silhouetten schneiden, bis nach dem Osten und dem feinsten Westen fuhr er hinaus, und zur Nachtzeit klapperte er die Stadtrestaurants ab, aber er fand doch immer eine Stunde, um am Bett seines Kindes zu sitzen. Dann hielt er die kleine Hand in der seinen und seine Augen blickten betrübt. Die Großen hätten getrost so daliegen kön=

nen, er hätte sich weiter nicht viel daraus gemacht — aber die Kleine! Eine schmerzliche Kümmernis bedrückte sein Herz: es war doch nicht schlimm mit seiner Irene?

„Die nimmt sich bloß alles zu tief," sagte die Nachbarin. Herr Riedel sprach jetzt öfters mit Frau Reschke. Diese streckte, wenn sie ihn fortgehen hörte, immer den Kopf zur Küchentür heraus: „Tut's besser sein mit der Kleinen?" Und wenn er dann verneinte: ‚es ginge noch immer soso', dann seufzte sie mit ihm.

So ungern Mine zu den Riedels hinüberging, nun paßte sie die Zeit ab, wenn keiner von den anderen zu Hause war, und sah nach Irene. „Tut der was weh? Wo fehlt's der denne?" Darauf antwortete die Kleine nur mit verneinendem Kopfschütteln. Aber wenn Mine von ihrer Jugend anfing zu erzählen, von Feldern, die nicht umgebuddelt wurden, wie jetzt draußen das Feld, von fruchtbaren Äckern und gelben Kornbreiten, dann wurde sie lebhaft. Ach ja, da möchte sie auch sein, draußen, weit draußen! Von allem ab.

„Ach, ich möchte nich mehr sehen, was ich nu sehe. Ich möchte gar nich wissen, was ich alles weiß!"

Mine verstand nicht, was Irene damit meinte, aber sie sah, daß des Mädchens Augen sich mit Tränen verschleierten, und sie fühlte: die paßte nicht hier herein. Die glich nicht Mutter und Schwestern. Und die sollte Barfußtänzerin werden?! Mine machte sich keinen Begriff von diesem Beruf, aber der war gewiß etwas Schreckliches. Sie tröstete: „Nu, du brauchst doch nich zu tanzen, wenn de nich willst!"

„Was soll ich d e n n werden?!" Zum ersten Mal

klagte Irene an. „Ich habe ja gar nichts anderes gelernt. Von sechs Jahr an auf der Ballettschule. Zu Schularbeiten hatt' ich nie viel Zeit. Nu bin ich bald vierzehn, ich komme Ostern schon aus Schule, denn geht's erst recht los!" Sie streckte ihr sorgsam gepflegtes, milchweißes Füßchen mit den blanken Nägeln zum Bette heraus. „Sehn Sie, Frau Reschke, da tut Mutter was für. Aber ich hätte lieber andere Füße. Ich möchte Lehrerin werden, oder auch Schneiderin wie Fräulein Frida!"

Wie Fräulein Frida — ach, du lieber Gott! Es war Mine jedesmal ein neuer Schmerz, wenn jemand Frida erwähnte. Und die wurde beneidet?! Die war nicht zu beneiden. Einmal, ja einmal war Frida glücklich gewesen, aber ach, nur einen einzigen Sonntag lang! — — —

Mit ihrer Tochter hatte Mine auf den Bräutigam gewartet, vielleicht ebenso sehnsüchtig als diese selber es tat, denn Frida hatte noch den Glauben, und wer den Glauben hat, hat auch die Hoffnung, während die Mutter nicht so fest mehr glaubte. Herr Albrecht schickte den Ring nicht, er blieb selber aus — o weh, ob Max wohl recht hatte, der ihm nicht traute?

Frida war merkwürdig still; auf die Klagen der Mutter hatte sie nur ein leises: „Ach laß doch!" und daß der Vater auf den Ungetreuen schimpfte — „'n Ausreißer, 'n wortbrüchiger Lump!" — das litt sie nicht. Sie hoffte trotz allem noch immer. Es konnte ja nicht sein, daß er sie verließ. Wer weiß, was ihn jetzt veranlaßte, sie eine Zeitlang zu meiden?! Wenn sie beim Nähen saß und die Maschine schnurrte, dann

stieg in ihr schmal gewordenes blasses Gesicht ein leises Rot: wer weiß, wenn sie heut abend nach Hause kam, dann war er da! O, dann würde sie ihm entgegenfliegen, sich jauchzend in seine Arme werfen! Und wenn er auch nur Hausdiener wäre, wie Max sagte. Und wenn sie auch mit ihm wohnen müßte viele Treppen hoch oder unten im Keller, das machte nichts. Sie begriff jetzt ihre Ansichten von früher nicht — hochmütig war sie gewesen — sie war es nicht mehr. Wenn er nur kam, wenn er nur wiederkam!

„Du," sagte Mine zu Arthur, „geh doch mal bei Michels hin, erkundige dir nach dem Herr Albrecht! Vielleicht, daß du 'n da zu fassen kriegst!"

Aber das wollte Arthur nicht. „Und wenn er nu gar nich da is? Wenn sie nu sagen: ‚Unbekannt', wie stehe ich denn da? Einfach lackiert!"

Da entschloß sich Mine, selber zu gehen. Sie sagte keinem Menschen etwas davon. Viele schwere Gänge hatte sie schon gehen müssen in ihrem Leben, diesen Gang würde sie auch noch über sich gewinnen. Es war ein weiter Weg von ihrer Novalisstraße dahin; sie hatte Zeit, zehnmal mutig und entschlossen zu sein, und zehnmal wieder verzagt und bange zu werden. Hier auf der Asphaltstraße der Stadt flatterte keine Hoffnung vor ihr her, wie damals auf dem Waldweg zur Gartenstadt; aber die Notwendigkeit, endlich die Wahrheit zu wissen, stampfte neben ihr her mit ehernem Schritt.

Sie hatte das Beste an, was sie besaß; ein Kleid, das Fridchen ihr geschneidert hatte, und einen Hut mit Blumentuff. Die großen Spiegelscheiben der Leip-

zigerstraße warfen ihr ihr Bild ganz stattlich zurück, zu schämen brauchte sich Herr Albrecht der Frau nicht, die nach ihm fragen kam.

In den Schaufenstern des roten Eckhauses blendeten herrliche Stoffe, rote, blaue, grüne, gelbe; alle bunten Strahlen flossen nieder, und breite, seidige Bänder warfen Blumen, die wie lebend waren, dazwischen. Nun trat sie doch voller Scheu ein. Aber es war mehr der große prächtige Raum, der sie niederdrückte, als das, deswegen sie kam; damit hatte sie sich jetzt abgefunden: es mußte sein. Ihre Arme fest an sich pressend, um nichts zu streifen, stand sie am Ladentisch.

„Was befehlen?“ fragte ein Verkäufer. Sie tat, als höre sie nicht. Nein, dem konnte sie nichts sagen, der hatte so ein lustiges junges Gesicht.

Dann kam ein anderer: „Werden Sie schon bedient?“ Der hatte graue Haare und sah müde aus, zu dem hatte sie mehr Zutrauen. Der wußte ja, wie's zuging im Leben. Und mit fester Stimme fragte sie ihn nach Herrn Albrecht.

Ja, ein Herr Albrecht war hier. War der es vielleicht, den sie suchte? Er zeigte auf einen ihr gänzlich Fremden.

Nein, der war es nicht! Sie erzählte dem Herrn mit den grauen Haaren ihre ganze Geschichte. Es waren augenblicklich nicht viele Käufer im Laden, er hörte sie an; aber ein leises Lächeln konnte er dabei doch nicht unterdrücken: wie konnte man nur so leichtgläubig sein! Die Frau schien sehr dumm. „Ich werde mal nach hinten ins Kontor gehen, da noch ein-

mal nachfragen. ‚Albrecht' ist so ein landläufiger Name, vielleicht ist doch noch einer dieses Namens hier, und ich weiß es nur nicht."

Nun stand sie wieder und wartete; sie wußte es schon, was der Herr ihr für Bescheid bringen würde. Ihre Frida, ihre arme Frida! Sie fühlte die Blicke der Kommis auf sich ruhen; sie guckten jetzt alle nach ihr hin, einige lachten, einige tuschelten. Sie wurde rot, vor ihren Augen schwamm es wie ein Nebel. Und durch den Nebel sah sie den Grauhaarigen zurückkommen, er zuckte die Achseln: „Leider nicht da!" Und durch einen Nebel tappend, suchte sie den Ausgang; der galonnierte Portier mußte sie beim Arm nehmen und durch die Glastür führen. Und dann stand sie auf der Straße und mußte nach Hause. Nach Hause? Nein, das konnte sie jetzt nicht. Ihre Frida, ihre arme Frida! Sie mußte jetzt hinaus, hinaus auf ihr Feld!

Wie eine Flüchtende stürzte sie zum Bahnhof. Noch nie war ihr die halbe Stunde hinaus zu einer solchen Ewigkeit geworden.

Es tröpfelte leise, als sie von Hohenfelde zu den Lauben eilte. Und es würde bald dämmern. Sie ging nicht über die Chaussee, die war ihr von heimkehrenden Arbeitern zu sehr belebt, sie lief am Bahndamm entlang durch den tiefen Sand unter den Birken hin, den Weg, den Arthur sie geführt hatte das erste Mal. Nun war's ein und ein viertel Jahr her, daß sie die Laube hier hatten, viel hatte sich seitdem verändert. O sehr viel!

Zwei Männer kamen ihr auf dem schmalen Pfad

entgegen: waren es welche von den Arbeitern oder Landstreicher? Sie hatte gar nicht Zeit, das zu unterscheiden, der eine packte sie gleich an, und der andere vertrat ihr den Weg.

Was wollten sie? Sie war eine alte Frau, und Geld hatte sie auch nicht! Mit einer Kraft, die selbst ihren stämmigen Armen niemand zugetraut hätte, stieß sie die Angreifer zur Seite. Und dann fing sie an zu laufen, lief quer weg über die Heide; die Strolche nahmen die Verfolgung nicht auf. Sie sah die beiden nicht mehr, als sie noch einmal den Kopf wendete. Aber sie lief immer noch, lief bis sie ihre Laube erreichte. Da warf sie sich auf das Bänkchen vor der Tür und schnaufte erst aus.

Es war nicht mehr sicher hier; aber erschrocken war sie nicht sehr, der Gedanke an Frida beherrschte sie ganz. Wie sollte, wie konnte sie es der Tochter beibringen, daß es noch schlimmer war, als Max prophezeit hatte?! Nicht einmal Hausdiener war er da! Eine große Verzagtheit fiel über sie her; die packte sie derber an, als vorher die Männer. Mit starren Augen sah sie drein: wie fing sie's nur an, wie fing sie's nur an?!

Da sah sie sich etwas bewegen zwischen den Beeten. Gleich sprang sie auf. Sie brauchte gar nicht so behutsam von weitem zu stehen: ein junges Häschen saß da, ein spätgeborenes schwaches Tier — oder war es angeschossen? Es konnte nicht fort. Klagend wie ein kleines Kind saß es mitten im Weg. Aber die Alte hatte sich zu ihm gefunden, sie beschnupperte es. Als Mine näher trat, schreckte die Häsin wohl auf,

aber sie blieb. Sie beschnupperte weiter ihr klagendes Kind, und dann packte sie es am Fellchen im Genick, und den Kopf mit der schweren Last steif hebend, sprang sie mit ihm zwischen die Grünkohlstauden.

Da würde sie die Tierchen auch nicht verjagen! Mine gab sogar ihren Grünkohl preis. Ein gerührter Ausdruck war in ihrem Gesicht: ach, die Hasenmutter hatte sie etwas gelehrt. Ja, so würde sie's nun auch versuchen zu machen. Was konnte sie denn anderes für Frida tun? Sie würde ihre Frida fest in die Arme nehmen, damit die es fühlte: ‚Ich, deine Mutter, verlasse dich nie'.

Eine große Beruhigung war über Mine gekommen: mit der Liebe, mit der Liebe allein war's getan! Die tröstete. Jetzt nur schnell, daß sie daheim war, wenn die Tochter vom Nähen kam! Sie pflückte rasch ein paar Blumen. Viel war's nicht damit, die Arbeiter hatten schon gerupft beim Vorübergehen, aber von der rotgelben Kapuzinerkresse, von der letzten wohlriechenden Wicke und den herbstlichen Astern gab es doch noch einen Strauß. Davon bekam Frida die eine Hälfte, die andere würde sie der jüngsten Riedel ans Bett stellen.

Es war doch immer noch schön hier, o, so schön! Mit einem Aufatmen sah Mine sich noch einmal um. Wie die anderen nur sagen konnten, es sei nichts mehr los hier?! Auch Arthur hatte keine Sehnsucht mehr nach seiner Laube, sie war ihm verleidet. Warum? Wegen dem bißchen Bauen? Nein, man dächte hier bloß noch ans Sterben! Wegen dem Butterhändler?! Mine wiegte lächelnd den Kopf und blickte hin

nach dessen früherer Laube: der ruhte nun sanft. Das war doch allen Menschen bestimmt, das wußte man doch schon von Kindheit an — ‚Bis daß du wieder zu Erde werdest, davonnen du genommen bist!‘

Ihr war das kein Grauen. Ihr war das eine Zuversicht.

* * *

Wovor es Mine Reschke nicht graute, davor graute sich aber Rentier Hippelt im Kieferngrund. Nur nicht sterben, nur nicht sterben! Es wäre doch schrecklich, wenn er seine Geschäfte nicht zu Ende führen könnte; noch war die angefangene fünfte Million nicht voll.

Sowie Hippelt den letzten Anfall überwunden hatte, diese Herzschwäche, die zur tiefen Ohnmacht führte, ließ er sich den Agenten kommen. Er hatte zwar nichts mehr mit dem Bernhard zu tun haben wollen — aber nun verlangte ihn doch nach ihm. Er hatte keinen anderen Vertrauten.

Und Bernhard, der hinausgeworfen worden war in einer zornigen Stunde, kam mit doppelter Sicherheit jetzt wieder herein: „Nu, Herr Hippelt, wie steht's? Nu, Hippelt, was sagen Se zu Ihrem großen Projekt?“ Er hatte die Grausamkeit, dem Kranken gleich davon anzufangen. „Hab ich nich immer gesagt: warten Se ab?! Hätten Se gewartet ab, hätt' die Stadt Berlin 's Gelände für das Irrenhaus von Ihnen gekauft. Aber Sie konnten nich abwarten, verschenkt haben Se's — ei weh, nu haben Se gar nischt!“

Hippelt wollte auffahren, aber der andere drückte ihn nieder und lachte: „Heißt 'n Grundstückspekulant!" Bernhard war jetzt lange nicht so unterwürfig mehr wie früher: was war der hier mit all seinen Millionen ohne ihn?! Jetzt war er, der armselige Schieber, nicht bloß Hippelts rechte Hand, jetzt war er auch noch die linke dazu. Früher hatte er sich mit kleiner Provision zufrieden geben müssen, jetzt aber schlug er auf.

Als Bernhard endlich gegangen war, verließen Hippelt die Kräfte. Mühsam hatte er sich aufrecht gehalten, mit einer zähen Willenskraft, die selbst den Agenten noch einmal getäuscht hatte. Er durfte nicht zeigen, wie schwach er war, er mußte es beweisen, daß er noch immer der alte Hippelt war, der große Mietshäuser besaß, am Gesundbrunnen, am Wedding, am Oranienburger Tor, Holzplätze, Stapelplätze, allerlei Grundstücke und einen Geldschrank in dem so und so viele Wechsel lagen. Aber als die Tür sich hinter den karierten Hosen, dem langen schwarzen Rock geschlossen hatte, brach er zusammen.

Zum ersten Mal wurde es Frau Sophie angst: sollte sie nicht lieber nach dem Doktor schicken? Wer weiß, ob Hippelt schon Testament gemacht hatte, und wie sie bedacht war?! Von weiteren Verwandten wußte sie nichts — sie, sie allein würde doch alles erben?! Wie eine Katze, die nicht recht weiß, ob sie zulangen darf oder nicht, schlich sie um den Kranken herum. In ihren niedergetretenen Pantoffeln schlurfte sie aus und ein und spähte nach der Nase, die abgemagert und spitz aus den Kissen ragte.

Hippelt sagte nichts, bis ihm dies beständige unruhige Aus- und Einschlurfen, dieses Spähen zu viel wurde. „Geh 'raus," sagte er kurz. „Ich kann's nicht vertragen." Und als sie nicht gleich ging, sondern stehen blieb und ihn mit ihren Augen, die rund und groß in ihrem kleinen Gesicht standen, wie eine Eule anstarrte, knäulte er sein Kissen zusammen und schleuderte es nach ihr. Ächzend fiel er dann zurück: nun war er allein. Allein, wie er es wünschte.

Und doch hatte er Verlangen, nicht allein zu sein; das Alleinsein war gräßlich. Es verstärkte noch das Pochen, das ihm den ganzen Körper so erschütterte, als schlüge in der Brust ein Hammer auf einen Amboß. Es machte ihn noch unruhiger, noch rastloser, so daß er sich bald aufrichtete, bald wieder streckte. Und das alles tat er mit stöhnendem Seufzen. Weg da, weg da von der Brust, was ihn so drückte! Er stieß mit den eiskalten Händen in die leere Luft: das war der Tod, der sich ihm aufhocken wollte. Weg, ha, weg da!

Als Albert am Abend eintrat, um dem Kranken eine dünne Suppe zu bringen, hielt der ihn fest. Er krallte seine Finger bittend in des Burschen Rock: „Bleib, bleib die Nacht bei mir!" Seine erstorbenen Augen forschten nach einem Zeichen der Teilnahme. „Bleib du bei mir!"

Da sagte Albert: „Wenn Sie mir zwanzig Mark dafür geben, dann bleib ich!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war wirklich großartig, wie der Diener den alten Hippelt pflegte! Fräulein Zimmer bat dem

jungen Menschen den ganzen Verdacht ab, den sie gegen ihn gehabt hatte. Ein Leichtfuß war der ja, aber nun ließ er völlig das Herumtreiben. Vergebens wartete die junge Grete, das Hausmädchen, auf eine Aufforderung von Albert zu einem Vergnügen. Er machte auch keinen Besuch mehr drüben. Da kündigte sie und stürzte Fräulein Zimmer in jammernde Sorgen. Wo bekam man nun gleich ein neues Hausmädchen her, jetzt gerade, wo es zum Winter ging?!

Hirsekorn hatte den Winter kommen sehen, aber nicht mit der Bangnis des vorigen Jahres. Nun war er schon daran gewöhnt. Der Sohn hatte ihm zwar vorgeschlagen: ‚Willst du nicht doch für den Winter lieber in die Stadt ziehen?' und die Tochter hatte aus Magdeburg Brief auf Brief geschickt:

‚Komm doch zu uns für die schlimmsten Wintermonate. Unser Haus ist so groß, wir würden uns gegenseitig gar nicht stören oder uns auf dem Hals sitzen. Ich kann ja so schlecht hier abkommen, um Dich zu besuchen, die Kinder werden größer, ich überlasse sie nicht gern den Dienstboten. Wir haben auch so viel vor, aber komm Du doch zu uns! Wir würden uns herzlich freuen. Ich bin immer besorgt um Dich, es ist dort gewiß sehr kalt und einsam.'

Hirsekorn blieb bei seiner Weigerung. Er hatte aber freundlicher, ja dankbarer darauf geantwortet, als er es je früher getan hätte. Er erkannte an: seine Kinder meinten es gut. Aber Jugend muß zu Jugend; Menschen, die selbst noch voller Leben sind, gehören mitten ins Leben, sie müssen schwimmen

mit der vollen Flut. Es war ihm selber merkwürdig, aber er empfand es, bittere Regungen waren von ihm abgefallen, wie Blätter, die im Herbst fallen müssen, damit der Baum sich wieder neu begrünen kann, wenn ihn ein Lenz ruft.

„Was sollen so alte Leute wie ich in Berlin,“ sagte er zum Sohn. „Wir taugen nicht mehr fürs Getriebe.“ Und an die Tochter schrieb er:

‚Ich danke Dir, liebe Hanna, für Deine Einladung. Es freut mich, daß ihr mich bei euch haben wollt, aber ich bin nun bereits hier so eingewurzelt, daß ich mich nur herausreißen könnte mit Verlust. Du brauchst Dich nicht zu sorgen, es geht mir gut. Ich habe das Bild Deiner Mutter — nicht das an der Wand meines Zimmers meine ich — eines, das hier unendlich lebendig ist. Wenn ich mich einmal allein fühle, dann rufe ich sie. Ich weiß, was sie mir gewesen ist, und was sie mir noch ist, und das macht mir die Eintönigkeit unterhaltsam, die Kälte warm, mein stilles Haus voller Leben. Ich fühle keine Einsamkeit mehr. An mein Fenster kommen die Vögel. Finken, Meisen, Drosseln, Rotkehlchen, selbst der Specht findet sich ein. Der Wald schickt mir seine Kinder, die klopfen bei mir an — nein, ich kann nicht fortgehen, liebe Tochter! Auch der Winter ist schön hier.‘

Und so war es wirklich. Es war keine Redensart von Hirsekorn, um die Absage zu bemänteln. Die Tochter wollte erst weinen, als sie den Brief bekam — wie wenig sich der Vater doch eigentlich aus ihnen machte! — aber dann regte es sich ganz leise in ihr

wie eine Erleichterung. Der Vater schien sich auch wirklich dort sehr wohl zu fühlen. Und wer weiß, ob sie's ihm hier hätte so zu Dank machen können. Und Wilhelm schrieb ja auch: ‚Vater ist heiterer, als ich ihn seit Mutters Tod je gesehen habe, ist äußerst frisch, und gegen Hilda so liebenswürdig, daß sie mir immer seine Galanterie zum Muster aufstellt.'

Die Frau Regierungsrat hätte nie geglaubt, daß sie sich mit dem Schwiegervater noch einmal so gut stehen würde. Sie hatte immer etwas Angst vor ihm gehabt, er konnte so unangenehm geradezu sein; die schöne Frau war es gewohnt, daß man ihr überall nur das sagte, was sie gerne hören wollte. Jetzt fühlte sie einen kleinen Triumph: aha, nun hatte sie doch auch ihn bezwungen! Jetzt war ihr der Stettiner Bahnhof nicht zu entlegen und die Fahrt nach draußen auch nicht zu weit. Und jedesmal, wenn sie den alten Herrn besuchte, sagte er: ‚Such dir etwas aus!'

‚Gerade, als ob er mich damit ärgern wollte,' dachte Julie Zimmer.

Aber der Doktor dachte weder hieran, noch daran, sich an der kindischen Freude der jungen Frau und dem leichten Kuß, den sie ihm dann auf die Wange drückte, zu ergötzen. Was er der Schwiegertochter Freundliches tat, tat er des Sohnes wegen; er trachtete, durch Äußeres langsam Einfluß zu gewinnen auf Inneres. Wie eine Rose, die im Garten steht mit flattriger Blüte, das zarte Häuptchen nach der Sonne dreht und es gleich entblättert hängen läßt, sowie ein Wind dagegen pustet oder ein Regen tröpfelt, so dünkte ihn Wilhelms Frau. Und wie ein Züchter mit

Sorgfalt die empfindliche Blume langsam zu erhärten sucht und sie nicht gleich einpackt beim ersten Frost, so versuchte er es mit der Frau seines Sohnes. Mit kleinen Listen fing er es an. Was machte das aus, was sie forttrug an lieben Andenken? Die lockten sie an ihn. Und wenn sie dann erst voll an seine Güte für sie glaubte, ihm näher kam, dann traute er es sich wohl zu, dem Sohne etwas zu gewinnen. Wie sollte es sonst werden, wenn die Stürme kommen, die jedes Leben umsausen? Dann hatte Wilhelm ja nichts an dieser Frau.

Über den früher oft Heftigen war jetzt Geduld gekommen. Man lernte hier außen das Warten. Lernte das Warten mit der Natur.

Noch war kein Hauch von Frühling in der Luft, kein Silberduft webte um die Birken, und die Kiefern standen stumm und starr trotz ihres ewigen Grüns. Und doch fühlte man, wenn man nur recht fühlen konnte, und doch sah man, wenn man nur recht sehen konnte, dieses Warten der Natur. Bald, bald! Noch war das Gras unter den Waldbäumen fahl geblichen, vom Winter ausgefroren; noch war kein Trieb in den Büschen, aber tief, tief unten in der Erde schlief das Herz schon nicht mehr, dessen Sehnsucht die Scholle zum Duften bringt, und den Boden zum Sich-begrünen. —

Das weite Feld zwischen Hohenfelde und Briesewerder lag noch ganz verlassen; die Winde schnoben darüber hin und Regengüsse peitschten es. Noch rührte sich hier nichts, noch lag es in stillgeduldigem Warten.

Aber die, die einsam darüber hinstrich, kannte keine Geduld. Die schwarze Anna wußte nicht, wie ihre

Zeit hinbringen. Sonst hatte sie den Winter verschlafen, Tag und Nacht hatten sich ihr in eins verwoben, jetzt wartete sie am Tag auf die Nacht, und in der Nacht auf den Tag. Warum kam e r so selten?!

Wenn sie gewußt hätte, wo er wohnte, sie wäre zu ihm hingelaufen — wo wohnte er? Es hatte sie früher nie verlangt, das zu erfahren; jetzt hätte sie es gern gewußt. Aber er hatte gesagt: ‚Ich heiße Ludwig, und ich wohne — na, irgendwo! Und nu schweigste davon. Frag nich so dumm, sonst komm ich nich wieder!‘ Er kam auf dem Rad, er ging auf dem Rad, sie hätte bloß den Spuren des Rades zu folgen brauchen, aber sie getraute sich nicht. Wenn er das merkte, dann wurde er böse. Oh so böse! Dann würde er nicht mehr wiederkommen, nie mehr.

Obgleich es rauh war, oft so unwirtlich, daß man ganz verklammte, so erwartete sie ihn doch immer noch am alten Platz: an der Unterführung des Bahndamms, in dem kleinen Tunnel. Aber da war jetzt kein heimliches Stübchen mehr. Das Brombeergestrüpp war nackt und dürr, durch die blattlosen Ranken pfiff der Wind, es deckte nicht schützend den Eingang mehr. Wieviel besser wäre es in Reschkes Laube gewesen! Die beiden anderen Lauben waren nicht mehr; die eine Bude hatte der Sturm umgerissen, die andere hatte ein Feuer verzehrt, das die Arbeiter sich darin angezündet hatten. Aber die Laube von Reschkes stand noch so schön und war wohlverwahrt. Anna dachte an die Nächte, die sie im vorigen Winter dort so behaglich verschlafen hatte. Wenn er doch da hätte mit ihr unterkriechen wollen! Aber ‚Nein, nein!‘ —

in die Laube wollte er nicht. Er wehrte hastig ab: was fiel ihr ein, in fremder Leute Eigentum sich einschleichen zu wollen, zu tun, als gehöre ihr das! Und wenn die nun darüber zukämen? Das könnte eine nette Geschichte werden!

Ach was, die kamen ja nicht, kein Mensch kam jetzt! Aber da war er böse geworden und hatte sie so heftig angefahren, daß sie zitterte: nichts mehr von der Laube, kein Wort mehr!

Nun duckte sie sich hier in der Unterführung, an deren gemauerter Decke die Feuchtigkeit noch gefroren war, und, wenn oben ein Zug darüber wegdonnerte, in kleinen Eiskristallen niederstäubte. Auf dem schwarzen Haar des Mädchens blieb es liegen wie Reif. Sie fror erbärmlich, ihr Gesicht war ganz blau vor Frost. Es war so moderig, so kellerig hier. Wenn er doch bald käme! Dann wurde ihr warm.

Bei den geheimen Offenbarungen im siebenmal versiegelten Buche stand: ‚Der stärkste Liebeszauber'.

‚Sieben Fäden vom Hemd, sieben Fäden vom Haar
Flecht ich zu einem Seile klar,
Bind es ihm dreimal um die Händ
Daß er sich nimmer von mir wend.'

Aber um die Mitternachtsstunde zwischen Donnerstag und Freitag mußte es sein, und der Vollmond mußte dazu scheinen. Heute schien er nicht. Das Mädchen trat vor die Höhle und starrte hinauf zum Himmel: n o c h nicht!

Zwischen zerrissenen Wolken schob langsam der Mond sein schiefes Gesicht vor und warf ein klägliches

Licht herab auf die Heide. Die Einsame hob die Hände empor: da war er, da war er, und er würde schon voll sein in ein paar Tagen!

Sie fing plötzlich an zu hüpfen, immer im Kreise herum, bald auf dem einen Bein, bald auf dem andern, es machte ihr warm, und heiß schlug es ihr dazu vom Herzen zum Kopfe, eine Welle von Freude: wenn der Vollmond schien, wenn der Vollmond schien! Immer schneller hüpfte sie, sie drehte sich im Wirbel, ihre Haare lösten sich und flogen wie eine Mähne.

„Na, biste denn ganz verrückt?!"

Mit einem gellenden Schrei hielt sie an und warf sich ihm an den Hals: da war er ja! Sie hatte ihn gar nicht kommen gehört. Mit wildem Jubel umhalste sie ihn, sie küßte sein Gesicht, seine Hände, seinen Ärmel, seinen Rock.

„Still doch, still! Verrücktes Mädel, willste wohl gleich stille sein!" Er preßte ihr seine Hand hart auf den Mund. „Schrei doch nich 's ganze Feld auf!"

Sie lachte übermütig: das war ja ganz gleich, wenn sie ihn, ihn nur hatte!

Aber er zerrte sie ins Dunkel der Unterführung zurück — hierhin traf kein Mondstrahl. Sein Kuß war flüchtig, aber sie empfand das nicht, sie war wie berauscht von dem Glück, ihn bei sich zu haben, ihren ‚Hübschen', ihren ‚Feinen'. Sie fühlte auch die kellerige Eisluft nicht mehr.

Aber er schauerte zusammen: „Donnerwetter, is das 'ne Kälte hier. Nun hab ich's aber bald satt!"

Sie schmeichelte ihm: „Heirat mich doch!"

„Du bist verrückt!“ Er stieß sie von sich.

„Ja, heirat mich doch!“ Sie blieb dabei. „Denn frieren wir nich mehr. Denn kannste in unser Haus ziehn!“

„In *die* dreckige Baracke?!“ Er lachte roh.

Aber sie verstand dieses Lachen nicht. Ernsthaft sagte sie und rieb sich an ihm wie eine Katze an einer liebkosenden Hand: „Wenn dann Großmutter tot is, dann is alles dein. Oho, Großmutter hat Geld, mehr als du denkst!“

„So?“ Etwas Aushorchendes kam in seinen Ton. „Na, was *du* viel nennst!“

Was? Er schenkte ihr keinen Glauben?! Wie ein Kind hatte sie das Bedürfnis, sich wichtig zu machen. Und unklar empfand sie: damit lockte sie ihn. „Großvater hat oft zu mir gesagt: ‚Wenn du mal heiratst, denn kaufste dir 'n Haus in Berlin‘. Oh der war gut zu mir! Ganz anders wie seine Olle. Ja, sehr gut; der hat mich nie geschimpft und nie —“

Was ging ihn das an?! Aber anderes interessierte ihn. Rücksichtslos schnitt er ihr die Rede ab: „Woher hatte der denn das Geld?“

„Na, er legte doch den Leuten de Hände auf und kuckte ihnen in de Augen. Un hat se gestrichen un was dabei gesprochen. Un denn hat er allerlei gekocht zum Einnehmen. Un Frauenspersonen sind auch bei ihn gekommen, gerade wie jetzt bei Großmuttern. Die verdient auch 'ne Menge. Aber Großmutter is schlecht zu mir!“ Ihre Augen waren des Weinens ganz ungewohnt, aber nun kam ihr plötzlich etwas Nasses hinein. Sie drückte ihr Gesicht gegen seine Brust, ihre

Arme umklammerten ihn: „Verlaß mir nich! Hab mir doch lieb!“

„Na ja, ja!“ Was wollte sie denn, das hatte er ja! Er tätschelte ihren Nacken, er streichelte sie, und er küßte sie auch. Aber seine Seele war nicht dabei.

Geld, viel Geld besaß also die Alte? Geld, Geld! „Wo hat sie's denn?“ Das entfuhr ihm so, er wußte nicht, daß er es laut sagte. Er erschrak fast über des Mädchens Antwort: „Na, bei uns doch, wo denn sonst? Da in unserm Haus. Da wo der Peter steht, der Bock! Im Stroh neben der Stube!“

Er schauderte zusammen.

„Frierste so?“ fragte sie zärtlich. „Denn komm doch rein bei mir, ja, willste? Großmutter schläft fest, un wenn se auch aufwacht, na“ — sie stellte sich trotzig auf, die Leidenschaft ihrer Liebe vertrieb ihr jede Angst — „na, denn wacht se eben auf! Komm nur, komm nur dreist!“

Aber er wehrte sich dagegen.

„Nein, heute nich! Nein, nein, heute nich!“ Er streckte beide Hände abwehrend aus. Seine Augen flackerten scheu.

Sie sah es nicht im Dunkeln, aber sie fühlte das Erbeben seines Körpers. „Bist du so bange?“ Es schüttelte ihn ja förmlich. Sie wollte ihn mit sich ziehen: „Komm, komm!“

Aber er wehrte sich. „'n andermal — 's nächste Mal!“

„Nächste Donnerstag Nacht, wenn der Vollmond scheint. Denn kommste aber. Ja? Bestimmt?!“

Sie faßte seine Hände, und eine Strähne ihres

gelösten Haares wie ein feines Seil darum windend, murmelte sie lächelnd mit singendem Tonfall:

„Sieben Fäden vom Hemd, sieben Fäden vom Haar
Flecht ich zu einem Seile klar — — —“

Vierzehntes Kapitel

An demselben dunklen Abend, an dem Albert mit der schwarzen Anna auf dem Felde zusammentraf, war auch Frida Reschke draußen. Als sie heute bei einer Kundin Maschine nähte, wurde ihr das Treten auf einmal so sauer, die Maschine stand still. Stöhnend die Arme auf die Maschine stützend und das Gesicht in den Händen verbergend, verharrte sie regungslos. Was sie seit Monaten schon wußte, was sie aber immer und immer wieder mit einer Energie, die nur die höchste Verzweiflung gibt, von sich gewiesen hatte — ach, es war ja nur ein wüster Traum, eine Einbildung, es war nicht wahr, nein, nein, es war ja nicht wahr! — das stürzte jetzt auf einmal, ohne jede äußere Veranlassung, mit solchem Gewicht über sie her, daß sie gelähmt saß. Jetzt konnte sie nicht mehr. Sie konnte nicht mehr arbeiten; sie konnte nicht mehr denken. Sie konnte sich nicht rühren.

Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, noch immer saß sie unbeweglich.

Als die Dame die Nähstube betrat, erschrak sie über ihre Näherin. Warum saß die Reschke denn so da? Ihr aufmerksamer Blick haftete auf der Gestalt

des Mädchens. Merkwürdig hatte die Reschke schon lange ausgesehen — so verändert — aber heute?!

Nun berührte sie den Arm der Versunkenen. Frida hatte gar nicht die Eingetretene wahrgenommen. „Sie sollten sich lieber nicht so schnüren, Fräulein Reschke! Es ist nicht gut für Sie!“

Da fuhr Frida auf wie eine Wilde: was, was? Mit irren Augen stierte sie die Dame an, und dann fuhren ihre entsetzten Blicke an dieser vorbei, und dann, nach Minuten, wie jetzt erst zur Besinnung kommend, stammelte sie: „Ich muß nach Hause gehen. Verzeihen Sie. Mir ist nicht wohl!“

Und dann war sie durch die Straßen geirrt. Wo sie ging, das wußte sie nicht, planlos lief sie umher. Sonst hatte sie es immer zur Mutter nach Hause getrieben, in all ihrem Leid, in ihrer bangen Verzweiflung immer zu der. Aber jetzt —?! Jetzt mußte sie es der Mutter ja sagen — und nein, nein, das konnte sie nicht!

Es trieb sie nicht mehr nach Hause. Wie ein gejagtes Tier, das Unterschlupf sucht, rannte sie durch die Stadt. Sie wurde gestoßen, getreten, auf die Seite geschoben. Erst als sie nicht mehr laufen konnte, als ihre Brust keuchte, und ein Flimmern vor ihren Augen war und ein Rauschen in ihren Ohren, als das Gefühl kam: jetzt wirst du ohnmächtig, jetzt stürzest du hin, ging sie langsamer.

Es war Mittag gewesen, als sie das Haus der Kundin verlassen hatte, jetzt ging es schon gegen die Dämmerung. Wo sollte sie hin, wo sollte sie hin?!

Aus Gewohnheit war sie zuletzt nach ihrer Straße

gegangen, aber sie ging am Hause vorbei. Da oben saß eine, die hatte keine Ahnung, daß ihre Tochter hier unten ging und w i e ging! Frida hatte alle die Monate nicht geweint, die nagende Angst, den quälenden Jammer ganz trocken in sich verbissen, nun tröpfelten ihr ein paar Tränen.

Wo sollte sie hin, wo sollte sie hin?! Wie eine Betäubte wankte sie weiter. Da war der Bahnhof. Da hatte sie einmal ein Plakat gelesen: ‚Mütter, eheliche und uneheliche, finden Rat und Hilfe in der Zentralauskunftsstelle ... das Bureau arbeitet unentgeltlich und hat nur die Absicht Unglücklichen, Hilflosen eine rettende Hand zu bieten.' — — —

Sie hatte es gelesen an einem hellen Tag, als sie hinausfuhren nach der Laube; gelesen, ganz gedankenlos, wie man eben so etwas liest.

Und noch ein anderes Plakat war da angeschlagen gewesen: von einem Wöchnerinnenheim, das Frauen und Mädchen jedes Standes aufnahm. — — —

Ob das noch da stand? Aber nein, das war ja beides nichts für sie — nein, nein! Das war nur für Gesunkene, für Gefallene. Noch fühlte sie sich erhaben über solche. Er war doch ihr Bräutigam gewesen! Daran klammerte sie sich, wie an eine Entschuldigung. Aber ach, doch nur für einen einzigen Tag!

Und wie eine Welle, die so gewaltig ist, daß man in ihr ertrinkt, schlug die Scham über ihr zusammen. Die Augen zukneifend, stürmte sie in der Vorhalle an den Plakaten des Mutterschutzes und der Heilsarmee vorbei, sie stürzte zum Schalter: „Billett nach Hohenfelde." Sie stolperte in den eben abfahrenden Zug.

Nun hatte sie wieder einen Gedanken, aber nur diesen einen, den einzigen: da war ein Pfuhl, der war schwarz wie Pech, der war die Zuflucht für sie. In Berlin fischten sie jeden und jede wieder heraus — aber wer suchte sie da?!

Sie wanderte dann dem einsamen Felde zu. Es sah sie niemand hier gehen. Sie dachte nicht an die Mutter mehr — was ging sie noch Mutter und Vater an? Mochten die weinen! Sie, sie war viel unglücklicher, viel bedauernswerter! Die Tochter dachte jetzt nur an sich. Mit dem ganzen Egoismus der Jugend nur an sich, nur an ihr Leid, das war so groß, wie es kein größeres in der Welt gibt. Nie war jemand in seinem Leben so betrogen worden, so belogen!

Die Milde, mit der Frida anfänglich des Treulosen gedacht hatte, war jetzt verschwunden, übergegangen in Abscheu, ja, in Haß: mochte ihr Tod über ihn kommen, ihm das vergolten werden, was er ihr angetan hatte!

Die Fäuste in den Falten ihres Kleides geballt, schritt Frida mit hängenden Armen schnell vorwärts. Jetzt, im Angesicht des Todes, wußte sie nichts von Liebe mehr; hart, unerbittlich stand der ja vor ihr, sie kam ihm näher und näher schon — sie war jetzt auch hart, unerbittlich.

Auf ihr Gesicht, das wie Stein war, schien fahl der Mond. Und fahl schien er auch auf den Tümpel, er erhellte ihn nicht.

Oh, oh, wie war das Wasser so schwarz heute, schwärzer denn je, oh wie grausig schwarz! Frida stand davor und schauderte. Sie hob den Fuß, sie wollte hinein-

treten, hineinplumpen wie ein Stein, der gleich bis auf den Grund sinkt, da hörte sie etwas leise jammern. Rasch zog sie ihren Fuß zurück. Da unten, da unten, da weinte etwas! Wie hatte das kleine Mädchen doch gesagt, damals als sie zum ersten Male hier stand? — ‚Wenn das so klingt, als weinte was, als riefe was, dann sind's die kleinen, die kleinen‘ — — — und die Bröse war gekommen einen Sack auf dem Rücken — ‚da trägt die se rein nach 'm Pfuhl‘ — — — oh Gott, die Bröse?!

Das alte Hexengesicht stand plötzlich vor Frida. ‚Sie werden mich auch mal besuchen, Fräulein,‘ hatte die Bröse gesagt, und so boshaft gegrinst dabei. Die Bröse, die Bröse!

„Gott, mein Gott!“ Frida rang die Hände. Das Grauen, das sie damals vor der Alten empfunden hatte, war jetzt kein Grauen mehr, es war zum unwiderstehlichen Zwang geworden. Hin zu ihr — nein, nicht — doch, doch!

Mit beiden Händen faßte die Unglückliche nach ihrem Leibe — es pochte an. Nein, nein, es durfte nicht pochen! Sie stemmte wütend dagegen, in verzweifelter Empörung über ihr Geschick. Nein, sie wollte nicht so gedemütigt dastehen, nein, sie wollte nicht mit hämischem Lächeln hinter sich flüstern lassen! Noch wußte keiner darum, noch konnte sie die Schande ja loswerden. Brauchte nicht selber zu sterben darum. Oh, das Wasser war so schwarz, pfui, so ekelhaft! Ihr grauste so sehr davor.

Frida empfand ein ungeheueres Mitleiden mit sich selber, und das übertäubte alles andere. Sie, sie sollte

in dies schmutzige Wasser hinein? Oh nein, oh nein, dann lieber zur Bröse! Hilfe, Rettung, Zuflucht — das Hexengesicht wandelte sich ihr zum Engelsantlitz. — — —

Ohne Überlegung rannte Frida auf das Lichtchen zu, das wie ein ferner Stern jenseits der Chaussee schimmerte. Hätte sie doch Flügel, die sie eilender trügen, als ihre ermatteten Füße! Nur da, nur da, wo es so golden blinkte, wurde ihr Erlösung.

Sie rannte wie vorangepeitscht, sie hörte nicht das leise Jammern vom Pfuhl mehr; jetzt war es sogar dicht bei ihr. Der Nachtvogel, den sie dort aufgestört hatte, flatterte mit ihr; er streifte sie fast mit seinen Schwingen. Aber sie hatte kein Gehör, für sie gab es nur noch das Eine, das einzig Eine: hin zu jenem Licht! Und noch ohne Atem riß sie mit zitternder Hand an der rostigen Klingel. Die gab einen Ton von sich, der ging durch Mark und Bein.

Die Bröse fragte von innen: „Wer is denn da?"

„Ach, machen Sie auf!" Die zitternde Stimme des Mädchens flehte: „Machen Sie mir doch auf, bitte, machen Sie auf!"

Da öffnete die Bröse.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Mädchen war in der Hütte verschwunden. Das Licht, das vorhin in der Küche gebrannt hatte, wanderte jetzt in die Hinterstube; man sah es nicht mehr von außen. Aber doch wurde das Feld in der Dunkelheit hellwach. Jetzt begann der Nachtwind sein Lied. Plötzlich heulte er auf. Und er schnob um das einsam stehende Haus, er fuhr an die Scheiben, daß sie klirr=

ten. Er drückte gegen die morsche Tür, er riß polternd vom Dach ein paar Ziegel herunter und fauchte gegen Vorder- und Hinterwand. Er brauste von allen Seiten. Und im Brausen erwuchs etwas, das war stark wie Orgelton, das war eine gewaltig-mahnende Stimme. Das schauernde Feld duckte sich, es beugten sich am Waldrand die Bäume. Und die Stimme wurde immer gewaltiger, immer eindringlicher: hörte die da innen denn noch immer nicht, was Natur zu ihr sprach?!

Da — die Tür wurde aufgerissen, ins Freie stürzte Frida heraus. Der Sturm nahm sie gleich in Empfang, schlug ihr den flatternden Rock über den Kopf und trieb sie vor sich her, weg von dem Hause.

Sie lief, sie lief. Wie auf der Flucht. ‚Frida, wo bist du?‘ — ‚Frida, was wolltest du tun?‘ — — —

O Gott, wer rief da?!

Frida weinte jetzt laut. Schaudernd fühlte sie: was du tun wolltest, ist Sünde. Als das Weib so vor ihr stand, wie eine Hexe, nein, viel schlimmer noch: wie alles Böse, da hatte sie auf einmal wieder denken können. Und in jäher Erkenntnis sich aufraffend, hatte sie die Bröse von sich gestoßen, war zur Türe gestürzt und geflohen.

Es waren Tränen schamvoller Reue. Sie war ganz zerknirscht. Mühsam weiterwankend, oft stolpernd und mit Ächzen sich wieder aufraffend, wimmerte sie in sich hinein: was würde die Mutter sagen, ihre arme Mutter?! So viel Not hatte die schon in ihrem Leben gehabt — nun ging wieder eine neue an. Oh, die Mutter, die arme Mutter!

Mit Zentnerschwere senkte sich plötzlich der Gedanke an die Mutter auf Frida. Sie konnte nicht weiter. Gott sei Dank, daß da die Laube war! Sie hätte sonst umsinken müssen auf freiem Felde. Und verschlossen war die nicht mehr, das Vorlegeschloß war abgerissen, im Wind klappte die Tür und schlug hin und her.

Frida tastete ins Dunkel hinein. Leer, alles leer. Aber da war noch ein wenig Stroh. Es war feucht und kalt, doch sie warf sich darauf nieder mit einem Erlösungsseufzer: hier konnte sie ausruhen. Sie mußte ja leben. Leben bleiben wegen der Mutter und leben wegen — sie flüsterte es nicht mit bleichen Lippen, sie fürchtete sich, es zu denken. Aber sie dachte es doch: wegen des, das da kommen würde.

* * *

Während die Tochter Reschke draußen im Dunkeln umherirrte, saß die Mutter Reschke drinnen in ihrer Küche beim Strümpfestopfen. Aber die Arbeit kam nicht voran. Mine war immer etwas langsam mit der Nadel, heute ging es ihr noch weniger von der Hand. Sie war betrübt. Seit Arthur draußen die Laube nicht mehr hatte — das heißt sie hatten sie ja noch, aber er hatte ganz die Lust an ihr verloren — ging er wieder so viel ins Café Amor. Schon seit Ende des Sommers saß er immer drüben in der dunstigen Kneipe. Und er verleitete auch den Max dazu. Der war zum Glück nicht sehr dafür, ging nur selten mit und trug sein Geld lieber zur Mutter, als daß

er's drüben ausgab und nichts davon hatte, als einen schweren Kopf und verräucherte Kleider.

Mine seufzte: heute waren sie freilich beide drüben. Und noch nicht zurück.

Die Frau warf einen Blick auf die kleine Küchenuhr mit den lang herunterhängenden, blankgeputzten Gewichten: es war ja auch noch nicht sehr spät, erst elf Uhr. Aber wo Frida blieb?

Oft schon hatte die Mutter auf die Tochter gewartet, so wie heute hatte sie aber noch nie geharrt. Was war denn, was war denn nur mit der Frida?! Die war oft so seltsam, so verschlossen, gar nicht ihre alte, zärtliche Frida mehr — und so — so — Mine schüttelte den Kopf, sie wußte nicht, wie sie's benennen sollte: nun, eben so ganz anders.

Sie seufzte und blickte nachdenklich in ihren Schoß. „Wenn die Kinder klein sein, treten se einem auf 'n Schoß — wenn die Kinder groß sein, treten se einem aufs Herze.“ Sie sprach es leise vor sich hin und nickte dazu: ja, so hieß es in dem alten Spruch, der hatte wohl recht. Früher war die Frida lieb, ach so lieb gewesen, aber jetzt?!

Die Mutter wischte sich über die Augen; es tat ihr doch gar so arg weh, daß ihre Frida kein Vertrauen mehr zu ihr hatte. Dieses Herumgehen mit zusammengepreßtem Mund, dieses Wegblicken vor der Mutter Blick, dieses ganze Sich-in-sich-zurückziehen, das empfand Mine schmerzlicher, als wenn da Schlimmeres gewesen wäre. Es konnte ja gar nichts so schlimm sein, was sie ihrer Frida nicht verzeihen würde.

Eine große Zärtlichkeit war im Herzen der Mutter.

Wenn jetzt die Frida nach Hause kam, so abgespannt, so blaß, dann würde sie sprechen: ‚Endlich!' und ihr aus dem Mantel helfen und ihr die Pantoffeln holen, die warm standen unterm Ofen, und die Röhre aufmachen: ‚Gucke, Fridchen, da sein 'n paar Bratäpfel für dich drin!' Warum lächelte die Frida doch nie, nie mehr?!

In einer plötzlichen Hast stand Mine auf, Schere und Stopfei fielen klappernd zu Boden, sie ließ sie liegen. Von einer schweren inneren Unruhe getrieben, ging sie in der engen Küche hin und her, faßte bald dieses an, bald jenes. Es konnte doch nicht bloß die Enttäuschung über den Bräutigam sein?! Dazu war Frida doch zu stolz, die hing ihr Herz nicht mehr an einen Lumpen. Deswegen hätte sie schon wieder mal lachen können.

Die Uhr schlug halb zwölf. Es kraspelte etwas auf der Treppe. Mine machte schnell die Tür auf: „Frida?!"

Es war nur die Riedel, die trug ihr Wachszündhölzchen vor sich her. Und hinter ihr kam Irene. Die Kleine hielt ihr Mäntelchen fröstelnd eng zusammen, ihre Füße stolperten müde, unter ihren langhängenden blonden Locken hervor blinzelte sie abgespannt. Als sie Mine erkannte, lächelte sie matt.

„Iroßartig," sagte die Riedel. „Ick sage Ihnen, Reschken, iroßartig! Det Kind hat jemimt bei die Feerie wie 'n Engel! Von die janzen Kinder war keene so schön. Die Leute kuckten ooch alle nach sie — nich wahr, mein Engel?"

„Ich bin sehr müde," sagte Irene leise.

Die Mutter schob sie vor sich her in den Küchen-eingang: „Denn man fix, fix, morjen wird's wieder so spät!“

Es wurde alle Abend so spät. Mine war jetzt ein wenig abgezogen, sie dachte nun an Irene Riedel. Die ging nicht mehr auf die Ballettschule, sie war nun, seit sie wieder gesund war, schon ‚ankaschiert‘ an einem Zirkus. Wenn es da mit der Reiterei alle war, spielten sie zum Schluß noch ein Stück, immer dasselbe Stück, schon seit Weihnachten, darin kroch die Irene aus einer Blume und flog dann als Elfe.

„Det Leben kost't zu ville Jeld, die muß nu ooch wat verdienen!“ sagte die Riedel. Und Irene war jetzt ihr bestes Kind; auch bei weitem das größte Talent, die beiden Großen kamen dagegen gar nicht mehr an. ‚Meine Jüngste‘ war ihr zweites Wort — die Jüngste, der kommende Stern.

Aber nicht lange weilten Mines Gedanken bei Irene Riedel; sie flogen schon wieder zu Frida zurück. Warum kam sie denn nicht? So spät war sie noch niemals nach Hause gekommen. Da war etwas passiert!

Schon riß Mine ihr Umschlagetuch vom Nagel, sie hatte auf einmal das Gefühl, als müßte sie schnell gehen, schnell, und nach Frida sehen — da hörte sie einen Tritt auf der Treppe.

Langsam kam es die Stufen herauf. Und nun tastete es an der Tür. Es pochte nicht an, es suchte unsicher. Mine riß die Tür auf: war das Frida?

Sie war es. Totenbleich kam sie in die Küche gewankt.

„Was is dir?“ Die Mutter schrie vor Schrecken laut auf. Wie sah das Mädchen aus? Die Rocksäume naß, das Kleid beschmutzt von oben bis unten, das zerzauste Haar zottelte ihr ins Gesicht; der Hut saß ganz schief gerutscht, am Mantel hingen Strohhalme. „Wie siehste aus? Was is dir? Herre im Himmel, was is dir?“ Die Mutter streckte die Arme aus: fiel Frida um?

Aber Frida blieb stehen. Sie lehnte sich nur mit dem Rücken gegen die Küchentür, und die Hände vor ihren Leib haltend und ineinander krampfend, flüsterte sie ganz tonlos: „Mutter!“ Und dann, sich zusammennehmend und wie mit einem letzten Entschluß, stieß sie es heraus, laut, hart, ohne Umschweife: „Ich krieg ein Kind!“

Mit düsteren Augen starrte sie dann geradeaus; alles Weiche, alles Jugendliche war aus ihrem Gesicht geschwunden. Das Wort war gefallen, das Schreckliche gesagt. Sie sagte nichts mehr: nun wußte die da es ja!

Mine sagte kein Wort. Sie hatte hinter sich gefaßt, nach der Stuhllehne gesucht, als müsse sie sich daran halten.

Ein Kind! Das hatte laut gehallt an die engen vier Wände. Nun war es schauerlich still.

Frida stand noch immer an die Küchentür gelehnt: so konnte sie ja gleich wieder umdrehen, hinausgehen, hin, woher sie gekommen war. Es konnte ja sein, daß die Mutter sie nicht mehr haben wollte. Warum sagte die nichts? Warum fuhr die nicht los? Warum schalt die nicht auf sie ein, packte sie an und schüttelte

sie?! Fridas verklammte Hand tappte nach der Türklinke; aber sie zögerte doch noch einen Augenblick: mußte sie denn wirklich gehen?

Da sagte die Mutter ruhig, und man merkte es nur dem ein wenig zittrigen Tone an, daß es in ihr so ruhig nicht war: „Komm, Fridchen, nu zieh dir erst mal aus. Hier haste die Pantoffeln. Herre im Himmel, du tust ja ganz naß sein! Und dann leg dir ins Bette. Ich setz mer bei dir hin. Un denne sag mer, was du zu sagen hast!“

Sie wendete sich einen Augenblick ab; die Tochter durfte den angstvollen Jammer nicht sehen, der ihr Gesicht verzerrte. „Der liebe Gott wird uns nich verlassen. Du bist ja kein schlechtes Mädel nich.“ Die Tochter war zusammengezuckt. „Nee, mein Fridchen, das biste nich!“

Das traf tiefer, als wenn die Mutter getobt und geschlagen hätte. Frida schluchzte laut auf. In einer gewaltigen Erschütterung fiel sie vor der Mutter nieder auf die Kniee. Das Herz erbebte ihr in Liebe und Reue und Dankbarkeit. „Mutter, Mutter, kannst du mir verzeihen?“

Da senkte Mine den Kopf, beugte ihn tiefer und tiefer, bis daß ihre Stirn auf dem Scheitel der Knienden lag. Und schamhaft leise, und doch mit einer Opferfreudigkeit, die sich nicht scheut, sich selber preiszugeben, flüsterte sie ins Haar der Tochter hinein: „Meinste, dir alleine tut es so gehn? Es tut vielen so gehn, und — mir —!“ Nun wollte ihr doch die Stimme versagen. Sie hob ihre Stirn für einen Augenblick, sie holte tief Atem, aber dann legte sich's

wieder warm auf der Tochter Scheitel. Und wie eine Tröstung erklang es: „Mir — deiner Mutter — is es auch so ergangen!“

Fünfzehntes Kapitel

In dieser Woche sausten die ersten Frühlingsstürme. Herr Reschke las in der Zeitung von gewaltigen Stürmen auf dem Ozean, er las es vor mit großem Behagen. Da war ein Riesenschiff untergegangen mit Mann und Maus, auf der Fahrt nach Amerika, von einem treibenden Eisberg mitten durchgeschnitten worden. Und ein Kohlenkutter war auf die Klippen bei England geraten, die Mannschaft hatte geschrieen, selbst durch das laute Toben des Sturms hatte man's gehört, und Notsignale hatten sie gegeben über Notsignale, aber die von der Küste hatten ihnen doch nicht beistehen können. Versoffen waren die Schiffer dicht beim Land.

Oh Gott, wer jetzt übers Meer fahren mußte! Mine faltete erschrocken die Hände. Sie hatte selber viel eigene Not, darum fühlte sie für die, die auch in Not waren.

In der Novalisstraße merkte man nicht viel von den Stürmen, die dem stillen Frost des Winters folgen. Da klapperte es höchstens einmal in der Nacht, wenn von den alten Hinterhäusern ein paar Schiefer hinunterfegten und im engen Hof zerschellten; es pfiff nur etwas mehr als sonst um die Ecken, und vom

freien Platz vorm Stettiner Bahnhof zog es. Draußen aber in der Gartenstadt war es schlimmer, und noch weiter draußen auf dem öden Felde, der Briese zu, konnte man sich kaum auf den Füßen halten vor gewaltigem Wehen. Da tobte es. Auf dem Meer konnte es nicht wilder zugehen. Da war Wasser, hier war Sand. Da waren Wellen, hier waren Sandwehen, und Tücken, die in der Tiefe lauern, gab es hier wie dort.

Heute stand der Vollmond über der Heide. Jetzt sah man erst ihre ganze Verlassenheit. Und verlassen schien auch das einsame Haus am Feldrand, so, als ob niemand darin wohne. Das weiße Mondlicht umwob es mit seltsam kaltem, wesenlosem Schein. Und doch war ein Wesen darin, das war warm, heiß, glühend.

An dem kleinen Fenster der Küche, darin ihr erbärmliches Bett — ein Strohsack mit einer Decke — in einem Winkel lag, stand die schwarze Anna. Sie stand da im bloßen Hemd. Aber ihre nackten Füße auf dem kalten Estrich froren nicht. Jetzt war die richtige Zeit! Die Uhr in der Bröse Stube hatte elf geschlagen, das Husten der Alten, die zu Bette lag, hörte man nicht mehr, die war eingeschlafen, — jetzt waren sie und der Vollmond allein.

Nun konnte es anfangen! Anna öffnete leise das blinde Fensterchen, der Vollmond strömte heller herein.

Die Fäden hatte sie schon aus dem Hemd gezogen; das war gar nicht so leicht gegangen, die Leinwand, wenn sie auch schon verbraucht war, war grob und hielt noch fest.

„Sieben Fäden vom Hemd!" Sie murmelte es im Nachzählen.

Und dann griff sie mit rücksichtsloser Hand in ihr gelöstes Haar. Sie riß — ha, da waren die sieben Haare ja schon! Schwarze, lange, starkdrähtige Haare. Sie knüpfte sie mit den Fäden der Leinwand zusammen. Und nun, das eine Ende zwischen den Zähnen haltend, drehten ihre Finger ein Schnürchen. Das wurde nur fein, ganz dünn und fein; aber doch stark — oh sehr stark. Sie probierte es. Das riß keiner durch.

Und das Zauberseil, mit dem man den Geliebten für alle Ewigkeit bindet, triumphierend in die Höhe haltend, begann sie, von Sehnsucht erfüllt, den monotonen Singsang, der ihr den Geliebten herbeirief, ihren Hübschen, ihren Feinen.

Sie stand mitten im geisterhaften Glanz des vollen Mondes, ganz umflutet von reinem Licht, selber wie geisterhaft, weiß und leuchtend. Aus Schmutz und Alltäglichkeit gehoben von Überirdischem.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auch in den Kieferngrund leuchtete der Vollmond. Es war schon spät Abend, aber Herr Hippelt war noch nicht zu Bette gegangen. Es ging ihm besser seit einigen Wochen, der Fingerhutsaft der alten Bröse war gar nicht so übel gewesen, und das Beste daran war, er hatte nicht viel gekostet; sie hatte ihm keinen hohen Preis angerechnet für die Mixtur. Darum kaufte er ihr aber ihr Haus doch nicht ab, sie und die alte Baracke war ihm ja jetzt nicht mehr im Wege. Leider nicht! Wenn er d a r a n dachte, krampfte sich

ihm doch noch immer das Herz zusammen, und er fühlte wieder das starke Klopfen. Heute war er aber vergnügt. Der Bernhard war doch so übel nicht; der hatte ihm vor vier Wochen einen Käufer angeschleppt für eines der Grundstücke, die er, links von sich, hier in der Straße besaß. Und acht Tage darauf wieder einen, und vorgestern den dritten. Es schien, als ob der Kieferngrund es den Leuten jetzt angetan hätte. Die wollten bauen, sowie es Frühling war. Die paar sonnigen Mittage und mal ein bißchen linde Luft hatten ihnen Lust und Mut gemacht. Recht so, recht so!

Hippelt rieb sich die Hände: nur auf eigenem Grund und Boden fühlt sich der Mensch glücklich. Wenn der Bernhard auch gut bei der Sache verdient haben mochte, er selber hatte doch auch ein gutes Geschäft gemacht. Die Grundstücke hatte er dazumal sozusagen für ein Butterbrot bekommen; nun nach den paar Jahren waren sie schon gestiegen. Bedeutend gestiegen. Das war wenigstens ein kleiner Ausgleich für die verfehlte Spekulation mit dem vermaledeiten Feld draußen.

Ein Zug von Mißmut vergrämelte das Gesicht des Alten, aber gleich darauf wurde es wieder glatter. Er schmunzelte: solvente Käufer. Solide Bürger, keine Krösusse, mehr oder weniger kleine Rentiers, aber Leute, die doch anständig bezahlten, und hier draußen in aller Beschaulichkeit noch was von ihrem Leben haben wollten.

Heute hatte Hippelt die verschiedenen Kaufsummen erhalten, in bar und in Papieren. Er hatte sich

alles hierher anweisen lassen. Es war ihm ein schönes Gefühl, auch einmal hier im Geldschrank etwas von Wert zu haben, nicht bloß Lappalien. Es wäre vielleicht besser, sicherer, alles mit in die Stadt zu nehmen — er würde das auch demnächst tun — vorerst wollte er sich aber noch ein bißchen hier daran erfreuen! Und in der Tasche seines mausgrauen Schlafrocks den Schlüssel befühlend, den er heute immer bei sich trug, zog er ihn hervor und begann das umständliche Aufschließen.

Das Wort ‚Glück' mußte zusammengesetzt werden aus den verschiedenen Gliedern des Schlüssels — das war seine Erfindung — sonst ging das Schloß nicht auf. Nun war geöffnet.

Hippelt zog einen Stuhl heran und setzte sich vor den offenen Schrank. Da lagen sie! Papiere, wertvolle Papiere, Kassenscheine. Und daneben auch blankes Geld. Er hatte es sich von der Bank so auszahlen lassen: Gold in Rollen. Und er öffnete ein Röllchen, in reines weißes Papier sorgsam gepackt von geübter Hand, und zählte ein Zwanzigmarkstück nach dem andern vor sich hin. Wie das blinkte! So neu, eben geprägt! Das war noch nicht durch viele Hände gegangen. Er hatte seine Freude daran. Was gab es Schöneres, als hier draußen in aller Stille zu sitzen und das neue Geld durch die Finger gleiten zu lassen?!

Hippelt fühlte sich sehr wohl heute abend. Niemand störte ihn. Auf der Straße war es totenstill, der Vorgarten trennte ihn weit von ihr, und im Hintergarten schweifte Pluto, der ließ niemanden in des Hauses Nähe. Sophie schlief längst; überdies

hatte die einen Schlaf, daß man mit Kanonen schießen könnte, und sie würde nicht aufwachen. Der Diener schlief auch — Hippelt fuhr plötzlich herum nach der Tür, er glaubte ein leises Geräusch gehört zu haben.

Es war Täuschung gewesen. Recht unangenehm war es, daß Albert heute gesehen hatte, wie er das Geld in Empfang nahm! Daß der Mensch auch seine Augen überall haben mußte! Er hatte ihn zwar sofort weggeschickt, aber — man kann eben vor dem eigenen Diener nichts geheim halten.

Hippelt sah wieder nach der Tür hin: er hatte sie doch zugeschlossen? Er traute sich selber nicht, er war jetzt oft so vergeßlich, besonders wenn ihn eine Sache so ganz beschäftigte. Er stand auf um nachzusehen — zuschließen, zuschließen! — da wurde die Klinke von außen vorsichtig niedergedrückt.

„Wer ist denn da?" Hippelt rief es aus gepreßter Kehle. Er warf sich gegen die Tür. Diese war jetzt spaltbreit geöffnet, ein Fuß setzte sich zwischen, eine Hand streckte sich durch.

„Wer ist da? Nein, nein!" Hippelt bemühte sich, die Tür zuzudrücken, aber seine schwache Kraft war leicht überwunden.

Albert stand im Zimmer. Und mit einer Stimme, die heiser war vor Erregung, stammelte er: „Schreien Sie doch nich so, Herr Hippelt!"

„Was willst du, was willst du?" Hippelt war zurückgewichen und deckte den offenen Geldschrank mit seinem Rücken. Warum sah ihn der, der da, so wild, so wirr, so entsetzlich an?!

Aus des Burschen Augen loderte die Habgier. Jetzt verbarg er sie nicht mehr, jetzt zeigte er sie offen.

„Raus," stotterte Hippelt. „Raus mit dir! Ich will jetzt schlafen!"

„Das können Sie ja. Aber erst mal — erlauben Sie!" Und Albert schob den Zitternden beiseite und trat mit ungeheuerer Frechheit an den Geldschrank heran. Er war jetzt ganz kalt. Seine Stimme war klar geworden, er stammelte nicht mehr. „Sie haben da ja so viel Geld. Was woll'n Sie denn mit alldem? Ich kann's besser gebrauchen!" Er griff hinein.

„Dieb!" Der Geizhals kreischte laut auf. Sein Geld, sein Geld! Nun hatte ihn die zitternde Furcht verlassen, er stürzte sich auf den Burschen, er packte ihn an: „Du Dieb! Halunke! Ich zeige dich an, ich —"

Er konnte nicht weiterschreien, des Dieners Hand legte sich ihm um die Gurgel: „Sein Sie stille!" Der Griff wurde fester.

Oh, und die Blicke! Mit vorquellenden Augen stierte Hippelt in das drohende Gesicht. Er gurgelte, er wollte sprechen, — da lockerte sich der Griff etwas, nun konnte er ächzen: „Albert — du wirst doch nicht — hab ich dir nicht immer gegeben? Albert — Hilfe — Albert!"

Der Bursche war sehr finster. „Schrei'n Sie man, es hört sie doch keiner. Wollen Sie mir denn gutwillig zehntausend Mark geben, dann will ich gehen — nee, fünfzehntausend! Sie sehen mich dann nich wieder. Ich mache fort. Na los, man los!" Er stampfte mit dem Fuß auf.

„Laß mich erst los!" Die Hand sank. Da schlug

Hippelt mit verzweifeltem Entschluß seinen Geldschrank zu und warf sich davor: „Keinen Pfennig kriegst du, keinen Pfennig!“ Der Geizhals wurde zum Mutigen. Er bäumte sich auf wie im Krampf, seine Augen verdrehten sich. „Nie, nie — mein Geld ist es, mein, mein!“ Er klammerte sich mit beiden Armen an seinen Geldschrank. Der andere riß ihn los.

Und nun begann ein Ringen. Die Lampe stürzte um und erlosch. Aber der Mond schien herein, es war fast taghell im Zimmer.

Mann gegen Mann. Der eine suchte den andern vom Schrank fortzustoßen, der schwache Alte entwickelte Riesenkräfte. Sie keuchten beide, stumm, erbittert, in schäumender Wut wie ineinander verbissene Hunde.

Der Junge bekam doch die Oberhand, der Alte taumelte rücklings zu Boden. Da schrie er auf zu dem, der über ihm stand mit flackernden Augen, die Hand mörderisch erhoben: „Tu mir nichts! Albert, ich — du —!“ Hippelts Stimme brach. Das war nicht Todesfurcht jetzt, das war die Furcht vor dem Entsetzlichsten, was geschehen kann. „Albert, tu mir nichts, ich bin ja — dein Vater!“

Also Wahrheit war's doch, was die Mutter gesagt hatte: ‚Dein Vater ist ein reicher Herr‘ —?! Was die Mutter gesagt hatte, was er selber geahnt hatte, worauf er gepocht hatte und was er doch nicht ganz geglaubt hatte, nun war es doch wahr — Vater?! Albert schauderte zurück.

Und sich zu Hippelt niederbeugend, der sich halb aufgerichtet hatte vom Boden, die eine Hand aufstützte, die andere abwehrend erhoben hielt, keuchte

Albert: „Das ist dein Glück!“ Und dann stürzte er zur Tür. Sie schlug hinter ihm zu. Gleich darauf heulte draußen der Hund, das Heulen ging über in lang anhaltendes Winseln.

War er fort, war er wirklich fort?! Hippelt wollte sich vollends aufrichten, er konnte nicht. „Hilfe, zu Hilfe!“ Hörte ihn denn keiner?

Ein Krampf setzte ein, so furchtbar, so unerhört schmerzhaft, wie Hippelt ähnlich stark noch keinen gehabt hatte. Das Herz schwoll ihm zu einem ungeheuern belastenden Etwas. Es wuchs ihm bis zum Halse herauf, es drückte ihm allen Atem aus. Es machte in rasendem Tempo: tack, tack. Und dann krampfte es sich wieder ganz klein zusammen, das ‚Tack, tack‘ setzte aus.

Todeskälte kroch über den Einsamen hin — war das sein Ende?! Das Entsetzen davor nahm ihm das Bewußtsein. — — —

Als Hippelt aus seiner Ohnmacht erwachte, war er noch immer allein. Aber der Mond schien nicht mehr; ein anderes Schimmern leuchtete herein. Da rutschte er auf allen Vieren zum Fenster hin. So hoch, um es zu öffnen, vermochte er nicht zu reichen, aber in die unterste Scheibe traf seine Faust. Glas splitterte, Blut floß, und sein Schrei gellte heraus in den dämmernden Morgen. —

War das ein Hilferuf?! Doktor Hirsekorn erwachte plötzlich: hatte er recht gehört? Er setzte sich im Bett auf, sein Ohr war noch scharf: das kam von drüben, von Hippelts her! Und wie der Hund winselte! War da ein Unglück geschehen? Er hörte es jetzt ganz deut-

lich, dem unartikulierten Schrei waren Worte gefolgt. Es rief jemand um Hilfe.

Ohne zu überlegen, sprang Hirsekorn auf, er zog nur die nötigsten Kleider an — er hatte es noch so im Griff von der Zeit her, als man bei ihm die Nachtglocke zog, es ging alles sehr rasch — schon war er auf der Straße.

Er drückte auf die Schelle am Nachbareingang. Aber niemand schien zu hören. Nur der Hund schnüffelte von innen nach ihm; der kannte ihn. Da sah er, daß die hochummauerte Straßenpforte nur angelehnt war, und offen stand auch die innere Haustür, zurückgelegt bis in ihre Angeln.

Der Hund folgte ihm auf den Fersen, mit beständigem Winseln schnoberte er hinter ihm drein. Das leere Dunkel des nächtlichen Hausflurs gähnte dem Doktor entgegen. Da fiel von oben ein Schein herab: das Morgenrot fing an, rosig durchs obere Gangfenster zu leuchten.

Und nun sah er an die Treppe ein Wesen rutschen, das kroch auf allen Vieren und winselte herunter: „Hilfe, — ach, Hilfe — ich sterbe sonst!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war dem Doktor nicht schwer geworden, den Nachbar wieder ins Bett zu schleppen; das Gewicht dieses abgemergelten Körpers trug er noch. Als Hippelt lag, die schneebleiche Nase spitz aus den Kissen ragend, fühlte er ihm den Puls. Er war kaum mehr zu fühlen. Und die eingesunkene Brust, von der der Doktor das zerrissene Hemd schob, gab dem lauschenden Ohr kaum etwas zu hören. Die blutende, vom

Glas zerschnittene Hand machte dem Arzt die geringste Sorge, er umwand sie einstweilen mit dem Handtuch. Aber war denn kein Mensch hier, der sich um den Kranken kümmerte?

Hirsekorn pochte an die Tür auf der anderen Seite des Ganges; er mußte schon ordentlich trommeln mit der ganzen Faust, bis die Stimme der Frau drinnen antwortete: „Na, was ist denn los?"

„Herr Hippelt ist erkrankt, stehen Sie auf! Schnell!"

Da kam denn Frau Hippelt. Als sie ihren Mann so daliegen sah, erhob sie ein lautes Sich-beklagen: das hatte sie ja immer gesagt, Hippelt war nicht recht wohl, und daß er sich einen Doktor kommen lassen sollte, aber er hatte es ja nicht gewollt. „Auf die paar Mark wäre es am Ende auch nich angekommen!" Sie drängte sich an den hilfsbereiten Nachbar: „Glauben Sie, daß Hippelt jetzt sterben wird?"

Hirsekorn zuckte die Achseln. Das Weib, das, die verschlafenen Augen mühselig aufreißend, ihn neugierig anblinzelte, war ihm zu unangenehm; hier fand er kein Mut-zusprechendes Wort. Aber es mußte jemand sofort hinübergehen und seine Hausapotheke holen.

„Albert! Albert!" Frau Hippelt schrie nach dem Diener. Hörte der Mensch denn gar nicht? Empört kam sie nach einigen Minuten zurück: natürlich, der Kerl war wieder nicht da. Der trieb sich viel zu viel herum. Gott sei Dank, daß bald das Frühjahr kam, sie kündigte ihm sicher zum ersten April. Es war nicht mehr auszuhalten mit ihm, er —

Der Doktor schnitt ihr die Rede ab. Er hatte gesehen, wie der Kranke zusammenzuckte, sich etwas zu

sagen mühte, die umwickelte Hand abwehrend hob, die gesunkenen Lider halb öffnete. Ihm ward offensichtlich dies viele Reden zur Qual.

„Gehen Sie selber hinüber, Frau Hippelt!“ Als sie Einwendungen machen wollte, sagte Hirsekorn streng: „Gehen Sie sofort. Fräulein Zimmer soll Ihnen meine Hausapotheke geben und meinen Verbandkasten. Gehen Sie, gehen Sie!“ Er drängte sie hinaus. —

Der Doktor stand am Bett und hielt den Puls des scheinbar Eingeschlummerten, da schlug dieser die Lider ganz auf. „Muß ich sterben?“ Es lag eine ungeheuere Angst in diesem Blick. Die Augen Hippelts bohrten sich förmlich in die des Arztes.

Hirsekorn sagte nichts.

„Ich will nicht sterben! Ich sterbe nicht — und ich sterbe nicht!“

Es lag etwas Grausiges in dieser Hartnäckigkeit und zugleich etwas Mitleiderregendes. Wie konnte ein armseliger Mensch, so eine Handvoll, sich sträuben wollen?! Das war die Lebensgier des Geizhalses, der sich nicht trennen konnte von seinen Schätzen. Und doch beschwichtigte der Arzt: „Regen Sie sich nicht auf, Herr Hippelt, wer spricht denn von Sterben?! Etwas in acht werden Sie sich aber nehmen müssen, Ihr Herz ist schwach!“

„Danke,“ murmelte Hippelt. Es flog wie der Schein eines Lächelns um seinen Mund. „Ich muß nicht sterben — nicht sterben.“ Beruhigt schloß er die Lider. —

— — — — — — — — — — — — — — —

War das ein aufregender Morgen! Fräulein Zim-

mer war ganz außer sich, sie flog an allen Gliedern. Und von den beiden Dienstmädchen traute sich keines einen Augenblick allein zu bleiben. Erst diese Aufregung mit dem Nachbar drüben, der beinahe gestorben wäre am Herzkrampf, und dann dieses, dann dieses! Das war ja noch hundertmal schrecklicher!

Der Milchmann hatte die Schreckensgeschichte als erster hinterbracht. Er trug alle Morgen die Milch von Hohenfelde nach der Gartenstadt. Sonst kam er zu Hirsekorns um neun, heute erst gegen elf, er war überall solange festgehalten worden. Er mußte ausführlich erzählen.

Zwei Frauen waren ermordet worden in dieser Nacht, in ihrem Häuschen an der Chaussee zwischen Hohenfelde und Briesewerder. Ein Bauer aus Briesewerder war hingekommen, vor der Frühkirche noch, um von der Bröse etwas zu holen für seine Kuh, die kalben sollte, und bei der es nicht recht voranging; der hatte Alarm geschlagen. Man hatte die Bröse gefunden vor ihrem Bett mit verzerrten Zügen. Ein Kampf mußte stattgefunden haben; die ganze Stube war um und um gewühlt, und das Stroh nebenan im Verschlag des Ziegenbocks war herausgerissen und überall herum verstreut. Daß die Alte sich tapfer gewehrt hatte, das sah man wohl. Ihr Ziegenbock mochte ihr beigestanden haben; man fand ihn bei ihr liegen wie einen Hund, der den toten Herrn noch schützen will. Ihm war nichts geschehen. Aber die Junge war auch erwürgt. In der Küche. Eine Schnur war um ihren Hals zusammengezogen; ein ganz feines Schnürchen, aus Haaren und groben

Fäden zusammengedreht, aber es hatte gehalten wie das festeste Seil.

Anna Bröse lag auf dem Bett im Winkel, ganz friedlich. Als ob sie schliefe. Hier war keine Spur eines Kampfes zu sehen.

Sechzehntes Kapitel

Der Mord an den beiden Frauen unweit der Briesewerder Chaussee hatte nicht nur die nähere Umgegend in Aufregung versetzt, auch in Berlin wurde viel darüber gesprochen. Manch einem, der daran gedacht hatte, sich in diesem Frühjahr irgendwo draußen anzubauen, sei es auch nur, eine Laube aufzurichten, verging die Lust dazu. Wie konnte man es denn wagen, Frauen und Kinder allein draußen zu lassen?!

Die Bröse, die sich verkrochen hatte in ihrer dunklen Höhle wie ein Nachtgetier, wurde herausgezerrt ans helle Licht des Tages. Da blieb nichts mehr verborgen; nicht ihre geheime Tätigkeit, durch die sie ein kümmerliches Dasein gefristet hatte, nicht ihr Kartenlegen, und nicht ihr aus dem Zauberbuch-lesen.

Es war unglaublich, daß so etwas noch vorkommen konnte, in der heutigen aufgeklärten Zeit! Sozusagen vor den Toren Berlins. Daß sich doch immer noch Leute fanden, die dem Hokuspokus einer alten Hexe Glauben schenkten! In allen Zeitungen stand darüber zu lesen. Eine Wallfahrt von Neugierigen zog am nächsten Sonntag zu der Bröse Haus an dem

öden Feld. Man ging um die verlassene Hütte herum, die wie ein schmutziges Geheimnis, halb eingesunken, in einem Morast lag, und schüttelte sich vor Grausen.

Die Bröse war begraben und mit ihr das Mädchen, das bei ihr gelebt und für ihre Enkelin gegolten hatte, und doch ruhte die Neugier noch nicht. Aus welchem Grund war die armselige Alte ermordet worden? Hatte man Schätze bei ihr vermutet? Oder war Habgier nicht der Grund gewesen, vielleicht Rachgier? Vielleicht war einer der Täter, dem ihre Quacksalberei einen üblen Streich gespielt hatte? Oder hatte das Mädchen, das sie nach allen Aussagen schlecht behandelte, einen angestiftet und war dann doch auch selber zum Opfer gefallen? Man wußte es ja, die schwarze Anna war nicht spröde gewesen. Und unsicher war es da draußen auch lange schon.

Die Polizei entwickelte eine lebhafte Tätigkeit. Bis jetzt hatte man freilich noch nicht die richtige Spur gefunden, gar keine Spur. Die roten Zettel klebten an allen Litfaßsäulen, an allen Bahnhofsecken: ‚Tausend Mark Belohnung'.

Da meldeten sich zwei Bursche aus Hohenfelde und eine Frau aus Briesewerder. Die zwei waren eines Abends der schwarzen Anna begegnet, wie sie mit einem jungen Menschen herumstrich. Der hatte sich nicht sehen lassen wollen, sie hatten ihn aber doch erkannt: es war der junge Reschke gewesen, dessen Vater eine Laube draußen hatte. Und die Frau hatte einige Zeit darauf, als sie an einem Nachmittag — es war

ganz einsam — oben auf der Chaussee ging, unten am Haus der Bröse einen herumspionieren sehen und heimlich in das Fenster gucken und an der Tür sich zu schaffen machen. Er hatte sich zwar schnell geduckt, aber sie würde ihn doch wiedererkennen. — — —

Auch bei Reschkes wurde viel über die Sache gesprochen. Sie hatten ja die Bröse gekannt, waren sozusagen Nachbarn von ihr gewesen.

„Daß du mir nu nich mehr alleine raus gehst auf das verfluchte Feld," grämelte Arthur. „Überhaupt nich mehr. Ich will gar nischt mehr davon wissen; nischt als Unglück haben wir davon gehabt!" Und seufzend stützte er den Kopf in die Hand. Seine Tochter immer so vor Augen zu haben, das machte ihn ganz schwermütig. Wenn das Feld nicht gewesen wäre, und die Laube nicht, und die ganze verfluchte Geschichte nicht, dann —!

„Unsre Laube kann aber doch nischte dafor," sagte Mine. Sie verteidigte das, was ihrem Herzen so teuer war. „Was kann das unschuldige Stückel Land for unser Unglück!"

„Ich erneuere die Pacht nich mehr. Du kannst sagen, was du willst. Brauchst gar nich mehr anzufangen mit Säen und Pflanzen, ernten tust du es doch nich mehr!"

Wenn Arthur aus der Zeitung vorlas von dem Morde, dann ging Max weg. Das konnte er nicht anhören. Er fühlte, wie es ihm über den Rücken rieselte, und wie es ihm heiß in die Augen schoß: das arme Mädel! Nachts schlief Max nicht; immer sah er die Anna vor sich mit den schwarzen Haaren und

den blinkenden Zähnen, sah sie, wie er sie damals gesehen hatte mit seinen roten Korallen um den Hals, sah sie, wie er sie belauscht hatte im Pechpfuhl, umsprüht von blinkenden Tropfen. Er konnte gar nicht mehr böse auf sie sein. Und wenn er schlief, dann träumte er so entsetzlich, immer von ihr, sah sie ermordet daliegen und schrie so überlaut auf, daß die ganze Nachbarschaft wach wurde.

Heute las Reschke wieder vor: noch immer hatten sie den Mörder nicht, aber ein Verdacht war aufgetaucht, der wohl zur Entdeckung führen konnte. Doch hielt man das vorderhand noch streng geheim.

Mine, die erst jetzt am Abend dazu kam, das Geschirr abzuwaschen, stand, einen Teller in der Hand, mit weitaufgerissenen Augen: wer, wer konnte nur so ein schrecklicher Mensch sein?!

Selbst Frida, die nicht mehr zur Arbeit ausgehen konnte, sondern jetzt Blusen und Unterröcke zu Hause nähte, von morgens bis in die Nacht hinein, ließ auf einen Augenblick die Maschine stillstehen. Die Frage riß auch sie aus ihrer traurigen Versunkenheit: ja, wer, wer?!

Max, der eben von der Arbeit gekommen war, frisch und rot, wurde jetzt blaß, am Schnurrbärtchen nagend, stand er da: daß sie auch nie aufhören konnten mit dieser gräßlichen Geschichte!

Da tappte etwas draußen auf der Treppe. Männerschritte. Ihrer mehrere mußten es sein. Hart klopfte es an die Küchentür.

Mine öffnete.

„Nanu?“ Reschke guckte vom Lesen auf.

Zwei Herren schoben sich herein, und hinter ihnen wurde noch ein dritter sichtbar, ein Mann in Uniform, ein Polizist. Sie sagten kaum ‚Guten Abend', sie waren gleich mitten in der Küche, und der in der Uniform verstellte die Tür.

Was wollten die hier?! Arthur war aufgesprungen. Er hatte noch nie etwas mit der Polizei zu tun gehabt, darauf war er stolz. Sollte er jetzt auf seine alten Tage etwa noch mit denen zusammengeraten? Denn es war eine Unverschämtheit, ihm hier, so mir nichts dir nichts hereinzulaufen. „Sie haben sich wohl in der Nummer geirrt," sagte er mit höhnischer Höflichkeit. „'n Haus weiter, wenn ich bitten darf. Ich stehle nich, ich habe auch keinen umgebrungen — was wollen Sie denn hier?"

„Ist das Ihr Sohn?" fragte der eine und richtete den Blick scharf auf Max.

Mine guckte verwundert: der Maxe hatte sich noch nie was zuschulden kommen lassen. Und doch trieb es sie an, sich vor ihn hinzustellen, gleichsam als wolle sie ihn decken mit dem eigenen Leib.

„Ja, das is mein Maxe!"

„Na denn, Max Reschke, kommen Sie man!" Der Beamte war ganz gemütlich.

Aber Vater Reschke verstand keinen Spaß. „Wollen Sie gefälligst meinen Jungen ungeschoren lassen?!" Er erhob drohend den Arm. „Wie kommen Sie dazu? Wer sind Sie eigentlich? Was unterstehen Sie sich?"

Der Kriminalbeamte zeigte seine Marke. „Machen Sie sich keine Ungelegenheiten, Herr Reschke. W i r machen kein Aufhebens, machen S i e nun auch

keins. Wenn Ihr Sohn imstande ist, sich von dem Verdacht zu reinigen, der auf ihm lastet, so braucht kein Mensch weiter was drum zu wissen. Also los!"

Max stand da, blaß, den Blick zu Boden gesenkt; er war wie auf den Mund geschlagen vor Überraschung. Was, was sollte er denn?! Er war sich nicht des Geringsten bewußt, er wäre auch ruhig mitgegangen, aber die Mutter hatte das Wort ‚Verdacht' aufgefangen, und das flößte ihr Schrecken ein.

Mine schrie auf: ihr Max weggeführt, von der Polizei weggeführt?! Nein, das ließ sie nicht zu. „Hier bleibste!" Sie zerrte den Sohn wieder zu sich hin, und als er sagte: „Reg dich doch nich auf, Mutter, ich muß aber doch mitgehn," da schrie sie noch viel lauter: „Verdacht?! Verdacht! Auf meinen Maxe braucht keener 'n Verdacht zu haben, der tut nischt Unrechts!"

Und Herr Reschke fing auch an zu schreien: war das eine Manier, harmlose Leute so zu überfallen? Verdacht —?! Was war denn das für ein Verdacht, der auf seinem Jungen ruhen sollte? Das war ja eine ganz unerhörte Sache. „Maxe, haste denn was ausgefressen?" brüllte er seinen Sohn an.

Der wurde ganz unsicher. „Ich weiß doch nich!"

Der eine Beamte hatte Max Reschke die Hand hinter die Schulter gelegt und schob ihn so zur Tür, der zweite trat an die andere Seite, den Rücken deckte ihnen der Uniformierte. Aber sie hatten nicht mit der Mutter gerechnet. Mine stieß den Polizisten weg: ihr Kind war ja wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Sie riß ihren Max am Rockschoß zurück und schrie gellend, wild geworden: „Mein Sohn!"

Was die Beamten hatten vermeiden wollen, ein Aufsehen, das war nun da. Die Riedel hatte längst durch ihre ein wenig geöffnete Küchentür dem Wortwechsel drüben gelauscht, nun schoß sie hinaus auf den Vorplatz, und Ella und Elsa, und die schon zur Feerie halb eingekleidete Irene, schossen ihr nach. Und im Stockwerk tiefer klappten die Türen, und darunter die Türen auch, das ganze Haus war plötzlich lebendig geworden. Schon polterten welche die Treppe herauf, andere stürmten nach: was war denn los, was war denn da oben los bei den Reschkes?!

Die Beamten konnten kaum die Treppe gewinnen, so dick war der Knäuel bereits. Max ging ohne Wort, stumm in ihrer Mitte; er war wie betäubt. Hinter ihm jammerte die Mutter: „Mein Sohn!" und der Vater hämmerte sich mit der Faust vor die Stirn: was war denn los, was war denn los?! War's noch am Ende wegen der aus der Koppenstraße, die sie damals vom Felde gejagt hatten? Aber da war ja der Max gar nicht dabeigewesen. Oder vielleicht wegen einer Schlägerei? Der Max trank ja nicht, der prügelte sich auch nicht. Oder war er verklagt auf Alimente? Da holte einen aber doch kein Kriminal ab, und zu drei Mann hoch. O, die Schande, die Schande! Arthur hörte gar nicht auf das, was die Nachbarin sagte.

Die Riedel tröstete: „Lassen Se man jut sein, Reschke, was können Sie denn dafür? Wer weiß, was der Bengel pekziert hat. Man is aber doch nich verantwortlich für seine Kinder. Un 'n Kopp kürzer wer'n se 'n ja ooch nich jleich machen!"

Frida hatte weinend die Mutter umfaßt gehalten:

„Mutter, beruhige dich doch, unser Maxe hat ja nichts getan, er hat sicher nichts getan!“

Da schrillte es von unten durchdringend herauf, eine spitzige Kinderstimme hatte gerufen: „Der hat jewiß die Olle draußen umjebracht, nu hol'n se 'n ab!“ Und ein wirres Getöse folgte dem Ruf aus Kindermund, ein Aufkreischen, ein Durcheinanderschreien, ein Trappeln und ein aufgeregtes Gesumse. Dann wurde es still. Alles war hinter dem Verbrecher drein gelaufen, den sie nun fortführten auf Nimmerwiedersehen.

Frida hatte den Ruf gehört, sie wollte die Mutter stützen, aber sie brauchte selber eine Stütze; wirr um sich blickend, schlug sie mit den Armen in die Luft. Und dann tat sie einen dumpfen Fall.

Frida war zu Boden gestürzt; von ihrer Stirn, die hart aufschlug, troff Blut. Aufkreischend wichen die Fräulein Riedel zurück. Auch Mutter Riedel schlug ihre Küchentür zu: wahrhaftig, man hatte heute schon genug Aufregung gehabt — und überhaupt wegen der, das lohnte sich gerade noch!

Nur Irene stand den Reschkes bei. Der Vater zitterte so, daß er das Haupt seiner Tochter nicht halten konnte; er konnte und konnte nun einmal kein Blut sehen. Irene faßte statt seiner mit an; sie achtete es nicht, daß ihr Theaterstaat rote Flecken bekam, sie half der Mutter die Ohnmächtige in die Stube tragen. Da legten sie Frida aufs Bett.

* * *

Und draußen war es Frühling geworden. Als sei alles gut und schön, so glänzte das Feld im hellen Sonnenschein. Von dem, was der Winter verbrochen hatte, war ihm jetzt nichts mehr anzumerken. Ganz friedlich lag es im Frühlingsglanz; fleißige Ameisen rannten im warmen Sand und schleppten vom Kieferngestrüpp her sich Nadeln, Maulwürfe warfen Haufen auf, im Pechpfuhl schwammen die eben ausgeschlüpften geschwänzten Kaulquappen, und ein großer schwarzer Salamander mit goldgelben Flecken kroch bedächtig das Ufer entlang.

Der Bau des städtischen Irrenhauses war in Angriff genommen. Was die Bröse so gefürchtet hatte, das war nun im vollen Gang: Gefährte rasselten, Karren, schwerbeladen mit Sand und Steinen, Peitschen knallten, Zurufe ertönten, unter blauem Himmel hantierten die Arbeiter schon in Hemdsärmeln, Bretterschuppen waren aufgeschlagen für das Baumaterial, und in einer kleinen Kantine gab es Kaffeewasser, Schrippen und warme Würste zu kaufen.

Und doch war noch Platz genug da, um einsam zu sein. Die Bröse hätte noch einmal umgebracht werden können, so abseits lag ihr Haus; kein Arbeiter verirrte sich bis dahin. Es war wie gemieden. Ein Plakat war zwar auf einer ragenden Stange so angebracht, daß man es lesen konnte schon von weitem: ‚Preiswert zu vermieten oder zu verkaufen.‘ Aber die beiden Gemeinden, Hohenfelde und Briesewerder, die sich, da keine Erben sich meldeten, in die Hinterlassenschaft teilten, würden kein Glück damit haben,

und wenn sie den Preis noch so niedrig setzten: wer mochte wohl in das Haus ziehen?!

Und doch blühten in dem verwahrlosten Gärtchen jetzt schon Hunderte von Veilchen, und an der Hinterwand des leeren Ziegenstalls kroch eine halbwilde Rose herauf, und trieb hartnäckig oft schon abgefrorene und doch immer wieder neu sprossende rötliche Blättchen.

Sonst hatte der Bock alles abgenagt, was sich herauswagte. Aber er war nun fort, ein Bauer hatte das Prachtexemplar zur Zucht gekauft. Aber der Peter hatte es nicht lange gemacht — war er schon zu alt oder hatte er etwas Schädliches gefressen? — eines Morgens fand ihn der Bauer tot im Stall. Da sah man es erst, er war zu sehr abgemagert. „Die Bröse hat ihn sich nachgeholt,“ raunten die Leute.

Die Bröse ging noch immer um, die würde man auch so bald noch nicht vergessen. Denn der Mörder der beiden Frauen war noch immer nicht entdeckt. Alle Spuren, die die Polizei aufgenommen hatte, waren im Sande verlaufen. Man hatte mehrere Handwerksburschen aufgegriffen, lungernde Strolche, Bettler, die ihr Alibi nicht lückenlos nachweisen konnten; auch bessere Leute waren vernommen worden, Arbeiter, die vorigen Herbst bis anfang Winter draußen gegraben und Sand gekarrt hatten. Vor allem aber war der Malergeselle und Anstreicher Max Reschke aus der Novalisstraße belastet gewesen; den hatten sie aber auch wieder gehen lassen müssen.

Sie hatten ihn weidlich gezwiebelt; sie waren mit ihm hinausgefahren, und er hatte um das Haus der Bröse geduckt schleichen müssen, und die Frau aus

Briesewerder ging oben auf der Chaussee: ja, ja, der war's gewesen, den sie damals hatte schleichen sehen! So hatte er ins Fenster gespäht, so hatte er sich geduckt, so, gerade so! Das stimmte überein mit der Aussage der beiden Bursche aus Hohenfelde. Warum hatte er sich denn mit dem Mädchen nicht zeigen wollen und war doch um ihr Haus gestrichen wie ein lauernder Fuchs?!

Auf alles hatte Max immer nur sein stetes: ‚Ich weiß nich!' War das die Sicherheit der Unschuld, oder ein angeborenes Phlegma, oder etwa eine schlau-angenommene Dummheit?! Nach vier Wochen Untersuchungshaft durfte Max Reschke wieder nach Hause.

Als Max unvermutet die Wohnung der Seinigen betrat, traf er nur Frida an. Sie saß beim Fenster an ihrer Maschine. Als er, ohne vorher zu klopfen, mit scheuer Hast eintrat, starrte sie ihn an, als könne sie es nicht glauben: war er's, war es der Max denn wirklich? Sie war schon so an Unglück gewöhnt, sie konnte nichts Gutes mehr glauben. Dann flog sie ihm weinend an den Hals. Würde sich die Mutter freuen! Die war bis zum Abend auf Arbeit; sie würde aber gleich hinlaufen zu ihr, damit die es eher erfuhr. Gott, die Freude! Und der Vater würde sich auch so freuen. Der war seit der Zeit ganz merkwürdig, ganz unzugänglich, saß manchmal stundenlang und schimpfte vor sich hin; und wenn der Prinzipal nicht Rücksicht nähme — der Vater war doch so weit ganz ordentlich und ließ sich auch sonst nichts zu schulden kommen — dann wäre er sicher schon wegen völliger Unbrauchbarkeit entlassen worden.

„Und du?" fragte Max. Er hatte sich sonst nicht sonderlich um die ältere Schwester gekümmert, es war nicht viel Gemeinsames zwischen ihnen, nun aber fühlte er doch, wie gut er ihr war. Sie sah so elend, so blaß aus und so dünn, so mager. „Wie is es d i r denn gegangen?" Er überflog ihre schlank gewordene Gestalt mit einem verwunderten Blick.

Fridas blasses Gesicht wurde glühend rot, den Blick senkend, sagte sie leise: „Ich bin sehr krank gewesen. Aber der liebe Gott war mir gnädig — Mutter sagt so. Uns allen!" Die Tränen schossen ihr in die Augen, sie streichelte stumm dem Bruder mit beiden Händen die Wangen. Es war ihr, als hätte sie ihm etwas abzubitten: das Unrecht, das andere ihm angetan hatten. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber Max wollte nicht mehr bei den Seinen bleiben, trotz all der Freude, die sie bei seiner Wiederkehr bezeigt hatten. Und nicht mehr in der Novalisstraße; da schämte er sich. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß sie da nicht mit Fingern auf ihn zeigten; sie würden es doch tun — später. Nicht in Berlin mehr wollte er bleiben, das war ihm jetzt verhaßt — so 'ne blödsinnige Polizei! Nicht in Deutschland — da war ihm zu großes Unrecht geschehen. Er wollte nach Amerika. Da kümmerte sich keiner um den andern, und niemand wußte, daß er schon in Untersuchungshaft gesessen hatte. Die Untersuchungshaft, die Untersuchungshaft, die wurmte ihn zu sehr. Die war der Stein auf seinem Wege, er konnte nicht darüber weg.

„Reineweg 'ne fixe Idee," sagte Vater Reschke, der

wieder ganz munter geworden war, „Mensch, sei doch nich so dumm, du bist ja vollständig gerechtfertigt von 'rausgekommen!“ Und die Mutter streichelte ihn, wie sie ihn als Kind gestreichelt hatte, wenn er sich weh getan hatte.

Mine trug Leid um ihren Sohn. Ganz verdüstert war er ihr wiedergekommen. Der Max hatte ja nie viel gesagt, nun aber sagte er gar nichts mehr. Stumm und verdrossen hockte er bei ihr in der Küche, er hatte eine Scheu, auszugehen. Was sollte sie nur mit ihm machen? All ihr Zureden half nicht. Er hatte immer einen dicken Kopf gehabt, nun war der erst recht dick. Das einzige, was er sagte, war: ‚Amerika‘. Da wollte er hin, am liebsten schon morgen. Er studierte die Schiffsgelegenheiten. Wenn er sich als Heizer verdingte, oder als Kohlenträger, kam er umsonst hinüber.

Ach Gott, ihr Max wollte über das große Wasser, darin schon so viele Schiffe untergegangen waren und noch immer untergingen! In unendlicher Angst verbrachte die Mutter ihre Nächte; am Tage mußte sie arbeiten, waschen, scheuern, Fenster putzen, da kam sie nicht zum Denken, aber nachts suchten die bangen Gedanken sie doppelt heim. Ihr einziger Sohn wollte so weit, so schrecklich weit fort?! Sie würde ihn nie mehr wiedersehen. Das war ihr fester Glaube, und aus diesem Glauben erwuchs keine Hoffnung. Es war ein harter Kampf, aber ihre Liebe war die größeste: „Denn geh man, mein Maxe!“ Sie würde ihn nicht mehr halten.

„Nanu, Alte, und das sagste so ruhig?“ Arthur sah seine Mine ganz verwundert an. Er selber war dem Plan seines Sohnes gar nicht so abgeneigt. Amerika

war für ihn das Land der unbegrenzten Möglichkeiten; wo schon einmal ein schwarzer Neger Senator geworden war, da konnte sein Max doch gewiß etwas werden.

Er saß mit dem Sohn am Küchentisch, sie studierten in einem alten Schulatlas das Land der Freiheit. Da war New-York, und hier, weiter herunter, am Großen Ozean lang, lag Kalifornien, wo die prachtvollen großen Äpfel herkommen, all die schönen Früchte, die hier nur reiche Leute sich leisten können, die aber gar nichts kosten an Ort und Stelle. Und hier oben im Norden, ganz oben, wo es nicht mehr weit ist bis zum Nördlichen Eismeer, waren die Goldfelder von Alaska. Ob der Max nicht am besten daran tat, gleich dorthin zu gehen? Eine Handvoll Erde genügte da oft schon, um reich zu werden. Und wenn Max dann reich war, dann kamen die Eltern mit Frida ihm nach.

Mine lächelte wehmütig: ihr Arthur machte mal wieder Pläne! Sie glaubte nicht an das Nachkommen. Und sie ging nebenan in die Stube, wo in der Kommode unter ihrem Sterbehemd, das Frida genäht hatte, ihr Sparkassenbüchelchen lag. Es war nichts zugekommen in den letzten zwei Jahren, die Laube draußen hatte doch viel verschlungen; die vierhundertzwanzig Mark waren noch da, aber keine Mark mehr.

Sie legte das Büchelchen vor ihren Sohn hin: „Da, Maxe, das nimmste dir mit!“

„Danke, Mutter!“ Er nahm es ohne jedes weitere Bedenken — was wußte er denn, was er der

Mutter damit fortnahm! Er zog den Mund breit zu einem erfreuten Lachen.

Mine sah ihn liebevoll an: Gott sei Dank, er lachte doch mal wieder. „Damit de doch was hast for den Anfang!“

Damit würde er wohl nicht allezu weit kommen! Frida seufzte, sie wußte besser Bescheid. Es kostete drüben alles viel mehr als hier. Und dann die riesige Reise! Leise ging sie in die Stube und an die Kommode, deren oberster Schub ihr gehörte. Und auch sie holte ihr Sparkassenbuch. Für was brauchte sie denn zu sparen? Bis sie alt war und nicht mehr nähen konnte, hatte sie die fünfhundert Mark — eigene Ersparnisse und Weihnachtsgeschenke ihrer Damen — längst wieder ersetzt. Sie drückte dem Bruder das Buch in die Hand: „Da, Maxe, auch was von mir!“

Mine wollte Einwendungen machen: nein, das ging nicht an, nein, das durfte sie nicht leiden, das war von Fridchen zu viel!

Aber Frida sah sie an mit einer so traurig-ernsten Bitte, daß sie verstummte. „Mutter, du hast so viel für mich getan — wie kann ich dir's besser vergelten?!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Anfang April sollte Max Reschke abreisen. Er fuhr nach Cuxhaven, da kam er dann aufs Schiff. Herr Bernhard hatte ihm abgeredet, als Heizer zu gehen — ‚Gott soll hüten, da kommen Sie ja halb geschmort drüben an!‘ — er kannte einen Schiffsagenten, der würde dem jungen Mann schon einen billigen Platz besorgen: Zwischendeck, fein! Und Max nahm das dankbar an.

Gott sei Dank, nun war er bald das Alte los, sein

Fuß trat andre Erde. Die war drüben viel besser. Nur eine Handvoll Erde, und man konnte da so reich werden! Frohgemut schlug Max sich auf die Brust, wo er, in ein Ledertäschchen eingenäht, die Scheine trug, die er sich auf der Mutter und Fridas Sparkassenbücher geholt hatte. Er zeigte jetzt eine Lebhaftigkeit, wie er sie sonst nie gehabt hatte. Mutter und Schwester nähten ihm noch Hemden und Unterzeug, er trieb sie zur Arbeit an, es konnte ihm gar nicht rasch genug gehen mit der Ausstattung. Und seine Hoffnungsfreudigkeit steckte Herrn Reschke an.

„Was weinste denn?“ sagte Arthur zur Mine, wenn sie sich verstohlen eine Träne abwischte. „Der Maxe hat ja ganz recht. Wenn ich noch jung wäre, machte ich auch mit. Man klebt viel zu sehr an der Scholle. A propo, was ich dir schon immer sagen wollte, draußen die Pacht habe ich nu nich mehr erneuert. Die olle Laube! Wenn's noch 'n Rittergut wäre, aber die paar elenden Handvoll! Man bloß Sand. Und die Pacht wird nu auch noch höher, sagt Bernhard, weil da nu gebaut wird.“

Mine sagte nichts darauf, sie wußte ja, alles, was sie an Geld besaßen, nahm Max mit. Es wäre kein Pfennig mehr übrig gewesen, um einzusäen und zu pflanzen. — —

Max war doch weichmütig, als er von den Seinen Abschied nahm. Sie hatten ihn alle zum Lehrter Bahnhof gebracht. Und nun standen sie vor dem Abteil vierter Klasse, in dem noch ein paar junge Matrosen saßen und lustig qualmten, und sahen zu ihm hinauf. Er hatte sich zum Fenster herausgelehnt:

„Adieu, Mutter!“ Nun hatte er Tränen in den Augen.

Mine hielt seine Hand noch und sah ihn an, als wolle sie ihn mit ihren Augen so festhalten, daß nichts ihn ihr mehr entreißen könne: kein Meer und kein Land, keine Trennung und kein Nimmerwiedersehen.

Frida weinte, Arthur weinte, aber sie weinte nicht. Sie winkte dem Sohn nach, bis sie sein aus dem Fenster flatterndes Tuch nicht mehr sehen konnte, bis der lange schwarzlinige Zug ihr gänzlich entschwunden war. Dann drehte sie kurz um.

Frida wollte sich an sie drängen, und Arthur faßte von der anderen Seite nach ihrem Arm, aber sie winkte ihnen ab: „Geht ihr man nach Hause. Ich komme erst später. Ich tu noch rausfahren.“

„Wohin denn? Was will sie?“ fragte Reschke.

Und Frida weinte aufs neue: „Nach ihrer Laube will sie. Da kommt sie zuerst zurecht!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Am selben Tag, an dem Max Reschke auszog aus Berlin, zog Rentier Hippelt aus seiner Villa in der Gartenstadt. Er hatte gerade in Berlin in einem seiner Häuser eine Wohnung leer stehen, eine schöne Etage, die würde er nun selber beziehen. Es war nichts mehr für ihn hier draußen. Warum es nichts mehr war, das erklärte er nicht näher, das ging ja auch keinen Menschen etwas an, auch seinen Vertrauten, Herrn Bernhard nicht.

Zu Doktor Hirsekorn, der ihm beigestanden hatte in schwerer Stunde, der ihn auch nachher noch mehrere Male besucht hatte, war Hippelt von einer seltsamen

Frostigkeit und Zurückhaltung. Hirsekorn lächelte darüber: ein komischer Kauz. Aber merkwürdig, wie dieser schwerkranke Mann sich doch noch immer auf den Beinen hielt!

Die beiden Villen standen sich so nahe, daß man sehen mußte, wenn man auch nicht sehen wollte. Der Mensch im langen Gehrock und in den karierten Beinkleidern, der einzige, der drüben je zu Besuch gekommen war, besorgte den Umzug. Aber wo war denn der Diener? Hirsekorn glaubte den Albert schon seit vielen Wochen nicht mehr gesehen zu haben.

Fräulein Zimmer wußte Bescheid: ja, der Albert war schon lange fort. Der alte Hippelt hatte es ihr selber erzählt, sie angesprochen über den Zaun: Albert war in Berlin, er machte die neue Wohnung sauber und überwachte die Handwerker. Und als sie sich wunderte: Hippelts konnten ihn doch schwer hier entbehren, da hatte der Alte gesagt: „Meine Frau schafft es sehr gut alleine!“ Albert war dann noch beurlaubt, er besuchte seine verheiratete Schwester in Ostpreußen; das war eine sehr große, eine sehr weite Reise.

Und so sagte Hippelt zu jedem, der etwa nach dem Burschen fragte.

Aber er hatte unruhige Nächte deswegen und unruhige Tage; die Unruhe darüber verließ ihn überhaupt nicht mehr. Was sollte er sagen, wenn die Polizei kam, um sich nach Albert zu erkundigen? Und sie würde kommen. Auf die Dauer ließ sich's vor ihr nicht verheimlichen. Und bei An- und Abmeldung, was schrieb er da auf?! Er wußte es ja selber nicht,

wo Albert war, aber er hatte das unklare Gefühl: die durften ihm vorderhand nicht nachforschen. Nein, die sollten es auch nicht, noch schützte den Flüchtling die vorgeschobene Reise nach Ostpreußen. Aber wie lange noch? Und was dann, was dann?! Der Schweiß trat Hippelt auf die Stirn, sein Atem wurde kurz: oh, dieser Mensch, dieser Mensch, was hatte der bloß angestellt?!

Seine Frau hatte ihn erschrocken angegangen: war es nicht merkwürdig, daß Albert verschwunden war gerade seit jener Nacht, in der die beiden Frauen draußen am Feld ermordet worden waren? Da hatte er sie aber angefahren mit solcher Heftigkeit, daß sie nicht mehr wagte, weiter darüber zu sprechen. Sie durfte niemals darüber sprechen, niemals! Hippelt schärfte ihr das ein.

Und Frau Sophie gab sich zufrieden. Nun gut, wenn Hippelt es denn so wollte: Albert war verreist. Sie war froh, daß sie ihn los war. Und froh war sie überhaupt, aus der Villa fortzukommen. In Berlin war es viel bequemer, da hatte sie nicht immer treppauf und treppab zu laufen, da schaffte sie es leicht allein, ohne jegliche Hilfe. Wozu unnütze Brotfresser? Desto mehr erbte sie dann einmal. — —

In seinem mausgrauen Schlafrock, den er noch immer trug, kam Hippelt heraus auf die Straße. Ein Möbelwagen hielt vor der Villa, der brachte mit einer Fuhre alles zusammen weg; es war nicht viel Mobiliar im Hause. Auch Alberts Sachen wurden mit aufgeladen.

Als Letztes kam der Geldschrank; er war das

Schwerste. Der Mann in Gehrock und karierten Hosen legte mit Hand an, und Hippelt trippelte am Stock aufgeregt hin und her. Man sah es ihm an, er hätte gerne selber mit angefaßt.

Hirsekorn war in seinen Vorgarten getreten; wenn er auch keine besondere Neigung für den Nachbar hegte, so war es ihm doch unnatürlich, den so ganz ohne ein Wort scheiden zu lassen. Hippelt, der jetzt in Überzieher und Hut herauskam, noch gebrechlicher aussehend als vorher im Schlafrock, streckte die Hand über den Zaun: „Leben Sie wohl, Herr Nachbar!"

„Leben Sie wohl!" Der Doktor nahm die kleingewordene trockenhäutige Hand — war die eiskalt! Herrn Hippelt würde er wohl nicht mehr wiedersehen. Darum sagte er herzlicher, als er es sonst vielleicht gesagt hätte: „Möchte es Ihnen gut gehen!"

„Ihnen auch, Ihnen auch!"

„Denken Sie vor allem daran: keinerlei Aufregung. Und nehmen Sie regelmäßig die Tropfen. Sie haben mein Rezept!"

Hippelt zog hastig seine Hand zurück: wollte der Doktor etwa anspielen auf die noch nicht honorierte Behandlung? Das sollte ihm fehlen, jetzt noch eine große Rechnung zu bezahlen! Er bekam es mit der Angst. Aber Halt! Es kam ihm plötzlich ein guter Gedanke. Den Pluto konnte er so wie so nicht gebrauchen in Berlin, hier war er Wachthund, in der Stadt würde man aber eine hohe Steuer für ihn zu bezahlen haben. Und so verzog er das Gesicht zu einem freundlich sein sollenden Lächeln und dienerte: „Herr Nachbar, Sie haben immer so großes Gefallen

an meinem Pluto gefunden — ist auch ein schönes Tier, ein seltenes Tier, gut hundertfünfzig Mark wert unter Brüdern — ich will mich aber von ihm trennen, Ihnen zuliebe!"

Hirsekorn wollte etwas erwidern, aber der andere ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern sagte schnell: „Nein, nein, sagen Sie nichts! Herr Doktor, Sie haben mir freundlich beigestanden, so etwas läßt sich nicht bezahlen. Der Hund ist mein Dank. Empfehle mich!" Und so schnell er konnte, mit kleinen eiligen Schrittchen, trippelte er weg an seinem Stock und unterdrückte das Hüsteln. —

Die Pferde ruckten an, der Möbelwagen setzte sich langsam in Fahrt, und noch langsamer ging's mit Herrn Hippelt hinterdrein. Der Mann in den karierten Hosen hatte ihn untergefaßt, auf der anderen Seite Frau Hippelt; so schleppten sie ihn.

Der verlassene Hund winselte hinter ihnen drein. Da sagte Hirsekorn: „Na, denn komm, Pluto!"

Und das Tier ließ das Winseln und sprang mit einem mächtigen Satz über den Zaun hinüber in das Nachbargrundstück. Die mächtigen Pratzen vor sich gestreckt und den Kopf daraufgelegt, sah er von unten her mit den rotunterlaufenen Augen erwartungsvoll seinen neuen Herrn an.

Siebzehntes Kapitel

Seit Doktor Hirsekorn den Hund hatte, ging er mehr spazieren als sonst, das große Tier mußte Bewegung haben.

„Gott, wie entsetzlich, der häßliche Köter!“ hatte die Zimmer anfänglich gesagt; sie war wenig entzückt gewesen von des Hundes Erscheinen, aber als sie sich es klar machte, welch ein Schutz er doch war, wendete sie ihm ihre Gnade zu. Pluto mußte sogar im Hause schlafen und zwar vor ihrer Tür. Man war jetzt wirklich seines Lebens nicht mehr sicher hier. Nun auch nebenan die Villa noch leer stand, war sie in beständigem Zittern. Früher, da hatte man doch wenigstens den jungen kräftigen Menschen, den Albert, auf Rufweite zur Hand gehabt. Sie würde ihren Herrn Doktor auch nicht ohne Kampf weit haben gehen lassen, hätte ihn der Hund nicht immer begleitet.

Pluto war jetzt stets satt, und das sänftigte seinen Charakter; auch daß er tagsüber nicht immer an der Kette liegen mußte. Drüben war nie jemand mit ihm spazieren gegangen, nun aber konnte er draußen austollen. In einer wilden Freude sprang er das erste Mal vor seinem Herrn her.

Hirsekorn folgte ihm; es war ja ganz gleich, wohin er ging; es war jetzt überall Frühling. Und ohne daß er eigentlich wußte, wie — er hatte sich an den glücklichen Sprüngen des Tieres gefreut und seine kräftigen und doch so geschmeidigen Bewegungen beobachtet — waren sie schon durch den Wald und draußen auf der Heide. Und der Hund war mit gewal-

tigen Sätzen über das sandige Feld gefegt und hatte ein paar erschrockene Kaninchen vor sich her gejagt. Dann war er verschwunden. Hirsekorn hatte gerufen, gepfiffen, das ihm sonst so gehorsame Tier folgte nicht. Endlich fand er den Hund. Pluto kam mit hängender Zunge aus dem kleinen Tunnel des Bahndamms herausgestürzt, seine Lefzen trieften vor Aufregung. Er rannte immer vor der Unterführung hin und her, und dann steckte er wieder schnüffelnd die breite Nase durch das Brombeergestrüpp, das jetzt wie ein leichthellgrüner Vorhang den Eingang deckte.

Da saß wohl eine Katze darin, oder vielleicht gar ein Fuchs? Hirsekorn schob mit seinem Stock die Ranken beiseite: eine feuchtkalte, halbdunkle Höhlung gähnte ihm entgegen. Nichts war darin, aber der Hund stürzte sich hinein und gab Laute von sich, die dröhnend von der niedrigen Wölbung widerhallten. Man mußte ihn am Halsband nehmen und fortführen, sonst war er nicht wegzubringen.

Es war wirklich merkwürdig mit dem Hund. Immer, wenn sie auf dieses Feld gingen, war er aufgeregt. Und überall schnupperte er. Und als Hirsekorn sich einmal bis ans Haus der Bröse verlor, wiederholte sich dasselbe, wie bei der Unterführung im Bahndamm. Pluto war nicht wegzubringen, er schnoberte unter dem kleinen Fenster neben der Haustür, er stellte die Pranken aufs Fensterbrett, er rannte dann hinters Haus, blieb eine Weile fort, kam dann schwanzwedelnd und leise winselnd wieder. Seine klugen Augen schienen förmlich zu sprechen — aber was, was sagten sie?!

Der Doktor blieb eine Weile vor dem Hause stehen. Eine traurige Stille war um dasselbe und eine große Verlassenheit. Aber doch roch es hier nach Veilchen, und unterm Sparrenwerk des niedrigen Daches klebte ein Schwalbennest. Auf der Rückseite des Hauses, hinter dem der Morast jetzt eingetrocknet war, hatte man den Blick hinüber nach den feuchten Wiesen der Briese. Langsam spazierten zwei Störche dort auf und ab, nickten und bückten sich, und tunkten ihre langen Schnäbel nieder. Plötzlich erhoben sie sich und flogen mit Geklapper übers Haus der Bröse. Auf dem First saßen sie einen Augenblick und hielten Ausschau. Gleich darauf spazierten sie am Pechpfuhl. Ganz so gemieden war das Haus also doch nicht. Auch hier könnten Menschen wohnen und das Haus könnte fröhlich aussehen — aber wo, wo waren diese Menschen? Es gab deren nicht viele! —

Eigentlich seinem Hund zuliebe ging Hirsekorn jetzt häufig auf das Feld. Es gab schönere Spaziergänge, aber seltsam, auch er verspürte etwas wie eine leise Erregung, wenn sein Hund so aufgeregt wurde. Und es beschäftigte ihn: was hatte Pluto nur hier, was brachte ihn so sehr in Eifer?!

Ob er hier öfters gewesen war? Er war ja aber nie vom Hippeltschen Grundstück weggekommen. Ob es die zahlreichen Kaninchen waren, deren Spuren er nachschnoberte? Nein, er verfolgte eine andere Spur. Weite Kreise zog er auf dem Feld, jagte munter, aber hielt sich nicht auf. Doch sobald sie sich dem Bahndamm näherten, veränderte sich sein Wesen. Je näher sie dem kleinen Tunnel kamen, desto aufgeregter ge-

bärdete er sich; er stellte sein lautes Bellen ein, er gab nur ein ganz leises aufmerksames Schnaufen von sich, die Nase am Boden, schnüffelte er bald rechts, bald links, bis er mit einem plötzlichen Sprung ins Brombeergestrüpp hineinsetzte, dieses durchstöberte und in der Höhlung verschwand. Das gab Hirsekorn zu denken.

Und machte der Hund es nicht ebenso beim Haus der Bröse? Sollte dies seltsame Gebaren des Tieres mit der Ermordung des Weibes in irgendwelchem Zusammenhang stehen? War das möglich, konnte das sein?! Der Doktor fing an, darüber nachzudenken, aber es fand sich für diese Gedanken kein rechter Weg. — — —

Heute war Hirsekorn wieder auf dem Felde. Er war in die Nähe der früheren Laubenkolonie gekommen. Da sah er eine hingestreckte Gestalt auf dem Boden liegen, und es durchzuckte ihn: war da wieder etwas passiert?! Er hatte sich in der letzten Zeit so viel mit dem, was hier geschehen und nicht aufgeklärt war, beschäftigt, daß ihn der regungslos daliegende, langausgestreckte Körper beunruhigte. Er pfiff seinem Hund. Und als Pluto kam, faßte er ihn am Stachelhalsband und ging aufmerksam näher: „Such, such!“ Der Hund gab Laut. Da hob die hingestreckte Gestalt den Kopf.

Es war Mine Reschke. Als sie jemand auf sich zukommen sah, sprang sie verlegen auf.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das war das Schwerste für Mine Reschke gewesen, daß sie nun bald nicht mehr draußen auf ihr Land gehen sollte. Wenn sie auf ihrer Scholle da gegraben,

gepflanzt und gejätet hatte, da war es ihr jedesmal so, als gehöre die ganze große Welt ihr. Sie war sich dann nicht mehr arm vorgekommen, sie war ja so reich. Und all ihre Sorgen hatte sie da mit untergegraben: ihre Sorge um Frida, auch manche Sorge um ihren Arthur — wo sollte sie nun ihre Sorge hintun um Max? Da bringt man nun ein Kind zur Welt, gibt sich viel Mühe, es groß zu ziehen, und dann reißt es sich los und geht fort, so weit fort, als wäre die Mutter gar nicht mehr da!

Mine konnte ihren Max nicht begreifen: er war doch ganz unschuldig befunden worden, warum ging er?! Aber Arthur erklärte es ihr und Frida schlug sich auch auf des Vaters Seite: die Ehre war dem Jungen eben gekränkt. Und wenn er auch frei ausgegangen war, so lange kein anderer entdeckt wurde als der Täter, so lange der Schuldige nicht gefunden war, so lange blieb doch an Max etwas haften. Und das war ihm zu schrecklich, und darum hatte er fort gewollt. Nun mußte Mine es ja wohl glauben, wenn sie alle beide es sagten.

Mine konnte es doch nicht lassen, und wenn ihr vom Juli ab da draußen auch nichts mehr gehörte, jetzt fuhr sie noch hinaus. Und wenn sie auch nichts zu bestellen mehr hatte, so riß sie wenigstens noch das Unkraut aus den Beeten und sammelte von den Stachel- und Johannisbeerbüschen, die dieses Jahr eine reiche Ernte versprachen, das Ungeziefer ab. Die Laube selbst hatte Arthur schon verkauft, einer der Bauarbeiter hatte sie sich abgetragen und würde sie nun aufschlagen ganz irgendwo anders. Arthur war

froh, wenigstens etwas dafür bekommen zu haben. Es war zwar längst nicht die Hälfte von dem, was sie gekostet hatte, und nicht der hundertste Teil von der Mühe und Arbeit, die Mine daran gewandt hatte.

Wenn Mine sich jetzt draußen hinsetzen wollte, mußte sie schon Platz nehmen auf der flachen Erde. Eine Bank gab's nicht mehr. Aber eintönig quarrten im Pfuhl die Frösche, und sie durfte den Pirol noch hören, der irgendwo unablässig seinen regenkündenden Ruf erschallen ließ.

Heute aber hörte Mine das nicht. Der erste Brief von Max war gekommen. Schon vor Wochen hatten sie einen erwartet, aber das Hoffen war immer vergeblich gewesen. Nun schrieb er's: es ging ihm nicht sonderlich. Das Amerika gefiel ihm ganz und gar nicht, es war alles so anders, als er es sich gedacht hatte. Arbeit hatte er freilich gefunden, er war vorderhand noch in New-York bei einem Maler- und Anstreichermeister; und von Alaska redete ihm der ab. Aber er würde doch noch nach Alaska gehen. Und Heimweh hatte er auch.

Der arme Maxe! Ach, daß er hatte gehen müssen! Mit bittrem Kummer war Mines Herz voll, sie seufzte, und dabei spielte ihre Hand in der losen Erde, zerbröckelte ein paar Krumen zwischen den Fingern und nahm wieder neue auf. Ein würziges Duften stieg auf aus der Scholle, sie glaubte den erquickenden Duft noch nie so stark empfunden zu haben — und jetzt, wo sie ihn so nötig hatte, sollte sie ihn nicht mehr einatmen?! Eine bange, hilflose Verlassenheit kam über die Frau. Wenn sie dies nicht mehr hatte, nicht mehr

die Freude an den paar Stauden, an den ersten Pflänzchen, und an jedem Blümchen — was hatte sie dann noch?! Ach, sie war ja hier schon so angewachsen — nein, sie konnte, sie konnte hier nicht fort! Ihre Finger krallten sich förmlich ins Erdreich, wie Wurzeln, die eindringen, die tief hinabgreifen. Ach, wenn ihr doch dies hier wenigstens bleiben würde! Aber noch vierzehn Tage, und es war damit vorbei. Dann trampelten harte Füße ihr Gärtchen tot, der Weg zum Bau ging vielleicht hier darüber hin!

In einem Schmerz, der die sonst so Ruhige außer sich brachte, warf sich Mine der Länge lang hin und drückte ihr heißes Gesicht in die kühle Erde. — — —

„Ach, sieh da, die Reschke! Guten Tag, liebe Frau!" Hirsekorn hielt ihr die Hand hin. „Was machen Sie denn, wie geht's?" Seine Stimme klang so freundlich. Die Verlegenheit wich von ihr, es zwang sie förmlich, ihn anzusehen.

Und da war es ihr, als blicke sie in Gottes Angesicht. So, gerade so, hatte sie sich als Kind immer den lieben Gott vorgestellt: als einen schönen alten Mann mit einem weißen Bart und mit weißen Haaren, die ein bißchen lang waren und noch sehr dicht, und mit blauen Augen, die einen durch und durch schauten, und noch mit roten Backen.

Mit ihren verweinten Augen Hirsekorn vertrauensvoll ansehend, sagte sie: „Uns tut es gar nicht gutt gehn!" Und als ob sie es dem vertraute, dem allein man alles vertrauen kann, so erzählte sie, rascher als es sonst ihre Art war, und flüssiger und folgerichtiger aneinandergereiht, was geschehen war

seit jenem Tage, an dem sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte.

„Wissen Se noch, Herr Dokter, als ich bei Ihnen war, um für Fridchen was gegen die Bleichsucht zu holen? Dazumal sagten Sie: ‚Man kann seinen Kindern 's Glücke nich schaffen, da sind wir ohnmächtig‘ — dadran habe ich schon so oft denken müssen, Herr Dokter. Ach,“ sie faßte seine Hand und beugte sich über dieselbe, um ihre Tränen nicht sehen zu lassen, „was mit der Frida passiert is, das 's ja noch nich so schlimm, vielleicht daß sie sich doch noch verheirat', wenn se's erscht verschmerzt haben tut, aber das mit dem Maxe! Ach, wissen Se denn nich, Herr Dokter, was mit dem tut sein?!“

„Erzählen Sie mir's,“ sagte er gütig. Er sah in ihr zuckendes Gesicht, sie tat ihm leid. — —

Lange gingen sie auf und ab. Sie sagte ihm alles. Der Herr Doktor war ja so ein kluger Herr, der würde sie schon verstehen, auch wenn sie es nicht so herausbringen konnte, wie sie es inwendig hatte.

„Und der Bräutigam Ihrer Tochter, sagen Sie, war bei Michels im Seidenhaus?“

„So hat er gesagt, aber 's tut ja nich wahr sein. Der Maxe hat gleich gesagt: ‚Ich weiß nich, ich weiß nich,‘ der hat ihm gleich nich getraut. Aber so 'n hübscher Mensch war er, schwarz, mit 'ner Tolle und mit schwarzen Augen, die hielt er immer niedergeschlagen, so bescheiden war er. Un erzählen tat er, erzählen, grad als wenn einer aus 'm Märchenbuch liest!“

„Es scheinen ja auch Märchen gewesen zu sein. Wie alt war er denn?“

„Jünger als der Maxe. Anfangs die Zwanzig. Un groß, schlank, aber doch kräftig, man sehr ansehnlich; nur so 'ne schlechten Zähne hatte er, da tat ihm grad vorne schon einer fehlen."

Hirsekorn stutzte: warum er bei dieser Beschreibung nur immer an Herrn Hippelts Albert denken mußte? Der junge Mensch stand plötzlich ganz deutlich vor ihm. Er hörte nicht mehr recht zu, was Frau Reschke weiter erzählte: von dem Warten ihrer Frida auf Herrn Albrecht, von ihrem Glauben, in dem sie so schmählich betrogen worden war, von all den zu nichte gewordenen Hoffnungen und von dem schrecklichen Verdacht, der auf ihrem Max gelastet hatte.

Albrecht — Albert! Und der Hund, der Hund! Der hübsche Mensch mit der schwarzen Haartolle, mit den scheuen Augen und der auffallenden Zahnlücke! Der Albert war drüben verschwunden gewesen seit der Nacht, in der die beiden Frauen ermordet worden waren! Weder die Zimmer noch die Dienstmädchen hatten ihn mehr gesehen. Und was redete Hippelt von ‚verreist sein'?! Und gerade in jener Nacht war es auch gewesen, daß der Hilferuf Hippelts ihn aus dem Schlaf geweckt hatte! Des Doktors Augen blickten sehr ernst: wie gehörte das alles zusammen? Denn d a ß es zusammengehörte, das glaubte er jetzt zu wissen.

Es ging Hirsekorn wie seinem Hund. Er konnte von der Spur nicht los, die er jetzt plötzlich bei der Erzählung der Reschke zu entdecken schien. Er glaubte einen Weg zu sehen, schmal, kaum kenntlich, aber jetzt doch ganz deutlich zu verfolgen.

„Ach Herr Dokter, daß unser Maxe die Bröse umgebracht haben soll, das war das Allerschlimmste! Mein Maxe, der keinem Tier was zuleide tun kann. Un nu is er so weit weg. Sehn Se, Herr Dokter, die Sorge um 'n Kind, das so weit fort is, die bringt einen beinah um. Und nu habe ich von Juli an nich mal meine Laube mehr, nich 'ne Handvoll Erde, wo ich zu sagen kann: ‚du bist mein'. Wo ich mir was pflanzen kann, un wo mir's förmlich raufrufen tut wie lauter Trost!" Sie wollte das Weinen herunterschlucken, aber sie schluchzte doch: „Ach Herr Dokter, Sie wissen ja nich, wie es tut sein, wenn mer nischte, gar nischte mehr zu eigen hat!"

„Aber das hier war doch nicht einmal Ihr Eigentum, liebe Frau!"

„Nee — eigentlich nich!" Mine blickte ganz verdutzt: das hatte sie gar nie mehr bedacht, daß es ja hier doch nicht ihr zu eigen gehörte. Aber dann brach aus ihren verweinten Augen ein Strahl der Liebe: „Herr Dokter, 's war aber doch so gutt wie meine — ich durft doch drauf arbeiten. Sehn Se" — sie raffte ein wenig Erde auf und hielt sie ihm hin auf der flachen Hand — „als ich hier hinkam, tat's bloß Sand sein, nu is es doch Erde. Gute Erde." Sie sagte es mit Stolz. Sie hatte ihren Kummer schon halb vergessen, sie pries und pries das Stückchen Erde, diese arme Scholle, die ihr nicht einmal zu eigen gehörte. —

Hirsekorn ließ sich von der Frau noch ein Stück Weges begleiten. Sie schritten über das große Feld, der Hund zog seine Kreise um sie her in munteren Sprüngen.

Der Doktor ging in tiefen Gedanken, er sprach nicht. Plötzlich blieb er stehen, sah nach dem großen Gebäude hin, dessen unteres Stockwerk sich schon zu heben begann, und sah dann nach dem Häuschen der Bröse zurück, das, wie versunken, jenseits der Chaussee lag. ‚Zu verkaufen oder zu vermieten'. Verkaufen —! Man müßte es dann wohl ein wenig ausbauen. „Hm!" Er zeigte mit dem Finger: „Glauben Sie, Frau Reschke, daß da wohl Leute hinziehen!"

„Warum denn nich?" Sie sah ihn verwundert an.

„Nun, es haftet doch immerhin keine angenehme Erinnerung daran. Und auch keine saubere!"

„Nu die Bröse nich mehr tut drinne sein, tut's doch ooch sauber da sein!" Mine lächelte über den Herrn, daß der denken konnte, es läge am Hause. „Ich tät mer nich fürchten, ich wohnte gleich drinne!" —

Er nickte ihr zu; und dann schüttelte er ihr die Hand, und sie schieden. Als er sich noch einmal umwendete nach ihr, sah er ihre Gestalt, ganz allein. Sie erschien ihm seltsam groß, ragend aus der Fläche. Mit ruhigem Schritt ging die Frau über das jetzt schon dämmerig gewordene, einsame Feld.

Und er stand und sah ihr noch immer nach: ja, das war eine, die taugte für hier draußen! Andere kamen, andere gingen, die wenigsten hielten aus. Und jetzt baute man da ein Irrenhaus, und das Öde wurde noch öder, das Traurige noch trauriger. ‚Selig sind, die reinen Herzens sind' — nur denen konnte das Leben hier fröhlich sein!

Er kehrte sich endlich von der schwindenden Gestalt ab und ging dann heimwärts, lächelnden Mundes,

und doch mit ernster, von Gedanken durchfurchter Stirn. — — —

An diesem Abend hatte Doktor Hirsekorn noch ein langes Gespräch mit seiner Frau. Das Fräulein, das an der Türe lauschte, hörte ihn sagen: „Soll ich es tun? Was meinst du, Marianne? Ich nehme unseren Kindern ja nichts fort dadurch; für die ist es ja nur so wenig, für jene aber so viel!“

Und dann, nach einer Pause: „Du meinst also auch, daß ich es ihr kaufen soll? Dann hat sie doch endlich etwas eigen!“

Was, was? Wem wollte er etwas kaufen, wer hatte dann etwas eigen?! Fräulein Zimmer draußen vor der Tür zitterte vor Neugier. War s i e gemeint? Wer denn sonst — wer, was?! Sie hörte leider nicht deutlich mehr.

Die Stimme drinnen wurde jetzt ganz flüsternd. Sie flüsterte: „Gute Nacht, mein geliebtes Herz! Ich danke dir!“ Und dann mit einem Seufzer: „Ach, was habe i ch denn eigen, so ganz eigen? Sage es mir, Marianne!“

* * *

Rentier Hippelt war in sein eigenes Haus gezogen, in die zweite Etage des großen Eckhauses am Oranienburger Tor. Das brausende Geschäftsleben der großen Stadt sauste da vorüber. Aber er genoß nichts davon. In seinem Schlafzimmer, hinten heraus, lag er im Bett, unter'm Kopf den rotgewürfelten fettigen Schutzlappen und stierte gegen die Decke.

Seine Hände ballten sich: das hatte ihm sein früherer Nachbar angetan, der scheinheilige Tugendbold, der Doktor Hirsekorn! Der Teufel sollte den holen! Nun waren sie doch dahinter gekommen, daß Albert fort war, fort, seit jener Nacht!

Wenn Hippelt heimlich jener Nacht gedachte, schlugen ihm noch die Zähne zusammen; und nun hatte er es offen eingestehen müssen, daß auch ihn der Albert bedroht hatte. Er hatte es freilich so milde gemacht wie nur möglich: der Bursche war eben ein wenig frech gewesen — mehr dummdreist als böse — nein, bewahre, schlecht war der Albert nicht, nur leichtsinnig! Schlimmeres war völlig ausgeschlossen. Er war ein guter Junge, ein tüchtiger Junge — wie konnte man den Albert nur eines Mordes verdächtigen?! Und warum Albert fortgelaufen war? Weil er sich eben der Unbescheidenheit gegen seinen Herrn so geschämt hatte. Und wohin er fort war? Ja, das wußte er nicht. Das mit der Reise nach Ostpreußen, das war nur so gesagt gewesen, weil er eben nicht wollte, daß müßige Neugier ihn ausfragte. Der Albert würde schon bald wiederkommen — es würde ihm ein Leichtes sein, sein Alibi nachzuweisen, des konnten sie gewiß sein.

Bei seiner Vernehmung war Hippelt ganz ruhig gewesen. Sie hatten ihn vereidigt — aber hatte er denn nicht die Wahrheit gesprochen, die volle Wahrheit? Er konnte ruhig schwören. Man braucht doch nur zu sagen, was man gefragt wird. Und der Hund, was war das mit dem Hund? Die Canaille, hätte er ihr doch lieber Gift gegeben!

Daß Hippelt auf Alberts Rückkehr hoffte, das war in der Tat wahr. Er wunderte sich selber, daß er auf den Jungen noch hoffte. Wenn er doch käme, der verfluchte Bengel, und mit seiner eisigen Ruhe dem Richter gegenüberträte! Die ganze Justiz war aufs Maul geschlagen, wenn er seinen Mund aufmachte. Der Albert war unschuldig, ganz unschuldig. Das würde er sicher beweisen!

Aber in seinen Träumen, die mehr Fieberphantasieen als Träumen glichen, war es anders. Da sah Hippelt den Sohn mit mörderischen Händen. Und das zehrte an seiner schwachen Lebenskraft. Der Tod, gegen den er sich so gesträubt hatte, der Tod, der ihm als schlimmster Feind erschienen war, als der Räuber seiner Schätze, gegen den er ankämpfte mit hartnäckigem Widerstand, der war ihm jetzt fast Freund geworden. Willenlos streckte er die Waffen. Wenn Albert nicht wiederkam, wenn er nicht von der Sorge befreit wurde, in ihm einen Mörder zu sehen, dann, ja dann —!

Hippelt streckte sich im Bette lang und faßte nach dem Herzen, sein matter Blick suchte den Geldschrank, der, wie in der Villa der Gartenstadt, auch hier dicht bei seinem Bette stand. Es war ein langer, langer Blick; und ein abschiednehmender Seufzer.

— — — — — — — — — — — — — —

Herrn Hippelts Albert kam nicht wieder. Die Untersuchung hatte es nun klar ergeben: er war der Mörder der Frauen. Die Alte hatte er erwürgt, des Geldes wegen, das er bei ihr vermutete, und das Mädchen war ihm zum Opfer gefallen, vielleicht weil

sie ihm als Geliebte nun lästig geworden war, vielleicht auch, weil er fürchten mußte, sie würde ihn verraten. Niemand war mehr da, der das, was in geheimnisvoller Mondscheinnacht sich ereignet hatte, offenbaren konnte. Der Hund war nur ein Tier; er hatte die Spur des ihm vertrauten Burschen aufgenommen, aber weiteres verraten konnte er nicht. —

Mit einem Gefühl der Erleichterung hörte Hirsekorn diese Schlüsse ziehen. Ein langes Leben war über ihn hingerauscht, nicht immer hatte er das Recht siegen sehen und das Unrecht unterliegen. Wie oft nicht lacht das Böse und das Gute weint. Aber daß es ihm vergönnt war, es nun auch einmal anders zu sehen, das machte ihm Freude. Es war eine befriedigende Lösung, ein beglückender Abschluß seines Daseins, denn wie lange noch, und er würde in die Nacht eingehen, die ihm, trotz seines freundlichen Abends, willkommen war.

‚Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen‘ — ja, es w a r köstlich gewesen! Der Doktor saß an seinem Schreibtisch, ganz allein mit der geliebten Frau. Es war so ruhig um ihn und sie, kein Wind rauschte, kein Sonnenschein hellte, ein stiller silbrig-grauer Tag gab ruhevollen Frieden.

Und aus dem Herzen des alten Mannes stieg wiederum eine Stimme auf, ein Ruf. Aber nicht mehr der Notschrei: ‚Ich sehne mich immer, immer noch‘ — jetzt war es eine Frage.

Der Armen hatte er eine Scholle gegeben, darauf sie säen und ernten konnte, endlich ein eigenes Stück-

chen von der großen Welt — aber war diese Scholle ihr denn in Wahrheit ganz eigen? Konnte kein widriges Geschick sie ihr wieder entreißen? Und würde sie immer glücklich darauf sein?

Er hob die Augen zum Bilde. Da neigte sich die Tote leicht zu ihm herab, es streifte seine Wange wie ein milder Hauch, und weiser, als sie je in ihrem Leben gesprochen hatte, sprach seine Marianne zu ihm:

„Eine Handvoll ist's: um die wir ringen, wir mühen uns darum unser Leben lang: eine Handvoll Erde. Aber siehe, einzig die letzte, sie, die uns deckt, macht uns ganz glücklich — nur sie allein! Und sie nur gehört uns ganz!"

Romane und Novellen von C. Viebig

Kinder der Eifel / Novellen

12. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—
In diesem Werke der bisher unbekannten Schriftstellerin offenbart sich ein siegreiches Talent, an dem nicht nur die Reife der Lebensanschauung, sondern auch die geschlossene Lebendigkeit der Darstellungskunst überrascht. Das Eifelgebirge und die aparte Natur seiner Bewohner sind mit erstaunlicher Kraft gezeichnet, und das Buch gewinnt dadurch jenen herben Erdgeruch, welcher den meisten Werken moderner Autoren fehlt.
(Internationale Literaturberichte.)

Rheinlandstöchter / Roman

19. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50
Realismus in der Wahrhaftigkeit der Darstellung, Idealismus in der Gesinnung und Denkweise. (St. Petersburger Zeitung.)

Dilettanten des Lebens / Roman

6. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—
Mit ergreifender Wahrheit malt uns Clara Viebig den Verlauf eines tragischen Geschickes, und sie entfaltet eine bedeutende Kraft und lebensvolle Anschaulichkeit. (Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

Vor Tau und Tag / Novellen

5. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.50
Eine überreiche Skala von Stimmungstönen steht der Verfasserin zur Verfügung, und sie macht ausgiebigsten Gebrauch davon.
(Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.)

Es lebe die Kunst / Roman

5. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50
Was dem Roman einen starken Wert verleiht, ist zuerst sein typischer Gehalt: Er hat den Wert eines Kulturdokuments. (Die Nation.)

Das Weiberdorf / Roman aus der Eifel

27. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—
Ein Werk, wie es in der Frauenliteratur in gleicher Wucht noch nicht geschrieben worden ist. (Tägliche Rundschau.)

Das tägliche Brot / Roman (Volksausgabe)

23. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—
Das tägliche Brot ist eine der bedeutendsten sozialen Dichtungen unserer Zeit. (Breslauer Zeitung.)

Das Kreuz im Venn / Roman

19. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50; Luxusausgabe M. 15.—

Das Venn ist der eigentliche Held des Romanes, und aus dem Blühen der Heide, und der dörrenden Glut der Julisonne, aus dem Brausen des Schneesturms klingt eine Stimme, eindringlicher als Menschenwort, erlauscht von einer feinhörigen, überzeugten Kunst.
(Berliner Tageblatt.)

Die heilige Einfalt / Novellen

12. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—; Luxusausgabe M. 12.—

Diese lautere Glut in einer Zeit, schlapp und bekenntnisfeig wie unsere, sie erzwingt sich Achtung und Bewunderung. (Die Zeit, Wien.)

Die vor den Toren / Roman

16.—21. Tausend. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50; Luxusausgabe M. 15.—

Ein groß angelegtes und glänzend durchgeführtes Kulturgemälde, das von einer Fülle scharf individualisierter, lebensechter Typen belebt wird. Es ist nicht bloß ein herbes, sondern auch ein starkes Buch, das jeden Freund einer ernsthaften epischen Kunst zu hoher Bewunderung zwingt.
(Neues Tagblatt, Stuttgart.)

Das Eisen im Feuer / Roman

14. Auflage. Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.—;

Wir möchten dieses Buch zu den besten rechnen, die die kraftvolle Künstlerin geschaffen hat, die, wie keine andere Zeitgenossin unentwegt ihren Platz behält, und niemals unmodern wird, weil sie nie modern sein wollte, sondern immer nur dem eigensten folgte, was sie zum Schaffen trieb. (Kölnische Zeitung.)

Heimat / Novellen

7. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—; Luxusausgabe M. 12.—

Ich glaube, man kann lange in unserm Schrifttum suchen, bis man ein mit so schlichten Mitteln derart ergreifend hingeschriebenes Lied des Heimatverlangens findet. (Hamburger Nachrichten.)

Drei Erzählungen / Für das deutsche Volk herausgegeben.

6.—10. Tausend. Preis M. 0.60

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.



Egon Fleischel & Co. Berlin